

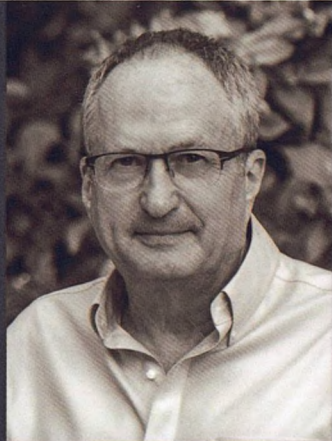


Wenn  
jemand  
anruft,  
sagt,  
ich bin  
tot

EMANUEL ROSEN

*Eine Familie kämpft  
um Identität und Würde*

---



Als Emanuel Rosen in Israel aufwuchs, war er von den heiteren Aussprüchen seiner Mutter umgeben, aber er hatte keine Ahnung von dem Kampf, den sie führte. Er wusste, dass seine Großeltern, 1933 aus Deutschland nach Palästina emigriert, 1956 ihre frühere Heimat besucht hatten, aber er wusste nicht, dass sich sein Großvater nach ihrer Rückkehr nach Tel Aviv dort das Leben genommen hatte. Er wusste nichts von dem Rechtsstreit, den seine Mutter in die Wege geleitet hatte, um die Würde ihres Vaters, des einst angesehenen Hammer Anwalts, wiederherzustellen, und er wusste sicher nichts von dem Nazi-Psychiater, den das Gericht in diesem Fall als Gutachter bestellt hatte. Kurz gesagt, er wusste nicht viel, bis er einen Karton mit Briefen fand, die seine Großeltern von ihrer Reise geschickt hatten, und er fuhr nach Deutschland, um ihren Spuren zu folgen.

Emanuel Rosen wurde in Israel geboren und lebt in Kalifornien. Nach einer erfolgreichen Karriere in der Hightech-Industrie schrieb er einen Bestseller über Marketing, der in zwölf Sprachen übersetzt wurde. Dies ist sein viertes Buch.



1. Auflage 2021

Titel der Originalausgabe:

Emanuel (Manu) Rosen: *If anyone calls, tell them I died*

Amsterdam Publishers, Amsterdam 2021

Die Publikation dieses Buches wurde ermöglicht mit freundlicher Unterstützung durch den Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL)

**LWL**

Für die Menschen.  
Für Westfalen-Lippe.

und durch den Hammer Geschichtsverein (HGV)

**HGV**

HAMMER  
GESCHICHTS  
VEREIN e.V.

EMANUEL ROSEN

**Wenn jemand  
anruft, sagt,  
ich bin tot**

*Eine Familie kämpft  
um Identität und Würde*

Deutsch von Wolfgang Schriek



ECKHAUS VERLAG  
2021

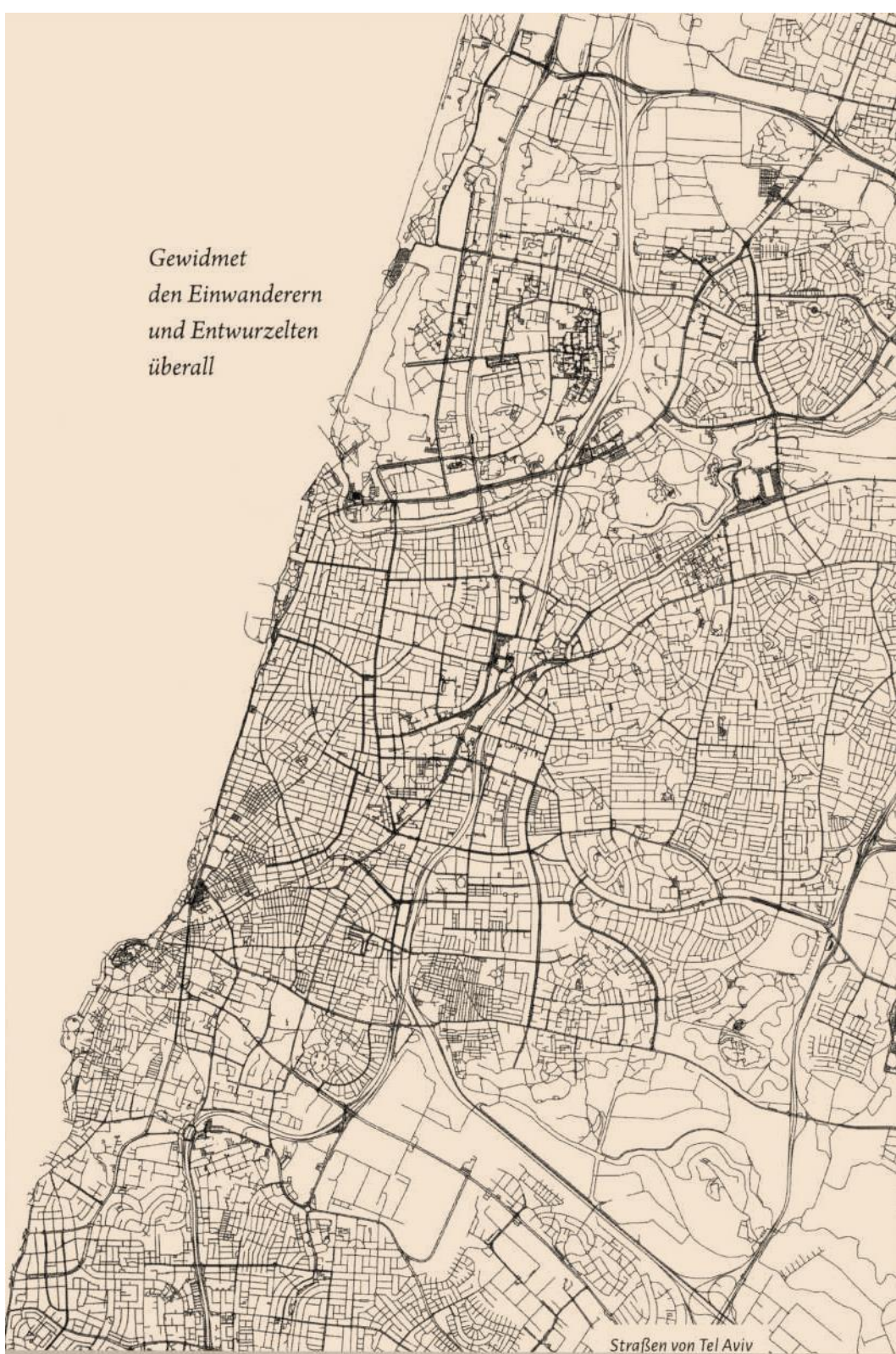
# Inhalt

1. Tel Aviv. «Für mich ist es nicht lustig.».....	9
2. Menlo Park. «Nicht hier im Auto.» .....	12
3. Los Angeles. «Sie hat es stets bedauert, zurückgekehrt zu sein.»	19
4. New York. «Ich musst' mich manchmal bücken.».....	26
5. Über dem Ozean. «Nichts.».....	33
6. Tel Aviv. «Juuu-huuuu!».....	36
7. Tel Aviv. «Dann pinkel doch über den Besenstiel!» .....	45
8. Tel Aviv. «Zufrieden.» .....	48
9. Tel Aviv. «Wenn ich mal dieses hohe Alter erreiche, erschießt mich einfach.» .....	51
10. Tel Aviv. «Wie konnte er nur?» .....	55
11. München. «Wir assen Steak mit Pilzsauce.» .....	58
12. Amsterdam. «Es hat alles geklappt.» .....	62
13. Düsseldorf. «Sie können mich alle am A... lecken.» .....	66
14. Düsseldorf. «Angespannt die ganze Zeit schwatzen, ohne etwas zu sagen.» .....	76
15. Düsseldorf. «Opa war Zionist, bis er in Haifa von Bord ging.»	80
16. Wiesbaden. «Sie kannten sich alle.».....	91
17. Wiesbaden. «Vati ist wahrhaftig wieder der alte Kavalier.» .....	98
18. Wiesbaden. «Gelernt ist gelernt.».....	102
19. Wiesbaden. «Diese gottverdammten Schuldgefühle.» .....	105

20. Frankfurt. «Sind Sie Mirjam Mendels Vater?» .....	108
21. Wiesbaden. «Ich werde nicht fasten, um drei Mark einzusparen.» .....	116
22. Düsseldorf. «Und dann geht's weiter nach Hamm» .....	127
23. Hamm. «Ich hätte dort noch mehrere Tage zubringen können.».....	130
24. Menden. «Wir erkannten aber nichts.».....	142
25. Northeim. «Man wusste es nicht.» .....	151
26. Hannover. «Ich weiss, dass es an jenem Tag geschneit hat.» ....	160
27. Riga. «Was für eine wunderbare Welt.».....	164
28. Düsseldorf. «Nicht ahin. Nicht aher. – Weder hier noch dort.»	168
29. Düsseldorf. «Düsseldorf ist auch nicht mehr das, was es einst war.» ...	171
30. Zürich. «Du wolltest mir doch Schreiben und Lesen auf Hebräisch beibringen?» .....	176
31. Rapperswil. «Du hast einen schrecklich schweren Tag vor Dir.»	179
32. Tel Aviv. «Auf die Allenby geht man nicht.» .....	181
33. Tel Aviv. «Zu seinem tragischen Tod.» .....	186
34. Tel Aviv. «Es war kein Honigschlecken.» .....	191
35. Jerusalem. «Lucie passte sich dem Fluss des Lebens an.» .....	200
36. Nikosia. «Auf Wiedersehen.» .....	207

37. Tel Aviv. «Mein Vater fühlte sich nie mit Palästina verbunden.»	210
38. Zürich. «Lassen Sie uns warten, bis Ihre Tochter zurückgekommen ist.»	215
39. Tel Aviv. «Lucie Mendel gegen das Land Nordrhein-Westfalen.»	219
40. Menlo Park. «Ist das der?»	221
41. Tel Aviv. «Ich kann das nicht mehr mitmachen.»	225
42. Tel Aviv. «Vor allem, wenn sie schlafen.»	232
43. Tel Aviv. «Für Mutti gab's schöne und schwerere Zeiten: Sie blieb immer tapfer, auf Verderb und Gedeih.»	236
44. Epilog	243
Anmerkungen	251
Personen in alphabetischer Reihenfolge	282
Familienmitglieder	286
Dokumente	288
Ein paar Gedanken zum Schluss. Nachwort von Mechtild Brand ..	304
Zitate	311
Danksagungen	312
Impressum	316

*Gewidmet  
den Einwanderern  
und Entwurzelten  
überall*



*Straßen von Tel Aviv*





1

## Tel Aviv. «Für mich ist es nicht lustig.»

Meine Mutter erzählte so gut wie keine Witze, aber sie hatte für jede Gelegenheit amüsante Sprüche auf Lager. Wenn man ihr fk sagte, dass jemand heirate, flachste sie: «Gegen wen?» Und wenn sie sich zum Mittagsschläfchen hinlegte, bestimmte sie: «Wenn jemand anruft, sagt, ich bin tot.» Wenn wir irgendeinen hässlichen Ausstellungsgegenstand im Schaufenster sahen, warnte sie meine Schwester und mich: «Wenn ihr euch nicht benehmt, kaufe ich euch das.» Und wenn sie mit einem Nachbarn oder Verwandten über uns sprach, resümierte sie: «Es sind brave Kinder.» Nach einer wohlberechneten Zweisekundenpause: «Vor allem dann, wenn sie schlafen.»

Im Gegensatz zu ihrem handfesten Humor erzählte ich gerne Witze. Als ich heranwuchs, war meine Mutter – sehr geduldig, wie ich sagen würde – an den verschiedenen Erzählphasen von Witzen, die ich ausprobierte, mitbeteiligt. In meinen Teenager jähren in den 1960ern waren meine Freunde und ich eine Zeitlang besessen von «Horrorscherzen», wie wir sie nannten. Ich hatte meinen besonderen Spass daran, diese meiner Mutter zum Besten zu geben, nicht zuletzt aufgrund der Mischung aus Lachen und Seufzen, die sie bei ihr auslösten. Etwa schwarzhumorige Witze wie: «Kennst du schon den von dem Blinden, der verblutet ist, weil er versucht hat, auf einer Käseibe zu lesen?» Sie fasste sich an ihre Brille, schüttelte den Kopf und sagte: «Das ist abscheulich!» Oder: «Genug jetzt!» Aber gelacht hat sie noch darüber.

Eines Tages hörte ich von einem Schulkameraden einen neuen Witz.

«Weisst du, dass der Sturz von einem hohen Gebäude dich nicht umbringt?»

Das klang vielversprechend. Ich wartete auf die Pointe.

«Die Berührung mit dem Bürgersteig macht s.»

Ich fand dies urkomisch und konnte kaum abwarten, nach der Schule diesen neuen Scherz meiner Mutter zu präsentieren. Als ich ihren Wagen kommen hörte, wartete ich auf sie in der «Halle» (ein hochgestochener Name für den kleinen Flur, der die drei Räume unseres Hauses verband). Als sie das Haus betrat, kündigte ich ihr meinen neuen Scherz an.

«Weisst du, dass der Sturz von einem hohen Gebäude dich nicht umbringt?»

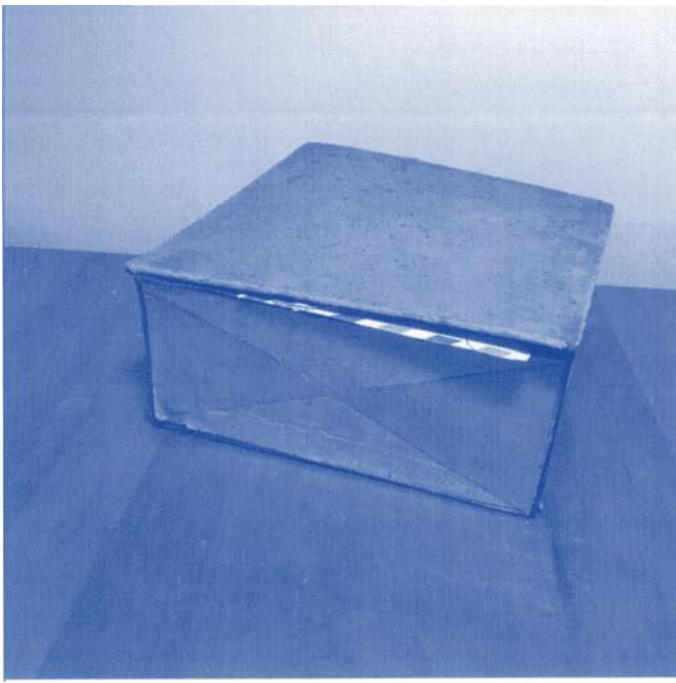
Meine Mutter erstarrte. Ihre Lippen zuckten kurz, ihre grauen Augen bewegten sich nicht.

«Die Berührung mit dem Strassenpflaster macht s.»

Sie wandte sich ab.

«Das ist nicht witzig», sagte sie und starrte auf den blauen Sessel am Telefon.

Ich beharrte darauf dass dies ein lustiger Witz war. Ein urkomischer sogar.  
Warum verstand sie nicht, dass das lustig war?  
«Für mich ist es nicht lustig.»



2

## Menlo Park. «Nicht hier im Auto.»

**I**n einem alten Karton, den ich nach dem Tode meiner Mutter aus ihrem Haus in Tel Aviv mitgenommen hatte, fand ich einen Stapel Briefe. Diese Briefe, die über die Jahrzehnte alle Aufräumaktionen überdauert hatten, mussten einfach wichtig sein, doch meine dürftigen Deutschkenntnisse und die altertümliche Handschrift liessen mich dieses Rätsel nicht lösen. Ich hatte mittlerweile eine Familie, zählte mehr Jahre als meine Mutter zu der Zeit, da ich noch ein alberner Teenager war. Ich war viel beschäftigt. Doch von Zeit zu Zeit öffnete ich den Karton, um es auf einen neuen Leseversuch ankommen zu lassen. Irgendetwas zog mich zu diesen Briefen hin, gaben sie doch vielleicht Auskunft auf eine Frage, die ich bislang nicht beantworten konnte.

Die Briefe stammten von meinen Grosseltern, Dr. Hugo Mendel – den wir Opa – und Lucie Mendel – die wir Oma nannten. Sie hatten die Briefe während ihrer Reise nach Deutschland 1956 an Mirjam – oder Mirjämchen, wie sie liebevoll meine Mutter nannten – geschrieben. Eines Tages kristallisierte sich für mich schliesslich die Frage heraus, die diese Briefe vielleicht beantworten würden. Meine Grosseltern hatten sich nämlich nach jener Reise getrennt, und mir wurde klar, dass diese Briefe erklären könnten, warum. Mit «trennen» meine ich nicht, dass sie sich scheiden liessen, vielmehr, dass jeder von ihnen seine eigenen Wege ging. Meine Grossmutter entschied sich zu leben, mein Grossvater entschied sich zu sterben.

Ihre Rückkehr nach Israel von dieser Reise nach Deutschland gehört zu meinen ersten Erinnerungen. Im Oktober 1956 war ich dreieinhalb Jahre alt. Ich erinnere mich gut daran, dass ich an dem Tisch stand, den wir den «kleinen Tisch» nannten. Er befand sich zu jener Zeit auf meiner Augenhöhe. Abgesehen von dem Tisch entsinne ich mich an zwei andere Dinge: an einige undeutliche Gestalten im Hintergrund und an ein Geschenk, das mir meine Grosseltern aus Deutschland mitgebracht hatten – einen grünen Badeschwamm in der Form eines Elefanten. Ich glaube, kein Geschenk hat mich jemals glücklicher gemacht. Ich war ganz aus dem Häuschen – ein Schwamm, der zugleich ein Elefant war! Im Tel Aviv der 1950er Jahre war es nicht üblich, dass Gegenstände die Form von anderen Objekten annehmen – ein Schwamm war ein Schwamm und ein Elefant war ein Elefant. Und nun auf einmal dies? Ich sehe noch vage vor mir, dass die schemenhaften Gestalten über meine überbordende Begeisterung lachten.

Mein klareres Erinnerungsvermögen setzt in den Jahren nach der Reise meiner Grosseltern ein. Ich habe sie als unbeschwerte Jahre in Erinnerung. Ich hatte einen Onkel mit Namen Raphi, einen hochgewachsenen und gutaussehenden Mann, der mit den Ohren wackeln konnte. Ich hatte eine Mutter, die die schnellste

Schreibmaschinenschreiberin der Welt war und phänomenal weit spucken konnte – bis heute bin ich noch keinem besseren Weitspucker begegnet. Dann gab es *Tante*<sup>1</sup> Liese, die Schwester meines Grossvaters Hugo, rundlich und gedrunge, die immer so aussah, als sei sie gerade aus dem Schlaf aufgewacht. Sie brachte mich zum Lachen, wenn sie Kirschen wie Ringe an ihre Ohren hängte. Und da war *Oma*, meine Grossmutter Lucie, eine stattliche Frau mit Margaret-Thatcher-Frisur. Oma konnte auf einem Grashalm zwischen ihren Daumen blasen und dabei irrwitzig laute Trompetentöne hervorbringen.

Unser Familienverband bestand im Grunde ausschliesslich aus Frauen: Mein Onkel Raphi war die meiste Zeit im Ausland, mein Grossvater Hugo, wie bereits erwähnt, hatte sich insgeheim entschieden zu sterben, und mein Vater war an einem Herzinfarkt gestorben, als ich acht Monate alt war. Ich war das einzige präsente männliche Wesen und ein loyales Mitglied dieses kleinen Familienclans. Heute weiss ich, dass die Erinnerung an die beiden verstorbenen Männer – meinen Vater und meinen Grossvater – immer über uns schwebte, aber als Kind nahm ich dies nicht wahr, ich war ganz eingefangen von der Magie des Familienverbandes, so wie er war, und seinen kleinen Geheimnissen.

Eines dieser Geheimnisse bestand zum Beispiel in unserer Angewohnheit, zweimal an der Wohnungstür zu klingeln, wenn wir Oma besuchten. Dies war unser Geheimcode, der besagte, dass *wir* vor der Tür standen und keine *Ganovim*<sup>2</sup>. Oder da gab es «Danny Kaye» einen Kellner, der jenem amerikanischen Schauspieler verblüffend ähnlich sah. Niemand auf der Welt, der Kellner einbegriffen, wusste, dass dies unser Familiencode für ihn war.

1 Wörter in Kursivschrift sind unverändert aus dem englischen Original übernommen.

2 Jiddisch: Diebe, Gauner. Von dem jiddischen Wort ist dt. *Canoven* abgeleitet.

Oder es gab einen Keks, den wir *Darfish* nannten. Niemand sonst kannte diesen Ausdruck. Der Keks war himmlisch – einfach, aber superlecker. Oben auf der knusprigen Teigmasse klebten ganze, süsse karamellierte Haselnüsse, die beiden Enden des Kekses waren mit Schokolade beträufelt – das war’s !

Wie der Keks seinen Namen bekam? Einmal hatte meine Grossmutter ihre Bekannte Greta S. zum Kaffeetrinken eingeladen. Greta war eine strenge Frau, die ihr Haar akkurat geschnitten und hinten teilweise abrasiert hatte. Wir alle sassen am Tisch auf dem Balkon in Omas kleiner Wohnung in Tel Aviv. Das Balkongeländer war mit Kakteen bepflanzt, die mit Staub und Dieselmotoren von den Autobussen bedeckt waren. Wie auf einer Militärparade-Platz war auf dem Tisch alles akkurat für das *Kaffee- und Kuchen-Ritual* angeordnet: mit Stolz erfüllte Kaffeetassen, die Henkel alle nach rechts ausgerichtet, aufgerüstet mit polierten Löffeln, und, auf einem Serviertablett in Stellung gebracht, einige Haselnussplätzchen. Davor hatten sich, wie zwei rundliche Hauptfeldwebel, eine Zuckerdose und ein Milchkännchen positioniert. Und in der Mitte, wie ein Fahnenmast, dem jeder salutiert, thronte die Kaffeekanne! Lucie begann den Kaffee auszuschenken und forderte jeden auf, doch bitteschön anzufangen. Meine Schwester Eva griff nach dem Plätzchenteller und nahm sich einen Keks. Greta schaute streng und brachte deutlich zum Ausdruck, dass Kinder keine Plätzchen nehmen dürften, ohne vorher «Darf ich?» gefragt zu haben. Lucie, Tante Liese und meine Mutter tauschten wortlos Blicke aus. Als Greta fort war, verbrachten die drei den Rest des Nachmittags und abends damit, sich abwechselnd über die Unverfrorenheit des Gastes zu empören. «*Sie will uns Manieren beibringen?*» Sie wiederholten die Worte «*Darfish?*» so oft, dass sie die Kekse schliesslich beim erneuten Offerieren «*Darfish*» taufte. Der Ausdruck blieb haften und wurde in die Geheimsprache unseres Familienclans aufgenommen.

Wir waren ganz vernarrt in die Ausdrücke «*Darfish*», «der kleine Tisch» oder «der grüne Schrank» obwohl letzterer grau angestrichen war. Aber die Bezeichnungen passten! Und wie sehr freuten wir uns darüber, zweimal zu schellen oder über den Kellner «Danny Kaye» zu sprechen. Als Greta S. einige Monate später noch einmal zu *Kaffee und Kuchen* eingeladen wurde, ermahnte uns meine Mutter, die Kekse in Gretas Gegenwart nicht «*Darfish*» zu nennen. Und auch unser ausgedachtes Wortspiel «Darfish Kuchen haben?» durften wir nicht zum Besten geben. Dies waren unsere kleinen Geheimnisse.

Über das grosse Mysterium – das Geheimnis von Grossvaters Tod – wurde nie gesprochen.

Der Karton mit den Briefen ruhte für mindestens zehn Jahre im Wartezustand in meinem Haus in Menlo Park. Doch dann, eines Tages, wollte ich endlich wissen, was in den Briefen stand. Ich engagierte Nadine, die Deutsch als Muttersprache beherrscht, damit sie die Briefe für mich las und übersetzte. Schon zu Beginn der Lektüre wurde deutlich, dass es Briefe von Eltern im vorgerückten Alter an ihre besorgte Tochter waren, in denen vieles verschleiert wurde. Ich erhielt eine Unmenge an Informationen, doch nach dem Lesen hatte ich mehr Fragen als Antworten. Warum hatten mein Grossvater Hugo und meine Grossmutter Lucie diese Reise unternommen? Hatten sie vor, nach Deutschland zurückzukehren, in jenes Land, das sie zwei Jahrzehnte zuvor hinausbefördert hatte? In jenes Land, das Millionen ihrer eigenen Mitmenschen umgebracht hatte? Was geschah eigentlich mit ihnen in Deutschland? Und die wichtigste Frage: Warum wollte Hugo nach der Reise nicht weiterleben?



Wichtige Gespräche führe ich zumeist beim Autofahren, so machte ich meiner Frau einen Heiratsantrag, als wir an einer roten Ampel standen. Auf diese Weise erfuhr ich auch von *Opas* Freitod. Es ereignete sich irgendwann Ende der 1980er Jahre, etwa fünfzehn Jahre, bevor ich die Briefe las. Zu jener Zeit lebte ich mit meiner Frau und den Kindern in der Nähe von Berkeley, als ich eines Tages in unserem alten braunen Volvo Kombi auf der Interstate 80 (1-80) von San Francisco nach Berkeley fuhr. Ich erinnere mich noch genau an den Abschnitt auf der Interstate, wo es geschah, und an das röhrende Geräusch des Kombis. Meine Mutter, die aus Israel bei uns zu Besuch war, sass neben mir. Wir unterhielten uns ganz unbeschwert, so wie Menschen nach einer erfreulichen Zeit in der Stadt am Ende eines Tages miteinander reden. Gut möglich, dass wir ein Museum oder China Town besucht hatten, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Irgendwie gerieten wir auf das Thema Gesundheit und Erbkrankheiten. Dabei wurde mir bewusst, dass ich nicht wusste, wie Hugo, der Vater meiner Mutter, zu Tode gekommen war.

«Wie ist *Opa* eigentlich gestorben?» fragte ich meine Mutter.

«Er hat sich das Leben genommen. Wusstest du das nicht?», kam es schlagartig zurück, womit sie seelenruhig jede Verantwortung für meine Unkenntnis abtat.

«Wie bitte???»

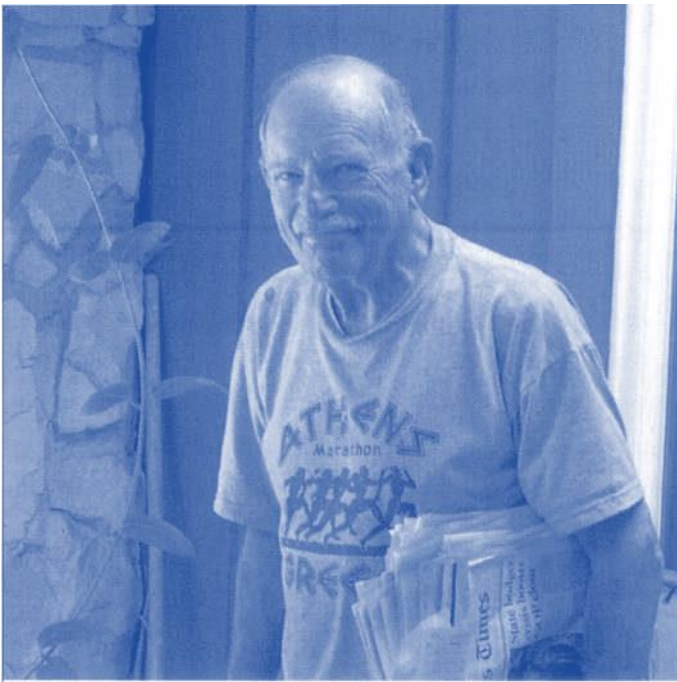
«Nicht hier im Auto», beendete meine Mutter die Unterhaltung. Ihre Worte «Er hat sich das Leben genommen. Wusstest du das nicht?» liessen mich auf der ganzen Fahrt nach Hause nicht wieder los. Nein, ich wusste es nicht. Ich wusste, dass er irgendwann mit Mitte sechzig gestorben war, was zu jener Zeit ein angemessenes Alter für einen natürlichen Tod war.

Beim Abendessen an jenem Abend konzentrierte sich meine Mutter aussergewöhnlich intensiv auf ihre Enkel. Als sie aber im Bett lagen, war ihr klar, dass es nun Zeit zum Reden war. Wir sassen am Küchentisch, und sie erzählte mir, wie sich – fünf Monate nach der Rückkehr der Grosseltern von ihrer Deutschlandreise

– mein Grossvater in Tel Aviv aus dem dritten Obergeschoss eines Gebäudes in den Treppenschacht gestürzt hatte.

Meine Mutter war kein emotionaler Mensch. Weinen sehen konnte man sie nur, wenn man sie unbemerkt überraschte. An jenem Tag diente ihr unser ganzes gemeinsames Abendessen als Schutzmechanismus. Ich erinnere mich nicht, wie ich reagiert habe. Umarmen gehörte nicht zu unserem gebräuchlichen Vokabular. An jenem Abend dachte ich nicht an den «Horrorschmerz» den ich meiner Mutter als Heranwachsender erzählt hatte. Dieser Zusammenhang ist mir erst klargeworden, als sie schon einige Jahre tot war – und da schloss ich meine Augen, senkte meinen Kopf und hielt ihn eine lange Zeit geneigt. Wie sehr habe ich mir damals gewünscht, dass meine Mutter hier sein könnte.

An einem mangelte es in den Briefen meiner Grosseltern aus Deutschland nicht: an Details. Namen von Hotels, Strassen und Parks, die sie besucht hatten, Ankunfts- und Abfahrts- bzw. Abflugzeiten von Zügen und Flugzeugen – diese zu notieren, war eine Lieblingsbeschäftigung meines Grossvaters. Eines Tages hatte ich eine Idee: Wenn schon die Briefe selbst kein Licht auf Hugos Freitod zu werfen vermochten, wie wäre es dann, wenn ich den Fussspuren der Grosseltern zu folgen versuchte? Wenn ich, wie sie, mit denselben Zügen führe, in denselben Räumen schlief und in denselben Cafés sässe, dann könnte ich ein besseres Verständnis dafür bekommen, warum sich die eine Person für das Leben, die andere für den Tod entschieden hatte.



3

Los Angeles.

«Sie hat es stets bedauert, zurückgekehrt zu sein.»

Martin Mendel öffnet die Tür seines Hauses bei Laurel Canyon. Er ist fast achtzig und erinnert mich an Fotos der beiden Mendel-Brüder Hugo und Ernst, nur dass ich mir keinen von ihnen in einem T-Shirt vorstellen kann. Martins Vater Ernst, Hugos Bruder, blieb in Deutschland, nachdem Hugo den Weg nach Tel Aviv angetreten hatte.

Erst 1938, als in *der Kristallnacht* die Fensterscheiben seines Geschäfts zu Bruch gegangen waren, floh er mit seiner Familie aus Deutschland – zunächst in die Niederlande, anschliessend in die Vereinigten Staaten. Martin ist kleiner als ich und schwankt ein wenig beim Gehen. Wir umarmen uns, und ich spüre seinen runden festen Bauch und seine Hände, die im Vergleich zu früher eine Spur kraftloser geworden sind.

Martin hat mir bereits vorher am Telefon erklärt, dass er über die Reise meiner Grosseltern nach Deutschland im Jahr 1956 keine Kenntnisse habe. Er war damals ein junger Mann und wohnte in Los Angeles, während meine Grosseltern in Tel Aviv lebten. Ich erklärte ihm, dass ich mich vor der Reise nach Deutschland auf den Spuren meiner Grosseltern mit Menschen unterhalten wolle, die sie gekannt hätten. Und von denen gebe es nicht mehr viele. Martin merkte an, dass er meine Grosseltern nicht sehr gut gekannt habe. Für ihn seien sie Onkel Hugo und Tante Lucie gewesen, die Deutschland 1933 in Richtung Tel Aviv verlassen hätten, als er acht Jahre alt war.

«Sie haben die ganze Scheisse nicht wie wir mitmachen müssen», sagte er. «Aber glaub's mir: Ich freue mich jedes Mal, dich zu sehen.»

Martins Haus ist proppenvoll mit Kunstgegenständen, die er behutsam gesammelt hat. Ich schätze seinen Geschmack. Nachdem er als klinischer Psychologe in den Ruhestand gegangen war, belegte er Abendkurse in Malerei und Bildhauerei, und seine Kunstwerke überschwemmen nun das Haus. Die Skulpturen, die er geschaffen hat, sind bemerkenswert – eine Frau mit einem Krug, zwei nackte Ringkämpfer –, aber seine Ölgemälde sind weniger eindrucksvoll, und die hat er überall im Haus verstreut. Er hat sie auf gut Glück gerahmt und querbeet aufgehängt, wo immer sich ein Platz fand. So hängt neben einem dünnen japanischen Seidendruck mit über einem See schwebenden Kranichen das Porträt irgendeiner Person, die im Zeichenkurs, als Koch gekleidet, Modell gesessen hat, und neben einer Gravur mit einer Landschaft in Europa hängt das dilettantisch gemalte Bild eines Gitarristen.

Martin macht mir in der Küche ein Sandwich. Er streicht Mayonnaise auf das Brot von Trader Joe's – jenes Brot mit Rosinen, das ich, wie er weiss, so gerne mag. Seine kräftigen Finger greifen nach einigen Stücken Truthahn, den er beim Armenier unten in Laurel Canyon bekommen hat. Ein kleines Stück Truthahn

bleibt an dem blauen Stein seines Ringes am kleinen Finger hängen, aber es fällt ihm nicht auf. Immer wieder räuspert er sich, wobei er ein Geräusch aus einer Mischung von Husten und Schreien von sich gibt. Irgendeine Musik – sei es klassische, sei es eine Oper oder ein Musical – läuft fortwährend im Hintergrund, mitunter singt er sogar mit. Ich habe gelernt, nicht zu erschrecken, wenn mitten im Gespräch ein lautes «Maria, I just met a girl named Maria!» ertönt. Er stellt die Musik nur dann ab, wenn der Fernseher läuft. Nachdem wir uns unsere Sandwiches einverleibt haben, schaltet er CNN ein, das wir uns eine Zeitlang anschauen. Als George W. Bush erscheint, mit einem Jet auf dem Deck eines Flugzeugträgers landet und den Truppen für ihren Sieg im Irak dankt, was die Woche zuvor bis zum Überdruß übertragen worden ist, schaltet Martin den Fernseher mit einem lauten Seufzer aus.

«Ich habe Eddie ein paar Tage nicht gesehen», sagt Martin. Er klingt etwas verärgert über Eddies Treulosigkeit und ist ein wenig besorgt. Eddie ist offenbar ein Blauhäher, der Martin oft besucht. Sehr oft sogar. Es gibt gewisse Dinge, die sich bei meinen Besuchen bei Martin nie ändern: die Hintergrundmusik, die dezenten Anspielungen auf meine unregelmässigen Besuche und die gemeinsame Haltung gegenüber George W. Bush, den wir beide nicht mögen.

Ich habe einen Stapel Fotos im Gepäck, in der Hoffnung, dass Martin mir helfen wird, einige Menschen darauf zu identifizieren, die ich nicht kenne. Bei Bananbrot und Kaffee sieht er die Bilder durch. Zu einigen Fotos gibt er nüchterne Kommentare ab: «Das ist *Onkel Max*» oder «Das ist unser Haus in Menden». Und ich mache Notizen auf der Rückseite. Bei anderen Bildern poltert er: «Ich denke, das sind *Gojim*<sup>3</sup>. Keine von uns.» Oder: «Weiss nicht, wer das ist. Die ist zu hässlich, um mit uns verwandt zu sein.»

3 Nicht-Juden.

Nach einiger Zeit wird es ihm langweilige und ich habe das Gefühl, dass er nun einfach fabuliert.

«Warum schreibst du dies nicht weiter auf?» schnauzt er, als er bemerkt, dass ich keine Namen mehr auf der Rückseite der Fotos notiere.

Ich sage ihm, dass ich nur noch Namen vermerke, bei denen ich mir hundertprozentig sicher bin.

«Wen gibt es jetzt noch, der dir etwas bestreiten will?», fragt er.

Er nimmt sich ein anderes Foto und bricht in Gelächter aus.

«O mein Gott! Mary Fürstenberg ...». Er imitiert eine extravagante, zierliche Frau mit Piepsstimme, die, mit schickem Hut und elegantem Mantel bekleidet und auf ihren Stöckelschuhen schwankend, aus Berlin gekommen ist, um in dem kleinen Provinzstädtchen Menden ihre Familie zu besuchen.

Moment mal, dieser Name kommt mir bekannt vor. In ihren Briefen erwähnen Oma und Opa irgendwelche Fürstenbergs, die sie in Frankfurt getroffen haben. Sind das dieselben Fürstenbergs? «Klar doch», sagt Martin.

Mary Fürstenberg war eine entfernte Cousine. Ihr Ehemann hatte in Berlin eine leitende Stellung in der Filmindustrie. Im letzten Moment schafften sie es, vor Kriegsausbruch bis hinunter zu den Philippinen zu fliehen. Eine Zeitlang schien ihre Wahl von Vorteil gewesen zu sein, aber als die Japaner Manila eroberten, hatten die Fürstenbergs Furchtbares durchzustehen. Irgendwie überlebten sie, und kurz nach dem Krieg gingen sie nach Deutschland zurück und liessen sich in Frankfurt nieder.

Martin nimmt ein Foto, auf dem seine Eltern zu sehen sind. Er hat eine besondere Art, Dinge zu halten. Er umklammert sie – ein Stück Papier, ein Foto, eine Scheibe

Brot –, als ob sein Leben davon abhinge. Er greift das Foto zwischen Fingern und Handfläche und schaut es lange an, ohne ein Wort zu verlieren.

«Für keinen dieser Menschen war es gut, nach Deutschland zurückzugehen', sagt er nach einer Weile. Seine Stimme klingt jetzt sanft und nachdenklich, wie die Stimme eines erfahrenen Psychologen, der er ja auch ist. Er erzählt mir, wie auch seine Mutter Deutschland besucht hat.

Lange Zeit hatte sich Else Mendel dieser Idee widersetzt. Seit 1940 lebte sie in Los Angeles, arbeitete hart und wurde eine Amerikanerin, so gut es für eine Immigrantin eben möglich war. Anders als *Oma*, die fünfzig Jahre in Tel Aviv lebte, ohne Hebräisch zu sprechen, beherrschte Else die englische Sprache. Sie unterrichtete sogar Englisch für japanische Immigranten. Martin sagte, bis zum heutigen Tag gebe es in Los Angeles ganze japanische Clans, die Englisch mit deutschem Akzent sprächen.

Man erzählte Else, es sei eine gute Idee, Deutschland zu besuchen, um die Wunden zu heilen. Sie weigerte sich aber. Sie konnte die Fackelzüge, das nächtliche Gejohle und die Aufrufe unter ihrem Fenster zur Vernichtung der Juden nicht vergessen. Auch nicht den Nazi, der sie auf die Knie zwang, um die Glasscherben der Vitrine aufzusammeln, die seine Kameraden in der Nacht zuvor zertrümmert hatten. Oder wie sie ihren Mann Ernst fast gar nicht mehr wiedererkannte, als er eines Abends aus dem Konzentrationslager zurückgekehrt war und plötzlich vor ihr stand – ein ausgemergelter Mann in zerknittertem Anzug, mit blauen Flecken am Hals, rasiertem Kopf und riesigem Verband um die Hand.

Aber man beharrte darauf, es sei eine gute Idee, Deutschland zu besuchen, bis Else schliesslich nachgab und eines Tages in den 1970ern nach Menden reiste, der Kleinstadt in Deutschland, wo sie, wie mein Grossvater Hugo und dessen Bruder Ernst, aufgewachsen war.

«Ich vermute mal, sie hat sich vorgestellt, wenn sie einmal dort ist, würden die Menschen zu ihr angekrochen kommen und ihr sagen, wie leid es ihnen tue», meint Martin und klaubt einige Brotkrumen auf dem Tisch zusammen. «Nun, du wirst

es nicht glauben: Dies geschah nicht! Sie ist zwar einigen wenigen Menschen begegnet, aber die waren zugeknöpft. Ich schätze mal, die hatten genug mit ihren eigenen Schuldgefühlen zu tun.»

Abends, wenn sie, eine Fremde in ihrer Geburtsstadt, in ihrem Zimmer sass, gab es keine Fackelzüge mehr, auch kein Gejohle unter ihrem Fenster, aber es gab auch nichts Anderes. Bloss eine gleichgültige Stadt, die so weitermachte, als wäre nie etwas geschehen. Einige Wochen später kehrte Else nach Los Angeles zurück und führte ihr bisheriges Leben dort fort.

«Sie hat es stets bereit, nach Deutschland zurückgekehrt zu sein», sagt Martin.

Ich versuche, aus Martin irgendetwas über die Reise meiner Grosseltern von Tel Aviv nach Deutschland herauszupressen, aber er weiss wirklich nichts darüber. Es trifft wirklich zu, dass er Hugo und Lucie nicht gut gekannt hat. Doch er erzählt mir von seinem Vater Ernst, den er mit dessen Bruder Hugo vergleicht. Auf diese Weise sammle ich einige Erkenntnisschnipsel über meinen Grossvater.

Martin scheint recht zu haben mit seiner Aussage: «Sie haben die ganze Sch-eisse nicht wie wir mitmachen müssen.» Er weiss, dass Hugo 1933 von der Gestapo verhaftet wurde, wenngleich nur für kurze Zeit, und nicht wie Ernst in ein KZ gesteckt wurde. Ernst kam etliche Wochen später frei dank der guten Beziehungen zu einem Polizeibeamten, der die Familie kannte. Ernst war ein Athlet und Kraftprotz, Hugo ein Mann des Wortes. Ernst war ein Optimist, Hugo verbittert. So funktioniert unser Verstand: wir vergleichen. Else studierte Englisch in Los Angeles, anders als Lucy, die in Tel Aviv nie Hebräisch lernte. Else spielte Klavier, Lucy nicht. Und mit einem Schlag gab es doch eine Gemeinsamkeit: Martin erinnert mich an etwas, was ich zwar wusste, aber vergessen hatte. Die Mutter von Hugo und Ernst starb, als sie beide noch Kinder waren. Zusammen mit ihrer klei-



nen Schwester Liese zogen sie in das Haus der Grossmutter. Dieses gemeinsame Erleben, sagt Martin, habe Ernst und Hugo fest zusammengeschweisst.

Vor dem Mittagessen halte ich mich in einem anderen Raum auf. Dort höre ich lautes Vogelkreischen im Haus und Martins donnernde Stimme: «Eddie, wo bist du bloss gewesen?»

Langsam und leise taste ich mich vorwärts in Richtung Esszimmer, um den Vogel nicht aufzuschrecken. Die Terrassentür ist geöffnet, und auf der Rückenlehne eines Holzstuhls, unter dem Gemälde mit dem Koch, sehe ich einen imposanten Blauhäher. Martin bohrt mit seinen Fingern in einer Scheibe Bananenbrot und erwartet ungeduldig eine Erklärung von dem Vogel. Eddie kreischt aus voller Lunge, vielleicht, um den Grund seiner Abwesenheit mitzuteilen oder um Martin zu verdeutlichen, dass ihn das einen feuchten Kehricht angehe.

«Und wo ist die gnädige Frau?», fragt Martin fordernd, und Eddie antwortet. Blauhäher können laut sein. Eddie scheint aussergewöhnlich kräftige Lungen zu haben, und sein lautes Kreischen wird innerhalb des Hauses noch verstärkt. Martin legt ein Stückchen Bananenbrot auf seine Handfläche. Eddie schnappt es sich, fliegt nach draussen und landet oben auf der Garage.

«Dies ist unser übliches Ritual», erklärt Martin, schnappt sich noch mehr Bananenbrot und prescht nach draussen. Er wirft Brotstücke auf das Garagendach und instruiert Eddie, wo er sie finden kann.

«Dort drüben, Eddie! Dort drüben!» Eddie hört genau hin, um ja keinen Krümen zu übersehen. Ich bin mir nicht sicher, wer mehr Spass hat: Eddie oder Martin.



4

New York.

«Ich musst' mich manchmal bücken.»

„Die kommen aus Chicago?“, fragt mich die Dame, die sich am Ende des Flurs auf eine Gehhilfe stützt. Als ich, dem Lift entstiegen, näherkomme, schenkt sie mir ein einladendes Lächeln. Gertrud Katz denkt, ich sei jemand aus ihrer Familie, aber ich gehöre zu der Familie ihres Mannes Arthur, eines Cousins meines Grossvaters Hugo. Arthur ist schon seit Jahrzehnten tot. Gertrud lebt noch in derselben Wohnung am Cabrini Boulevard in den Washington Heights in New York, wo sie und ihr Mann in den späten 1950er Jahren aus Tel Aviv angekommen waren. Gertrud hat kurze graue Haare – die schwarzen Haarspitzen suggerieren ein jüngeres Aussehen – und ein schmales Gesicht mit Tränensäcken unter den Augen.

Ich erkläre Gertrud, dass ich Hugo und Lucie Mendels Enkel sei und über die Reise nach Deutschland schreibe, die sie in den 1950er Jahren unternommen hätten. Ja, natürlich, sie erinnere sich an Hugo und Lucie, sie entsinne sich aber nicht, dass sie nach Deutschland gereist seien. Sie entschuldigt sich, dass sie neunzig Jahre alt sei und ihr Erinnerungsvermögen manchmal versage.

In ihrer kleinen Wohnung hat sie drei Gehhilfen. Julie, eine junge schwarze Frau, geht ihr zur Hand. Bis zum 15. März, ihrem 90. Geburtstag, nahm Gertrud immer wieder ihren Rollator, um mit dem Bus nach Midtown Manhattan zu fahren und einen Stadtbummel zu machen. Aber damit sei jetzt Schluss. Gertrud, Julie und ich sitzen am kleinen Küchentisch und nehmen ein Mittagbrot zu uns. Es gibt Aufschnitt, Tomaten, Brot und Kartoffelsalat, den Gertrud zubereitet hat. Julie lacht, als ich sie frage, warum sie keinen Kartoffelsalat esse. Sie stamme, erklärt sie, aus Afrika und dort mache man keinen Salat aus Kartoffeln.

Meiner Schätzung nach habe ich Gertrud das letzte Mal vor fünfundvierzig Jahren gesehen, als ich ein Kind war, doch irgendwie kommt es mir so vor, als wäre ich hier zu Hause. Gertrud spricht zunächst Englisch mit mir und wechselt allmählich ins Deutsche. Es hat denselben weichen Klang wie das Deutsch unseres Mini-Familienclans und versetzt mich zurück in das Tel Aviv meiner Kindheit und in den grossen Clan, dem wir angehörten: dem der *Jeckes*, der Juden deutscher Herkunft. Die *«Darfish-Kekse»* oder der Kellner *«Danny Kaye»* gehörten zu einem familienspezifischen Ritual, doch auch allgemein war unsere Kultur tief in der der *Jeckes* verwurzelt – mit ihren Ritualen von *«Kaffee und Kuchen»* mit der *«Schlafstunde»* (dem geheiligten Mittagsschläfchen) – und natürlich mit ihrer obsessiven Pünktlichkeit und ihrer Hingabe an Präzision und Details.

Einige *Jeckes* integrierten sich problemlos in Israel. Sie lernten Hebräisch und riefen gutgehende Unternehmen oder florierende landwirtschaftliche Betriebe ins

Leben. Andere schafften es nicht, und das lag nicht zuletzt daran, dass ihnen die neue Sprache so schwerfiel.

Ich frage Gertrud, ob sie Hebräisch gesprochen habe, als sie in Israel lebten.

«Ich hab's versucht» antwortet sie und lacht.

Auch meine Grosseltern versuchten Hebräisch zu lernen, mit sehr mässigem Erfolg. Als sie 1933 im Hafen von Haifa landeten, hiess sie ein Cousin aus Deutschland willkommen, der seit sieben Jahren im Land lebte und fliessend Hebräisch sprach.

„In sieben Jahren wird mein Hebräisch mindestens so gut sein wie seins» beteuerte meine Grossmutter Lucie (auf Deutsch) und prägte damit einen von unseren Lieblingsfamiliensprüchen, den sie sich in den nächsten fünfzig Jahren jedes Mal anhören musste, wenn sie versuchte, etwas auf Hebräisch zu sagen. Irgendetwas in der Struktur dieser seltsamen semitischen Sprache wollte in die europäischen Köpfe von Hugo und Lucie einfach nicht hinein. Meine Mutter, die fließend Deutsch, Hebräisch und Englisch sprach, fungierte als Vermittlerin zwischen ihren Eltern und den Behörden. Ihre Dienste als Übersetzerin für die alltägliche Kommunikation auf der Strasse waren weniger gefragt, da viele Ladenbesitzer zu jener Zeit Jiddisch sprachen, das dem Deutschen ähnlich ist. Daher sprachen Lucie und Hugo wie so viele ihrer Jeckes-Bekannten mit anderen Deutsch, die dann auf Jiddisch antworteten. So kamen sie sprachlich über die Runden.

Gertruds Wohnung ist makellos sauber, und sie erinnert mich an Omas Wohnung in Tel Aviv, die, wenn man es genau nimmt, früher einmal Omas und Opas – also Lucies und Hugos – Wohnung war. Aber wegen Opas ständiger Abwesenheit ist sie bei mir nur als Omas Wohnung in Erinnerung geblieben. Ich bin überrascht, dass ich beinahe alles verstehe, was Gertrud auf Deutsch sagt, vor allem, wenn sie über einfache Dinge spricht. Sie wechselt sogar ins Deutsche, wenn sie

mit Julie redet. Obwohl Julie offensichtlich kein Deutsch spricht, versteht sie, was Gertrud meint. Anscheinend kommen die Alltagsgepflogenheiten ohne Worte aus.

Mitunter vergisst Gertrud, was sie mir bereits gesagt hat, aber im Grossen und Ganzen ist sie bei klarem Verstand. Selbst dann, wenn sie ab und zu ein wenig verworren ist – was ich bei meiner Mutter, die mit siebzig starb, nie erlebt habe –, ist das Zusammensein mit Gertrud angenehm und vertraut. Einige Jahre nach dem Tod meiner Mutter gestand mir eine ihrer Freundinnen, sie vermisse meine Mutter so sehr, dass sie sich nun dabei ertappe, «alten Jeckes-Damen nachzulaufen'. Dies mag vielleicht auch der Grund sein, warum ich Gertrud Katz aufspüren musste.

Eine Zeitlang, so entsinnt sich Gertrud, habe Arthur in der Fabrik meines Grossvaters in Bnei Brak bei Tel Aviv gearbeitet. Damals, im Jahr 1936, sei Busfahren gefährlich gewesen, weil Araber auf vorbeikommende Fahrzeuge schossen. Deshalb hätten sich die Fahrgäste, wenn sie an den Orangenhainen zwischen Tel Aviv und Bnei Brak vorbeifuhren, flach auf den Boden des Busses legen müssen.

Ich möchte von Gertrud wissen, ob sie das Café Mendel in Erinnerung habe, das Lucie und Tante Liese auf der Ben-Yehuda-Street in Tel Aviv eröffnet hatten. Sie hat es nicht vergessen und erzählt mir, wie Lucie ihr geholfen habe, einen Job in einem anderen Café auf der Ben-Yehuda zu finden. In der Ben-Yehuda lebten damals so viele *Jeckes*, dass sie unter dem deutschen Namen «Ben Yehuda-Straße» bekannt war.

Julie serviert Vanille-Eis. Gertrud erzählt mir, wie sie und Arthur später ein Schuhgeschäft in der Dizengoff-Strasse eröffneten und wie Hugo, nachdem er seine Fabrik und sein gesamtes Vermögen verloren hatte, jeden Morgen in ihrem Geschäft vorbeischaute, um die deutschsprachige Zeitung zu lesen. Sie wurde für alle *Jeckes* in Tel Aviv herausgegeben, insbesondere für jene *Jeckes*, die, wie Hugo, nicht Hebräisch lesen konnten.

Freitags habe Hugo für Gertruds und Arthurs Tochter Yael «Shabbos-Bonbons» («Sabbat-Süssigkeiten») mitgebracht. Als ich sie bitte, mir mehr über Hu-

gos Besuche in ihrem Schuhladen zu erzählen, fällt plötzlich ein Schatten über ihr Gesicht, als hätte sie sich gerade in diesem Moment ins Gedächtnis zurückgerufen, wie die Geschichte zu Ende gegangen ist.

«Ach, Hugo, es war furchtbar, als er sich von diesem Haus in der Allenby-Strasse gestürzt hat. Es war grauenhaft.» Als ich sie bitte, mir mehr Einzelheiten zu schildern, erinnert sie sich nicht.

Ich zeige Gertrud ein Foto von Lucie, Hugo und meiner Mutter Mirjam.

«Lebt Mirjam noch?» fragt mich Gertrud.

«Nein, sie ist 1992 gestorben», gebe ich zur Antwort.

«Dann ist sie ja jung gestorben», sagt Gertrud. «Ich habe noch in Erinnerung, wie ihr Mann starb, und das Kind war gerade mal drei Monate alt. Es war herzerreissend.»

«Das war ich» sage ich, aber meine Mitteilung dringt nicht zu Gertrud durch, und der *Jecke* in mir ist aufgebracht darüber, dass ihr nicht nur entfallen ist, dass ich diese Person war, sondern dass sie die Fakten durcheinanderwirft. Ich war acht Monate alt, als mein Vater starb – nicht drei Monate.

«Das war ich», wiederhole ich, aber Gertrud starrt ins Leere.

«Er war ein netter Mann, dieser Rosen», sagt sie. Julie fragt, ob ich Kaffee möchte. Gertrud schaut auf das Foto.

«Du heisst Rosen», sagt sie nach einiger Zeit. «Du warst das kleine Baby!»

«Ja, ich war acht Monate alt», sage ich.

«Manchmal verliert man den Faden», entschuldigt sie sich.

«Es war herzerreissend», sagte Gertrud, doch ich habe meine Mutter nicht als Menschen mit gebrochenem Herzen in Erinnerung. Allerdings auch nicht als frohsinnigen Menschen. Der plötzliche Tod meines Vaters liess sie verhalten gegenüber Überraschungen werden. Dies ist möglicherweise auch der Grund dafür, dass

sie gerne griffige Sprüche von sich gab, die es ihr ermöglichten, durch die Welt zu steuern, ohne dabei von ihren wahren Gefühlen allzu viel preiszugeben. Denn wenn man sich zurückzieht, ist man vor bösen Überraschungen gefeit. Deshalb schien sie am glücklichsten zu sein, wenn sie es sich mit einem guten Buch im Bett gemütlich machen konnte. (Wenn wir sie auf die Schippe nahmen, weil sie manchmal Selbstgespräche führte, kam es zurück: «Ab und zu habe ich auch mal ein Anrecht auf eine Unterhaltung mit einem intelligenten Menschen.») Sie war sicherlich keine kontaktarme Person. Sie mochte Menschen und hatte gute Freunde, aber der kurze Satz «Wenn jemand anruft, sagt, ich bin tot» unterstrich ihr grundsätzliches Anliegen, in Ruhe gelassen zu werden (obwohl sie dieses besondere Bedürfnis, von der Menschheit ferngehalten zu werden, eigentlich nur vor ihrem geheiligten Mittagsschlummer, der *Schlafstunde*, anmahnte).

Meine Mutter bemitleidete sich nie, und meine Schwester und ich folgten ihrem Beispiel. Es gab keinen Unterschied zwischen uns und den Kindern in unserer Nachbarschaft, nur dass wir keinen Vater hatten. Sie vermittelte uns auch Strategien zur Selbstständigkeit und zum Überleben. Wenn es am Rücken kribbelte, sollten wir unser Rückgrat am Türrahmen kratzen, «so, wie es die Schweine machen», oder wir sollten auf unsere Fingernägel schauen, wenn wir im Unterricht Lachanfalle bekamen, oder auf unseren kleinen Finger beißen, wenn wir das Gefühl hatten, heulen zu müssen. Mehrmals habe ich gesehen, wie sich meine Mutter auf ihren kleinen Finger biss.

Samstags morgens pflegte meine Mutter auf dem Plattenspieler hinter ihrem Bett Brahms, Schubert oder Mozart aufzulegen. Dabei entstaubte sie ihre Bücher oder brachte das Haus in Ordnung. Manchmal legte sie Musik auf, die wir gerne hörten – *West Side Story* oder *Aly Fair Lady*. Dann lauschten wir, wie sie «Maria» sang und versuchten sogar, in unserem gebrochenen Englisch mitzusingen. Wenn

ich an ihr vorbeiging, schaute sie mich mit ihren gütigen Augen an und streichelte mir mit dem Handrücken über die Wange. (So – belehrte sie mich – müsse man auch die Hitze beim Bügeleisen prüfen: stets mit dem Handrücken, nie mit der Innenfläche. Stets bereit zu Flucht und Rückzug.)

«Lucie war ein wunderbarer Mensch. Sie hatte es nicht leicht mit Hugo» sagt Gertrud. Als sie erneut Hugos Freitod anspricht, benutzt sie das Wort *Dummheit*, um diese Tat zu beschreiben.

«Dummheit?» frage ich.

«Ja, es war dumm. In Deutschland war er ein anerkannter Rechtsanwalt, aber in Israel war er nicht länger der *Doktor Mendel*. Damit wurde er einfach nicht fertig.»

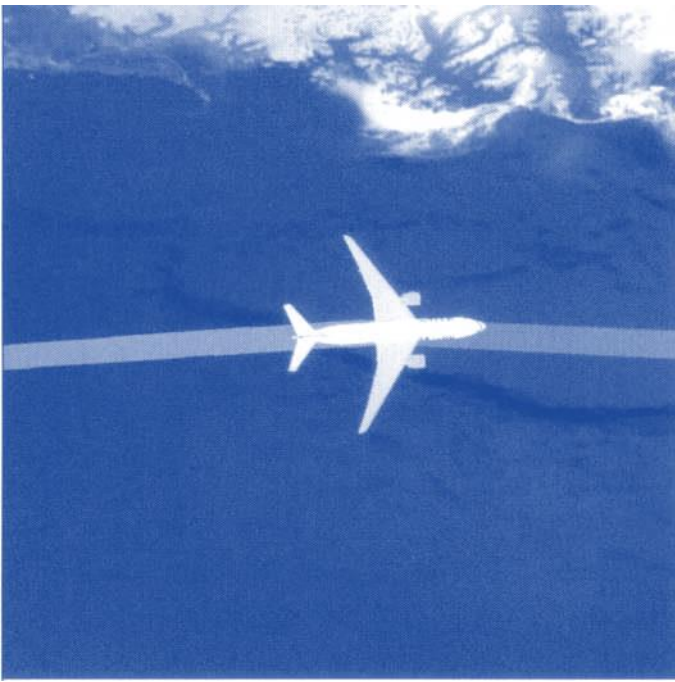
Bevor ich gehe, zitiert Gertrud mir ein kleines Gedicht, das bei einer befreundeten Familie, in dem deutschen Dorf ihrer Kindheit, im Stickrahmen an der Wand hing:

*Ich habe mir vorgenommen,  
klar durch die Welt zu kommen,  
es wollt' nicht immer glücken.  
Ich musst' mich manchmal bücken.*

«Da steckt so viel Wahrheit drin», sagt Gertrud.

Ich muss daran denken, wie ältere Menschen zwar Details durcheinanderwerfen mögen, aber das Wesentliche von früher an einem Menschen bündig bewahren. «Er war ein anerkannter Rechtsanwalt in Deutschland, aber in Israel war er nicht länger der *Doktor Mendel*.» Manchmal muss man sich bücken.





5

## Über dem Ozean. «Nichts.»

Sechs Stunden sind vergangen, seitdem wir von New York nach Tel Aviv losgeflogen sind. Bereits seit fünfzehn Minuten starre ich auf den Monitor. Eine dünne weiße Linie zieht sich über den blauen

Ozean, auf ihr ein kleines Flugzeug – wie jener Mann, der auf einem Seil die Niagara-Fälle überquert. Doch dieser hier bleibt einfach stehen und weigert sich, weiter vorwärts zu balancieren, so, als habe er vor, umzudrehen und nach New York zurückzukehren, aber auch das will er nicht. Wonach halte ich Ausschau am Ende der Linie, in Tel Aviv? Auf dieser Seite des Ozeans, die ich gerade hinter mir gelassen habe, weiss niemand etwas über die Reise meiner Grosseltern. Mar-

tin weiss nichts, Gertrud kann sich nicht erinnern, und in Tel Aviv wissen sie auch nicht viel mehr. Ruth, die Cousine meiner Mutter, hat mir schon gesagt, sie erinnere sich nur daran, dass meine Grosseltern diese Reise gemacht hätten, aber an nichts weiter. Raphi, der Bruder meiner Mutter, hat mir am Telefon alles mitgeteilt, was er weiss, viel war es nicht, da er sich zu jener Zeit im Ausland aufhielt. Der einzige Mensch, der alles über diese Reise wusste, war meine Mutter, aber sie ist nicht mehr in Tel Aviv.

Ich erinnere mich an eine andere Flugreise: 1992 (das ist jetzt zehn Jahre her) auf derselben Strecke von New York nach Tel Aviv. Genau eine Woche zuvor hatte ich meine Mutter auf dem Flur des Beilinson-Krankenhauses unweit von Tel Aviv zum Abschied umarmt, denn ich musste zurück nach Berkeley, zu meiner Arbeit. Wir wussten, dass sie am nächsten Tag aus dem Krankenhaus entlassen werden sollte. So konnten wir so tun, als würden wir uns wiedersehen. Doch beide wussten wir, es würde das letzte Mal sein. Meine Mutter biss sich auf ihren kleinen Finger, um nicht zu weinen. Ich gab ihr einen Abschiedskuss und ging die Treppe hinunter, wo ich meinen Tränen freien Lauf liess. Ich kann mich gut an den Stein entsinnen, der während der Taxifahrt zum Flughafen und während des Fluges zurück in die USA schwer in meinem Magen lag. Aber wir hatten uns beide geirrt: Es war nicht unser letztes Zusammentreffen gewesen. Nach ein paar Tagen wurde meine Mutter erneut ins Krankenhaus eingeliefert. Ich wollte sie noch einmal sehen und flog auch dieses Mal über New York nach Tel Aviv. Als ich ihr Krankenzimmer betrat, sagte sie: «Manu, danke, dass du gekommen bist.» Einige Tage später verlor sie ihre Stimme. Ich brachte ihr einen Notizblock, auf dem – von ihr notiert – Bruchstücke unserer Konversation erhalten geblieben sind.

«Wie lange bin ich schon hier?»

«Da ich nicht mehr weiss, wie ich auf die Intensivstation gekommen bin, nehme ich an, sie haben mich unter der Tür durchgeschoben.»

«Es tut mir leid, dass ich langweilig bin.»

«Ich kann nicht sprechen. Geniess es!» Und immer wieder: «Kein Besuch», «Keine Besuche !!!!!», «Keine Besucher, nur meine Cousine Ruth.» Auf der letzten Seite wiederholte sie immer nur ein einziges Wort, und jedes Mal war ihre Handschrift schwerer zu entziffern. Vielleicht war es die Antwort auf unsere Fragen, ob sie irgendetwas benötige: «Nichts», «Nichts», «Nichts».

«Wenn jemand anruft, sagt, ich bin tot», sagte meine Mutter jedes Mal vor ihrem Mittagsschläfchen. Im Jahr 1992 teilten wir in der Tat allen Anrufern mit, dass sie gestorben sei. Krebs. Ja, nur kurz. Beilinson-Krankenhaus. Siebzig. Danke.

Es sind jetzt sechseinhalb Stunden vergangen, seit wir gestartet sind, und mir will es scheinen, als hätte sich das kleine Flugzeug auf dem Monitor einen halben Zentimeter in Richtung Tel Aviv weiterbewegt.



6

## Tel Aviv. «Juuu-huuuuJ»

Es ist ein Frühlingstag in Tel Aviv, und ich stehe vor ihrem Mietshaus in der Reines-Strasse. Hier oben im ersten Stock haben sich meine Grosseltern Dr. Hugo Mendel und Lucie Mendel im August 1956 auf ihre Reise nach Deutschland vorbereitet. Und hier hatte ihre Reise im Oktober 1956 geendet – mit einem grünen Badeschwamm in der Form eines Elefanten. Das Gebäude hat sich kein bisschen verändert: der riesige Ficus-Baum mit seinen gewundenen Aussenwurzeln an der Vorderseite, der ausgetrocknete Brunnen (ich habe nie erlebt, dass er bessere Zeiten gesehen hätte), eine Fläche festgetretenen Drecks, die den Vorgarten darstellen sollte. Hupende Autos fahren hinter mir auf der Strasse, und es liegt ein intensiver Geruch von geröstetem Kaffee in der Luft.

Ich entsinne mich, dass ich im Alter von vier oder fünf mit Tante Liese, der Schwester meines Grossvaters Hugo, auch hier stand. Wir waren gerade von einem kurzen Spaziergang zurückgekehrt und hatten die Absicht, Oma aus ihrer Wohnung zum gemeinsamen Mittagessen abzuholen. Handys mussten erst noch erfunden werden, und die Wechselsprechanlage aus schwarzem Bakelit funktionierte nie. Die Familie väterlicherseits – der polnische Zweig – bediente sich eines bestimmten Pfiffes, die *Jeckes* jedoch nutzen ein anderes System, um sich bemerkbar zu machen: Jodeln. Tante Liese holte tief Luft und gab kund:

Juuu-huuuu!<sup>K</sup>

Einige Köpfe drehten sich zu uns um, aber das war uns egal. Wir konzentrierten uns ganz auf den leeren Balkon. Als sich nichts tat, ging Tante Liese zur nächsten Stufe über:

«Juuuu-huuuu!» Nichts. Sie wartete einen Moment:

«Juuuuuuuu-huuuuuuuu ! «

Und da erschien Oma auf dem Balkon, wie eine Königin. Für den Bruchteil einer Sekunde spüre ich Freude, sie dort oben zu sehen.

Jetzt gehe ich in den Hof und erkenne dort die vierzehn verbogenen Briefkästen, zugestrichelt mit Aufklebern von Pizzaservice, Kammerjäger und Installateuren, die rund um die Uhr ihre Dienste anbieten. (Damals, in meiner Kindheit, hat es solche Klebezettel dort noch nicht gegeben.) So oft habe ich früher zugehört, wie Oma ihren Briefkasten öffnete, aber ich kann mich beim besten Willen nicht erinnern, welcher es war. War es der rechte oben? Oder der darunter? Martin würde sagen: «Sag einfach, es ist der linke oben. Wen gibt es jetzt noch, der dir was bestreiten würde?» Doch irgendetwas in meinem Innersten strebt nach Wahrheit. Es gibt Wahrheit. Dinge sind entweder geschehen oder sie sind nicht geschehen.

Ich gehe zum Eingangsbereich. Die Wände sind immer noch mit denselben gelben Kacheln gefliest wie früher. Das wuchtige hölzerne Treppengeländer hinterzurutschen hatte Herr Harmelin, der Vermieter, damals strikt verboten, doch

wenn Oma und ich allein im Treppenhaus waren, zwinkerte sie mir zu, und ich rutschte hinunter. Soll ich nun nach oben gehen? Ich brauche bloss an die Tür zu klopfen und die jetzigen Mieter zu fragen, ob ich Omas Wohnung sehen dürfe. Vielleicht werden sie mich ja hineinlassen. Es ist bloss eine Treppe hoch, und da oben sehe ich die Türklingel, die wir immer zweimal geläutet haben, um Oma wissen zu lassen, dass wir vor der Tür stehen und nicht irgendwelche *Ganovim*.

Ich gehe nach oben. Mein Herz rast. Ich schaffe gerade mal vier Stufen, dann erstarre ich. Alles hat sich auf diesen Stufen zugetragen: Diese Treppe sind sie hinuntergegangen, als sie zu ihrer Reise aufbrachen, und sie stiegen diese Treppe wieder hoch, als sie zurückgekehrt sind. Und am letzten Tag seines Lebens ist Hugo diese Stufen hinabgeschritten, um von einem anderen Treppenabsatz herunterzuspringen.

Ich bin zurück auf der Strasse vor dem Haus. Ich habe nicht die Courage hochzugehen. Es ist einfacher hier draussen. Ausserdem erwecke ich so den Anschein, als warte ich auf ein Taxi, und falle nicht als Dieb auf, der nach einer unverschlossenen Tür Ausschau hält, oder als ein komischer Kauz, der bereits auf der vierten Stufe erstarrt stehen bleibt. Vielleicht ist es ja auch besser so. Wenn die Mieter, die dort nun zu Hause sind, mich in ihre Wohnung hineingelassen hätten, dann hätte ihre Einrichtung meine Erinnerung an Omas Wohnung womöglich weggewischt: den Balkon mit den Kakteen am Geländer, den Tisch mit dem *Kaffee-und-Kuchen-Ritual*, die schweren schwarzen Möbel, die nach dem Umzug aus einer grösseren Wohnung hier hineingepfercht worden waren, und den Sekretär, der nach trockenem Holz und altem Papier roch. Und wie stolz ich beim ersten Mal gewesen bin, als Oma mir erlaubte, den Sekretär eigenhändig aufzuklappen! Und wie sehr ich Gefallen daran fand, mit Opas Balgenkamera zu spielen, die immer im Sekretär lag! (Knopfdruck: die Verschlussklappe fährt mit einem leisen Surren heraus.) Dutzende von grünen Briefumschlägen schlummerten ebenfalls im Se-

ekretär, bedruckt mit der Adresse von Opas Anwaltskanzlei: Dr. jur. Mendel, Rechtsanwalt u. Notar, Hamm (Westf.), Grosse Weststrasse 24<sup>1</sup>, Fernsprecher 967.<sup>4</sup>

Wenn ich an meine Kindheit denke, habe ich diese Wohnung als glücklichen Ort in Erinnerung, und ich versuche, mich an den *Darfish-Keks* und dem übrigen Zauber unseres kleinen Familienverbandes festzuklammern. Doch immer mehr wird mir deutlich, dass dieser Ort gar nicht so glücklich war, als Hugo und Lucie hier wohnten. «Lucie war ein wunderbarer Mensch. Sie hatte es nicht leicht mit Hugo», hatte mir Gertrud Katz in New York gesagt, und obgleich ich sie ermuntert hatte, mir mehr davon zu erzählen, war sie nicht ins Einzelne gegangen. Und mir wird klar, dass sich vor ihrer Reise nach Deutschland Anspannung und Angst bei den beiden aufs Äusserste gesteigert hatten.

Mein Onkel Raphi berichtete mir, dass Hugo sich bereits Monate vor der Reise in der kleinen Wohnung vollkommen eingeeigelt hatte. Stundenlang sass er im zugeknöpften Schlafanzug auf dem Bett, und wenn er nicht im Bett lag, lief er in der kleinen Wohnung herum wie ein Gewehr im Anschlag. Sich vor einer Reise Sorgen zu machen – *Reisefieber*) wie man auf Deutsch sagt – gehörte in meiner Familie jedes Mal unabdingbar dazu, aber die Anspannung vor dieser ganz besonderen Reise übertraf jegliches Reisefiebergefühl der normalen Art. In Raphis Erinnerung befanden sich seine Eltern am Rande der Hysterie. Würden sie mit dem geplanten Budget hinkommen? Wo sollte man in Düsseldorf übernachten? Wie teuer würde eine Taxifahrt vom Flughafen zum Hotel sein? Logistische Fragen, die die wirkliche Angst überlagerten.

Mein Grossvater Hugo war für seine Wutanfälle bekannt, und ich kann mir vorstellen, wie er Lucie anfährt:

«Du nimmst nicht diesen Koffer!»

4 Siehe Dokumente, Abb. 2.

«Aber ich brauche ihn für meine Kleidung, und wir werden Geschenke für die Kinder kaufen ...» versucht Lucie einzuwenden.

«Wie sollen wir auf unserem Weg nach Wiesbaden mit solch einem riesigen Koffer in einen anderen Zug umsteigen?» Hugos Ton spitzt sich zu.

«Wir werden einen Gepäckträger nehmen oder dem Schaffner ein, zwei Mark geben» bemüht sich Lucie.

«Wie lange hält der Zug?» fühlt er ihr auf den Zahn.

«Weiss ich nicht» antwortet sie demütig.

Bisweilen war die Anspannung so hoch, dass die gesamte Reise tatsächlich storniert wurde. Doch nach jedem Siedepunkt beruhigte sich die Lage wieder, und die Stornierungen wurden storniert. Und vielleicht keimte ja in Hugos Herz so etwas wie die Hoffnung, die Dinge könnten womöglich doch noch eine Wendung nehmen. Nein! – das letzte Wort im Kampf für Dr. Hugo Mendels Würde war noch nicht gesprochen. Es war nicht unmöglich. Er kannte diverse jüdische Anwälte, die nach Deutschland zurückgekehrt und wieder in ihrem alten Beruf tätig waren. Menschen wie er, die nun über einen respektablen Schreibtisch, eine Sekretärin und Briefpapier mit Namen und Adresse verfügten. Hatte er nicht Jura studiert, genau wie sie? Waren sie etwa besser als er?

«Du bist mindestens so gut wie sie», versucht Lucie ihn zu beschwichtigen, und mit erwachendem Selbstvertrauen schicken Lucie und Hugo einige Briefe und Postkarten an jüdische Bekannte in Deutschland: «Wir kommen!»

Doch Angst ist wie ein Monster, das man in Trailern für Horrorfilme sehen kann. Du trittst in einem Raum auf die Bodenfliese, um es vor dem Hereinkriechen ins Haus abzuhalten, aber es wird versuchen, sich durch den Wasserhahn im Bad zu schlängeln. Du blockierst den Wasserhahn, aber es schlüpft durch einen Spalt der Jalousie in der Küche. Und bereits in dem Augenblick, als Hugo seine Juristenkollegen von seinem Kommen benachrichtigte, hat er sich womöglich das



Zusammentreffen mit ihnen ausgemalt und mit Bangen dem Vergleich zwischen seinem Leben und dem ihren entgegengeblickt.

Ich vermute, dass Hugo vier Personen vorschwebten: Ernst Katzenstein, Hermann Kugelmann, Manfred Herzfeld und Erich Samuelsdorff – Anwälte wie er, deren Geschichten der seinen glichen, aber anders ausgegangen waren. Nach Hitlers Machtergreifung 1933 waren sie als Anwälte bei deutschen Gerichten nicht mehr zugelassen, da sie nicht zur «arischen Rasse» gehörten, und sie fanden sich alle in Palästina wieder, das zu jener Zeit britisches Mandatsgebiet war. Um in dem neuen Land als Anwalt praktizieren zu können, musste ein fremdstaatlicher Jurist eine Sonderprüfung ablegen und Kenntnisse im britischen Recht nachweisen, das sich von dem deutschen unterschied.

Zwei der Juristen, Hermann Kugelmann und Ernst Katzenstein, legten diese Prüfung erfolgreich ab und wurden als Anwälte im britischen Mandatsgebiet Palästina tätig.

Jetzt hatten sie beide mit Entschädigungsfragen und Wiedergutmachungsangelegenheiten zu tun und pendelten zwischen Israel und Deutschland hin und her.

Die beiden anderen Juristen, Manfred Herzfeld und Erich Samuelsdorff, legten diese Prüfungen nicht ab und gingen anderen Tätigkeiten in Palästina nach. Herzfeld, der mit Lucies Cousine verheiratet war, amtierte als Kassierer in einer Versicherungsgesellschaft in Jerusalem. Erich Samuelsdorff, der wie Hugo Anwalt in Hamm gewesen war, war nach der Machtübernahme der Nazis nach Tel Aviv gezogen, wo er sein gesamtes Vermögen in einer kleinen, von ihm gegründeten Firma verlor.

Beide, Manfred Herzfeld und Erich Samuelsdorff, kehrten irgendwann nach Deutschland zurück, und beide verkörpern jeweils einen anderen Ausgang der Geschichte. Herzfeld erfuhr – relativ gesehen – einen glücklichen Ausgang, denn in den frühen 1950ern ging er zurück, um seinen alten Beruf auszuüben. Samuels-

dorff dagegen, der in der Hoffnung zurückgekehrt war, seine frühere Kanzlei wiederzueröffnen, starb, bevor ihm dies möglich wurde.

Mein Grossvater Hugo gehörte zu der zweiten Gruppe. Wie Herzfeld und Samuelsdorff legte auch er die Prüfung nicht ab. Wie Samuelsdorff machte er sich selbstständig, scheiterte aber. Er kaufte Maschinen für die Herstellung von Drahtzäunen und Stacheldraht und gründete eine kleine Fabrik nahe Tel Aviv. Als die Fabrik in Konkurs ging, musste er sie unter grossen Verlusten veräussern. Danach wurde er Handelsvertreter für die Brüder, denen er die Fabrik verkauft hatte. Die grosse Frage war nun vermutlich: Würde es für Hugo letztendlich so kommen wie für Samuelsdorff oder würde er eine berufliche Wende schaffen können wie Manfred Herzfeld?

Es steht für mich ausser Zweifel, dass Hugo bei der Vorbereitung der Reise diese vier Männer vor Augen hatte. Tatsächlich traf er mit den dreien, die noch lebten, zusammen. Doch ich bin mir nicht sicher, ob dies der eigentliche Grund dafür war, dass meine Grosseltern nach Deutschland gereist sind. Ich stelle hier lediglich Vermutungen an. Wahrscheinlich war die Fahrt nach Deutschland Hugos Idee, um wieder das zu werden, was er schon immer tief in seinem Herzen gewesen war: ein deutscher Rechtsanwalt. Vielleicht war diese Reise aber auch Lucies Idee, die Hugo schlicht und einfach dorthin zurückbringen wollte, wo sie ihn zuletzt glücklich gesehen hatte: nach Deutschland, nach Westfalen.

In den Briefen von ihrer Reise schrieben sie, sie seien nach Deutschland gefahren, um sich nach dreiundzwanzig Jahren in Tel Aviv zu erholen. Vielleicht haben sie das ja selbst geglaubt, doch für mich klingt diese Erklärung befremdend. Zugegeben: Nicht wenige deutsche Juden bereisten nach dem Krieg ihr Heimatland, um in der Asche der Vergangenheit zu graben. Man kann Hugos und Lucies Motiv unterschiedlich benennen, aber: «sich erholen»?

Was immer auch der tiefere Sinn der Reise war und wer immer auch die Idee dazu hatte: Ich weiss, dass im Mai 1956 für Hugo und Lucie zwei israelische Pässe

ausgestellt wurden, in denen ein Stempel besagte, der Passinhaber dürfe Israel verlassen und alle Länder besuchen, mit Ausnahme von Deutschland. Israel hatte keine diplomatischen Beziehungen mit Deutschland, und das war der übliche Stempel. Der Beamte freilich, der das Dokument in einer Behörde des Innenministeriums unterschrieb, strich den Zusatz «mit Ausnahme von Deutschland» durch und setzte sein Namenskürzel neben die Streichung, die die Einschränkung für ungültig erklärte. Dieses Vorgehen sagt wohl alles über jene Zeit, als Bannsprüche und Schwüre ihre Geltung zu verlieren begannen, und über den jüdischen Staat, der unentschlossen schlingerte zwischen dem Schwur, niemals zu vergessen, und der finanziellen Verlockung, der man mittlerweile nur noch schwer zu widerstehen vermochte.

Vier Jahre vor der Reise meiner Grosseltern hatten Israel und Deutschland ein Wiedergutmachungsabkommen unterzeichnet, das eine heftige Debatte in Israel auslöste. Menachem Begin, der spätere israelische Ministerpräsident und einer der schärfsten Gegner dieses Abkommens, wohnte knapp einen Kilometer von ihrer Wohnung in Tel Aviv entfernt. Vehement lehnte er es ab, Geld von Deutschland anzunehmen: Dies, so argumentierte er, würde Deutschland von der Nazi-Vergangenheit freisprechen. Als er sich in der israelischen Knesset gegen das Abkommen aussprach, umzingelten Tausende seiner Anhänger das Gebäude und warfen mit Steinen. Ganz im Gegensatz dazu stand Ernst Katzenstein (den Hugo und Lucie auf ihrer Reise zu treffen beabsichtigten) als Direktor der Jewish Claims Conference in Deutschland im Zentrum der Verhandlungen mit Deutschland. Diese Einrichtung vertrat die Entschädigungsansprüche jüdischer Opfer des Nationalsozialismus und Überlebender des Holocaust.

In dieser Debatte teilten Hugo und Lucie unmissverständlich Ernst Katzensteins Standpunkt (auch, wenn es um die persönliche Entschädigung ging). Es gab Menschen wie Greta S., die schon erwähnte Bekannte meiner Grosseltern mit den *Darfish*-Haselnuss-Plätzchen, die finanzielle Entschädigungen strikt ablehnten.

Aber es gab auch jene, wie Lucie und Hugo, die damit keine Probleme hatten. Tatsächlich wurde die Reise meiner Grosseltern durch eine kleine monatliche Zuwendung ermöglicht, die mein Grossvater aufgrund seines Berufsverbots in Deutschland seit einigen Monaten erhielt. (Diese Entschädigung war von einem deutschen Anwalt aus Hamm, Friedrich Kieserling, durchgesetzt worden.) Ich bin mir sicher, dass Lucie und Hugo niemandem von dieser Entschädigungszahlung berichtet haben, und ich glaube kaum, dass sie überhaupt allzu vielen Nachbarn von ihrer bevorstehenden Reise erzählt haben – mit Sicherheit nicht jenem Besitzer eines Zeitungskiosks, der sich strikt weigerte, irgendwelche deutschen Zeitschriften zu verkaufen oder sich irgendetwas über Deutschland anzuhören. Er war sich mit Menachem Begin einig: Dieses Geld war blutbefleckt, und er würde nie jemals seinen Fuss auf deutschen Boden setzen.

Weder mit diesem Nachbarn noch mit jemand anderem erörterten Lucie und Hugo diese Angelegenheit. Sie hatten mehr als genug mit ihren eigenen Angstgefühlen zu tun.

Ich entferne mich von dem Haus und gehe in Richtung Dizengoff-Platz. In den Wochen vor der Reise hatte sich Hugo hin und wieder bei seinen Spaziergängen verlaufen, so dass Lucie ihn gewöhnlich begleitete. Ich sehe die beiden vor mir, wie sie dort gehen: sie in einem geblühten Kleid und er, ein paar Zentimeter kleiner, im Anzug mit Krawatte, den Bauch vorgewölbt, dem Buchstaben D gleichend, wie in «Dr.» – so wie es immer vor seinem Namen gestanden hatte.



7

Tel Aviv.

«Dann pinkel doch über den Besenstiel!»

**S**tundenlang spielte ich in Grossmutter's Wohnung mit der Balgenkamera meines Grossvaters – tat so, als legte ich einen Film ein oder als drückte ich den Knopf, wodurch mit einem vertrauten leisen Surren die Verschlussklappe herausfuhr. Aber ich erinnere mich nicht, dass ich jemals nach einem Film gefragt oder mich erkundigt hätte, was mit jenem Hugo oder Opa gewesen war, dem diese Kamera einmal gehört hatte.

Nichts bereitete mir mehr Freude, als mit Oma durch die Strassen von Tel Aviv zu schlendern: ein Junge, dessen Hand beharrlich stetigen Kontakt mit Hecken und Zäunen der Stadt suchte, als wäre er eine Strassenbahn mit einem gigan-

tischen Stromabnehmer, und eine hochgewachsene Frau, die öfter mal stehenblieb, um ihn darauf hinzuweisen, dass diese Zäune *schmutzig* seien. Ich war in der Vorstadt aufgewachsen, daher war Tel Avivs Zentrum für mich nie langweilig, und das Gleiche galt für Oma, die sich eine kindliche Neugier auf die Stadt bewahrt hatte. Ausserdem gehörte sie zu den Menschen, die sogleich begierig zur Stelle waren, wenn irgendwo ein Krankenwagen aufkreuzte. Wenn sich eine Menschentraube an einer Strassenkreuzung bildete, waren auch wir dort, und wenn irgendjemand – in aller Regel meine Mutter – Oma Vorwürfe machte, sie sei neugierig, dann gab sie zur Antwort: «*Ich bin nicht neugierig ich bin wissbegierig*»

Wie Oma und ich uns miteinander verständigten, ist mir immer noch etwas rätselhaft, denn sie sprach kein Hebräisch und ich kein Deutsch. Aber genau genommen ist dies so nicht ganz richtig. Als ich fünf war, übernachtete ich einmal in Omas Wohnung, und vor dem Schlafengehen bat ich sie auf Hebräisch um ein Taschentuch. Sie verstand mich nicht, und so wiederholte ich das Wort immer wieder auf Hebräisch. Oma versuchte meinen Wunsch zu erraten und brachte alle möglichen Gegenstände in mein Schlafzimmer, von Spielzeugen über Bücher bis hin zu Kissen. Völlig frustriert hörte ich mich mit einem Mal das Wort auf Deutsch laut rufen: «*Taschentuch!*»

Anscheinend hatte ich also ein kleines Repertoire an deutschem Vokabular, von dem einiges in meinem Unterbewusstsein verborgen war. Und wenn man es sich genau überlegt, galt dies auch für Omas hebräischen Wortschatz. So konnte sie zum Beispiel das hebräische Wort «Taut» für «falsch verbunden» ins Telefon brüllen und dann auflegen – (fast) wie ein einheimischer Israeli. Kurz gesagt, Oma und ich hatten beide jeweils einen sehr begrenzten Wortschatz mit einer sehr geringen Schnittmenge. Aber auch wenn wir nicht die Bedeutung eines jeden Wortes verstanden, so verstanden wir doch seine Absicht, und die war in aller Regel eine gute. Das einzige Mal, das mir einfällt, als meine Absicht keine gute war, hatte ich

sie lautstark beschimpft, doch sie fing an zu lachen, weil ich den deutschen Ausdruck *alte Schachtel* verwendet hatte. Es konnte aber auch geschehen, dass wir viele Stunden lang in der kleinen Wohnung verbrachten, ohne ein Wort zu sprechen. Sie las in ihren Zeitschriften, ich kramte in einer Schublade mit alten Drähten und durchgebrannten Sicherungen oder spielte mit Hugos alter Balgenkamera.

Wie meine Mutter verbrachte auch meine Oma ihr Erdenleben mit witzigen Sprüchen. Viele dieser Sinnsprüche hatten ihren Ursprung in Omas deutscher Erziehung und waren daher rätselhaft für mich. Bot man Oma Kartoffeln oder Pommes frites an, entgegnete sie: «Kartoffeln gehören in den Keller!» Wenn ich einen Topfdeckel anhob, um zu schauen, was es zu essen gab, hörte ich: «Pottkieker kommen nicht in den Himmel.» Wenn ich hibbelig war und Oma mich nicht zur Ruhe bringen konnte, polterte sie schliesslich: «Dann pinkel doch über den Besenstiel!»<sup>5</sup> Wenn sie über Gerda S. sprach, die von jedem in Tel Aviv stets die neuesten Klatschgeschichten kannte, sagte sie: «Ich muss Gerda besuchen, um zu hören, wie es mir geht.»

5 Familiäre Redensart im Sinne von «Du kannst mir mal den Buckel runterrutschen!»



8

Tel Aviv.  
«Zufrieden.»

**R**und um das Purimfest gab es das Fotoritual. Wir gingen hügelaufwärts bis zur Busstation in unserem Stadtviertel, dort zündete sich meine Mutter eine Zigarette an, wir setzten uns unter die Asbestüberdachung und warteten auf den Bus. Ab und zu fuhr ein Auto vorbei, dann trat wieder Stille ein, wie sie alle Wartenden an der Bushaltestelle umgibt. Als der Bus Nr. 23 kam, stiegen wir in aller Ruhe ein und fuhren zur menschenwimmelnden Umsteigestation Elite<sup>6</sup>. Dort nahm mich meine Mutter ganz fest bei der Hand, denn der nächste Bus

<sup>6</sup> Der Busbahnhof hiess Elite nach der Schokoladenfabrik, die sich dort befand.



war noch viel voller als der erste, und wenn der Fahrer die Türen schloss, teilte er die Fahrgäste schier mittendurch. Ich war mir sicher: Irgendwann würde ich in Elite allein Zurückbleiben und meine Mutter und Eva würden ohne mich weiter nach Tel Aviv fahren, oder umgekehrt – am allerschlimmsten: Sie werden in Tel Aviv ankommen mit nur einer Hälfte von mir.

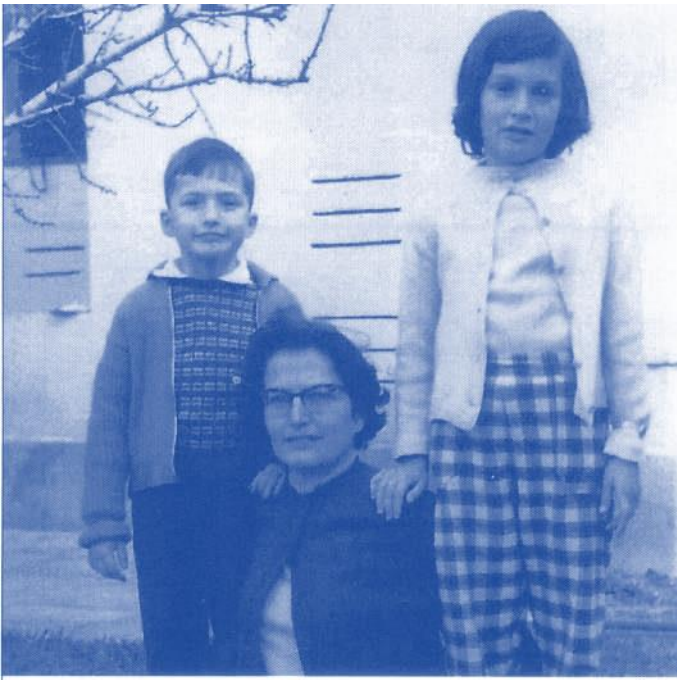
Wir stiegen an der Dizengoff-Strasse aus, und wenn wir nah genug am Haus meiner Grossmutter waren, nickte meine Mutter uns lächelnd zu, und meine Schwester und ich rannten schon mal voraus, stürmten nach oben und klingelten zweimal. Für wenige Augenblicke, die uns wie eine Ewigkeit erschienen, starrten wir auf die Tür und überlegten, ob wir noch einmal schellen sollten, und nach einigen weiteren Sekunden freudiger Erwartung hörten wir das Entriegeln des Schlosses und erblickten Oma und das Strahlen ihrer Augen.

Oma half uns bei unseren Kostümen. Meine Mutter empfand die Verkleiderei als lästige Einmischung, aber Oma war Feuer und Flamme und machte sich schon Wochen zuvor Gedanken über unsere Kostümierung. Dann gingen wir zum Fotogeschäft Gilai und liessen uns fotografieren. Im Jahr 1956 war meine Schwester eine «Frühlingskönigin', und ich war ein Cowboy.

Auf unseren gemeinsamen Spaziergängen hörte ich es mit Freude, wenn Oma sich bei dieser oder jener Jecke-Freundin, die wir unterwegs trafen, lobend über mich aussprach. Oma witzelte gern und erzählte bei ihren Bekannten von all meinen klugen Bemerkungen, die freilich, was ihr wohl nicht bewusst war, meist von einer verzerrten Realitätswahrnehmung herrührten und nicht von einem grossartigen Sinn für Humor (als wir im Kindergarten über das Passahfest sprachen, fragte ich Oma, ob sie den Pharao persönlich kennengelernt habe). Wenn ihre Bekannten ausser Hörweite waren, brachte Oma deren Leben kurz und bündig auf eine einfa-

che Formel. Sie ordnete viele von ihnen ein in die Kategorie: «*Hat viel mitgemacht*», was so viel bedeutete, dass die betreffende Person eine Menge im Leben erlitten hatte. (Der Zusammenhang war für mich sehr nebulös. Vom Holocaust wurde damals so gut wie nie gesprochen, und erst recht nicht mit Kindern.) Über andere äusserte sie: «*Es geht ihr gut*», womit sie deren finanziell erfreuliche Situation meinte. Doch das wichtigste Etikett – und Oma ordnete es fast jeder Frau zu, die wir trafen (selbst jenen, die sie zuvor mit einem anderen Etikett versehen hatte) – besagte, dass sie nun *zufrieden* sei. *Zufrieden* war eines der wichtigsten Worte in Omas Vokabular, vielleicht wichtiger sogar als *schmutzig*, und ich gewann den Eindruck, Oma sei der *zufriedenste* Mensch auf der ganzen Welt.

Eines Tages war ich bei Oma, und an der Tür schellte es einmal, was so viel bedeutete, dass kein Familienmitglied davorstand. Oma schaute durch den Türspion und öffnete. Vor ihr stand ein unrasierter älterer Mann mit einem aufgeklappten Koffer voller Kämmе und Schuhbänder. Er sprach Jiddisch, und etwas tief Trauriges umgab ihn. Oma sah seinen Krimskrams durch und kaufte schliesslich einen Kamm. Es war nicht sein letzter Besuch (und wohl auch nicht der erste). Eines Tages wollte Oma nichts mehr von ihm kaufen, und der Mann stand vor der Tür und schellte einmal und zweimal und hörte nicht auf zu klingeln.



9

Tel Aviv.

«Wenn ich mal dieses hohe Alter erreiche,  
erschießt mich einfach.»

Erst als Heranwachsender begann ich, hinter ihrer heiteren Maske eine andere Lucie zu erkennen. Die zeigte sich in den täglichen Telefongesprächen mit meiner Mutter. Jeden Abend zwischen sieben und halb acht klingelte das Telefon in der «Halle» unseres Hauses. Der erste Ton war noch nicht verklungen, da stand meine Mutter schon in der Küche und hatte sich ihre Time-Zigaretten und eine Streichholzschachtel geschnappt. Unser Haus war klein, und meine Mutter war schlank und fix. Beim zweiten Klingelton sauste sie wieder durch die «Halle» und rief dabei *«Ich komme»*. Ein wenig fahrig betrat sie dann das Wohnzimmer und stellte sich und uns und dem ganzen Universum die Frage: «Wo in aller Welt habe ich

bloss den Aschenbecher hingestellt?» Beim vierten Klingeln sank sie in den blauen Sessel, hob gleichzeitig den Telefonhörer ab und brachte dann, ohne vorher ein «Hallo» oder «Guten Abend» zu sagen, irgendetwas Nüchternes auf Deutsch hervor, wie: «Frau Pollack ist gerade gegangen» oder «Ich habe schon fünfundvierzig Minuten mit Tante Liese telefoniert». Dergestalt pflegte das Gespräch mit ihrer Mutter abzulaufen, das über Jahre hinweg geführt wurde, bisweilen unterbrochen von so banalen Verrichtungen wie Arbeit, Essen und Schlaf. So sass meine Mutter, mit einer brennenden Zigarette in der Hand, jeden Abend eine Stunde oder länger in dem blauen Sessel und moderierte eine tägliche Talkshow, deren einzige Zuhörerin zugleich auch die Anruferin Nummer eins war, von der meine Mutter bombardiert wurde mit Beschwerden über die Sauberkeit in Tel Aviv, mit Fragen zum Gebrauch von kleinen Haushaltsgeräten, mit Berichten über Gesundheitsthemen, die Wirtschaft und den Zustand des Postwesens rund um den Globus.

Letzteres war tägliches Thema. In jeder Familie gibt es Schwarzmaler, meine Grossmutter Lucie war jedoch eine Schwarzmalerin erster Ordnung. Wer zur damaligen Zeit ins Ausland reiste, meldete sich bei den Seinen nicht per Telefon (Telefonieren war umständlich und abschreckend teuer), sondern äusserte regelmässig ein Lebenszeichen in Gestalt von Briefen und Postkarten. Für Lucie bedeuteten zwei Wochen ohne Brief oder Postkarte ein Alarmsignal. Drei Wochen ohne jegliches Lebenszeichen bedeutete ein verzweifelttes S.O.S. Ein Monat ohne einen Brief besagte, dass das Schlimmste bereits eingetroffen und das entsprechende Telegramm bereits unterwegs war – es war nur eine Frage der Zeit, bis es uns erreichen würde.

Zieht man diesen Aspekt von Omas Persönlichkeit in Betracht, so kann ich mir keinen unpassenderen Beruf vorstellen als jenen, den Raphi, der Bruder meiner Mutter, gewählt hatte. Es stellte sich heraus, dass er neben seinem Talent, mit den Ohren zu wackeln, für den Mossad, den israelischen Geheimdienst, tätig war

und die meiste Zeit in geheimer Mission im Ausland verbrachte. Und so ertönte bei jeder Unterhaltung zwischen Oma und meiner Mutter früher oder später der Satz: «*Der Junge schreibt nicht.*» Dem folgten dann ein Vortrag meiner Mutter über die Arbeitsmoral des israelischen Briefträgers, ein Lagebericht über Poststreiks in Frankreich (Paris war für viele Jahre Raphis Stützpunkt) und – gelegentlich – Ausführungen über den öffentlichen Dienst in den Entwicklungsländern.

Aber Oma zu beschwichtigen war nicht einfach.

«Wie kommt es, dass Greta S. eine Postkarte aus Belgien bekommen hat?» fragte sie.

«Aber *Mutti*, Raphi ist in Paris, und gestreikt wird *dort*, und nicht in Belgien» erwiderte meine Mutter gelassen.

«Er kann doch die Diplomatenpost benutzen» brachte Oma vor.

«Aber *Mutti*, die Diplomatenpost ist nicht für den Privatgebrauch gedacht!»

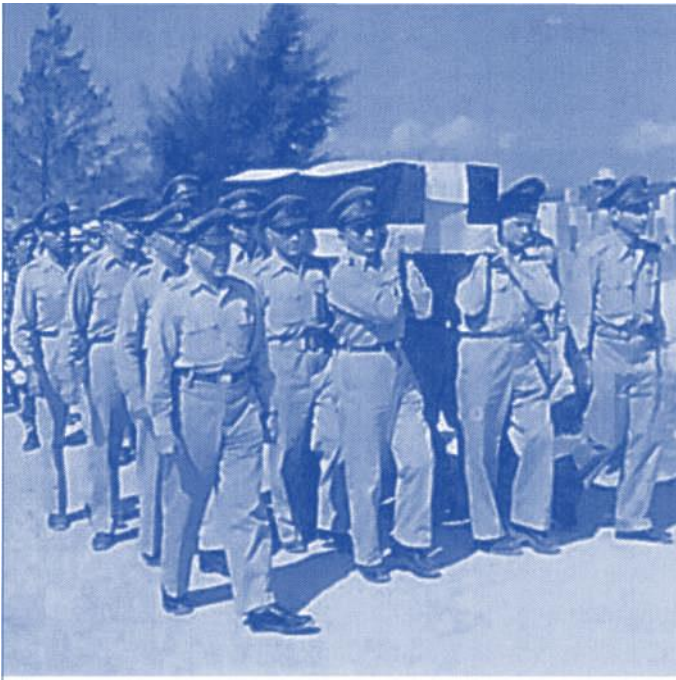
«Dann kann er doch ein Telegramm schicken» legte sie nach.

«Um mitzuteilen, dass er noch lebt?»

Meine Mutter war ein geduldiger Mensch. Als Lucie einmal klagte, sie könne nicht einschlafen, gab ihr meine Mutter den Rat, sie möge Schafe zählen. Am nächsten Tag, als Lucie ihr erklärte, dies habe nicht geholfen, zog meine Mutter ihren Joker, der bei einer Freundin wunderbar funktioniert hatte: lange deutsche Wörter zu buchstabieren, und zwar rückwärts. «Über den Buchstaben ‚W‘ im Wort *langweilig* wirst du nicht hinauskommen», versprach sie Oma. Aber meine Mutter hatte nicht mit Lucies wissbegierigem Geist gerechnet. Am nächsten Morgen rief Lucie an: Sie habe die ganze Nacht kein Auge zugetan. Irgendetwas an dieser intellektuellen Aufgabe hatte sie unwiderruflich wachgehalten. Meine Mutter gab nicht auf, doch manchmal wird vielleicht auch die loyalste persönliche Assistentin Zeichen von Ungeduld an den Tag legen – eine gerunzelte Stirn, einen kurzen Seufzer. Meine Schwester und ich bemerkten diese Anzeichen und registrierten ihren Ton-

fall: «*Mutti*, nichts hat sich zu gestern oder vorgestern geändert. Die Postler in Paris befinden sich immer noch im Streik!»

Einmal, nach einer besonders langen Talkshow, liess meine Mutter keine weiteren Diskussionen mehr zu. Sie legte einfach den Hörer auf, exhalierte den Rauch aus ihrer Lunge, seufzte und sagte zu mir und meiner Schwester: «Wenn ich mal dieses hohe Alter erreiche, erschießt mich einfach.»



10

## Tel Aviv. «Wie konnte er nur?»

**I**nmitten meiner Recherchen in Tel Aviv – über Lucies und Hugos Vorbereitungen für die Reise nach Deutschland und Hugos Freitod nach ihrer Rückkehr – treffe ich meinen Onkel Menda Rosen, den Bruder meines Vaters, als er gerade im Begriff ist, in ein Seniorenheim umzuziehen. Er drückt mir einen Aktendeckel in die Hand, den er beim Aufräumen seiner Regale gefunden hat. Enthalten sind Dokumente, die sich mit dem Tod meines Vaters befassen. Ich nehme den Ordner zwar in Empfang, widme mich ihm aber nicht unmittelbar. Ich bin gerade mit einem Todesfall beschäftigt und will mit einem zweiten nichts zu tun haben.

Nachts jedoch öffnen meine Hände den Ordner. Dort finden sich Kondolenzbriefe über Kondolenzbriefe, Antworten auf Kondolenzbriefe und noch mehr Antwortbriefe, Nachrufe, eine Einladung zur Einweihung einer Strasse, die den Namen meines Vaters tragen wird. Mein Vater war der Finanzberater des Stabschefs in der jungen israelischen Armee. Viele Menschen verehrten ihn. Ich weiss dies alles.

Ein Stück Papier fesselt meine Aufmerksamkeit: ein Auslieferungsschein der Underwood AG in Connecticut. Nach dem Tod meines Vaters erwarben seine beiden Brüder für meine Mutter eine Schreibmaschine, so dass sie nach der Arbeit ihr Einkommen mit Schreibearbeit aufbessern konnte. Heute, gut fünfzig Jahre später, male ich mir vor meinem geistigen Auge diese Reise einer Underwood-Schreibmaschine mit hebräischer Tastatur aus: von ihrer Verladung auf die Exilona im Hafen von New York bis zu ihrer Ankunft in Tel Aviv Anfang Oktober 1954. Ich erinnere mich, wie ich beim Stakkato dieser Schreibmaschine in den Schlaf fiel, während meine Mutter bis in die Nacht hinein tippte – an die Zigarette, das Husten, das Ratschen beim Zurückschieben des Wagens. Und das Klingeln am Ende jeder Zeile.

Es gibt noch einen zweiten, viel schmaleren Aktendeckel, der in diesem umfangreicheren steckt. Beim Öffnen dauert es einen Moment, bis ich begreife, was ich da vor mir habe. Es sind Kontaktabzüge eines Fotografen mit Dutzenden von winzig kleinen Schwarz-Weiss-Aufnahmen. Soldaten stehen in Formation, Zivilisten gehen umher. Offiziere tragen einen Sarg auf den Schultern. Ich hole ein Vergrößerungsglas und sehe mir die Menschen an, die dem Sarg folgen. Mein Gott, das ist die Beerdigung meines Vaters. Mein Herz schlägt bis zum Hals. Wo ist meine Mutter? Ich kann sie nicht entdecken. Noch mehr Fotos mit Offizieren, die den Sarg tragen. Junge Soldatinnen halten Blumen. Männer in kurzärmeligen weissen Hemden gehen über eine Schotterpiste. Ich erkenne Dr. Kanovitch, mei-



nen Kinderarzt, er hat seine Tasche dabei. Es scheint mir, als schaue ich einen Schwarz-Weiss-Stummfilm unserer finstersten Stunde an.

Auf einmal entdecke ich meine Grossmutter, nicht Oma, sondern Pnina, die Mutter meines Vaters. Sie ist eine kleine Frau, genauso, wie ich sie in Erinnerung habe, gestützt von ihren beiden Töchtern, meinen Tanten Channa und Chava. Und dann erblicke ich auf einem anderen Foto meine Mutter, ein Tuch über dem Kopf, eine grosse Sonnenbrille, eine einunddreissigjährige Frau, die eine Woche zuvor noch glücklich gewesen war. Oma kann ich nicht entdecken. Wo ist Oma? Meine Schwester war drei Jahre alt, und ich war ein Baby, also muss Oma wohl zu Hause geblieben sein, um sich um uns zu kümmern. Aber neben meiner Mutter erblicke ich ihn – Dr. Hugo Mendel.

Er trägt eine dunkle Sonnenbrille und einen weissen Strohhut, einer der wenigen Männer, die einen Anzug mit Krawatte tragen. Ich fokussiere das Vergrösserungsglas auf sein Gesicht, und ein einziger Gedanke geistert mir im Kopf herum: «Wie konnte er nur?» Die Beerdigung fand im Oktober 1953 statt. Im März 1957, weniger als vier Jahre, nachdem seine Tochter mit zwei Kindern Witwe geworden war, sprang Dr. Mendel in den Tod. Es fällt mir schwer, ihn mir als «meinen Grossvater» oder als «Opa» vorzustellen. Ich versuche, Mitgefühl mit ihm zu empfinden, doch ich spüre nur Zorn. Ich glaube, erst in diesem Moment ist mir klar geworden, wie wütend ich darüber war, dass er seine Tochter allein gelassen hat.



11

München»

«Wir assen Steak mit Pilzsauce.»

**H**aben meine Grosseltern Händchen gehalten, als das Flugzeug in Tel Aviv abhob? Ich könnte es mir gut vorstellen, allein schon «deshalb, weil es für beide der erste Flug in ihrem Leben war. Flugzeuge machten zu jener Zeit noch mehr Lärm als heute, und so kann ich mir gut ausmalen, dass meine Grossmutter Lucie sanft ihre Hand auf die von Hugo legte, vielleicht ein wenig besorgt. Gewiss, sie waren seit fünfunddreissig Jahren verheiratet, und nicht alle diese Jahre waren erfreulich gewesen, doch jetzt gab es nichts Wichtigeres für Lucie, als Hugo *zufrieden* zu sehen.

Kurz nach dem Start bot ein Passagier namens Löwenberg Lucie seinen Sitzplatz an. Er hatte mitbekommen, dass dies ihr erster Flug war, und wollte ihr die Möglichkeit bieten, aus dem Fenster zu schauen. Lucie packte die Gelegenheit beim Schopfe, und während sie auf das Mittelmeer unter ihr schaute, lauschte sie dem Gespräch, das sich zwischen Hugo und Herrn Löwenberg entwickelte. Der Mann hatte bei Lucie bereits einen Stein im Brett, denn seine Geste wertete sie als die eines *Kavaliers*, das grösste Kompliment, das Lucie einem Mann zusprach. Und ihre Anerkennung für ihn wuchs ins Unermessliche, als sich herausstellte, dass er Richter in Tel Aviv und der Sohn eines alten Bekannten war, den Hugo von der jüdischen Studentenverbindung in Deutschland her kannte.

Neben einem Richter zu sitzen war somit ein guter Reisebeginn, und neben einem Richter zu sitzen, der der Sohn eines Bekannten war, ein noch viel besserer. Es erinnerte an die Zeit, als mein Grossvater Hugo sich noch unter Juristen bewegte, und liess die Tage vergessen, da er von einer Eisenwarenhandlung zur nächsten mit Drahtzäunen hausieren gegangen war. Und eine Geschichte von der grosszügigen Geste eines Richters und Sohns eines Bekannten liess sich bestens in ihrem ersten Brief an meine Mutter mitteilen, wussten sie doch, wie besorgt ihre Tochter war und wie sehr sie hoffte, diese Reise werde ein Anfang sein, dass das ihrem Vater angetane Unrecht wieder ins Lot gebracht würde. Somit stand die Reise unter einem guten Stern. Düfte, die im zuteilungsrationierten Tel Aviv allgemein nicht üblich waren, stiegen in ihre Nasen – das Eau de Cologne einer Steewardess, das Aroma von gutem Kaffee, das Aftershave eines Fluggastes. Sie sass neben Menschen mit guten Essmanieren, die sich in gedämpftem Ton unterhielten. In Lucies Unterlagen stiess ich auf eine Swissair-Postkarte von ihrem Rückflug, und ich kann mir lebhaft vorstellen, dass meine Grosseltern auf ihrem KLM-Flug von Tel Aviv nach München sich ebenso fühlten wie die Passagiere auf dem Foto der Swissair-Postkarte.

Hier sehe ich sie vor mir, Lucie, den Richter und Hugo, sich leise auf Deutsch unterhaltend, während das Flugzeug über Athen, Belgrad und die österreichischen Alpen hingeleitet und schliesslich in München landet.

Da Deutschland noch keine Botschaft in Israel hatte, mussten Lucie und Hugo für die Ausstellung von deutschen Visa den ganzen Weg weiter nach Amsterdam zurücklegen, und sie verbrachten mehrere Stunden in einem geschlossenen Bereich auf dem Münchener Flughafen, bevor sie weiterflogen. Dieser Zwischenaufenthalt war eine Art «Probetauchgang», um sicherzustellen, dass die Tauchanzüge dem Wasserdruck standhalten konnten. Anfangs hatte ich vor, bei dem Wiedererleben ihrer Reise auch diesen Zwischenstopp miteinzubeziehen und ein Steak in Pilzsauce im Flughafenrestaurant zu verzehren, wovon Hugo in seinem Brief berichtete. Doch ich beschloss, es mit der Pedanterie nicht zu übertreiben und München zu überspringen.

Und dennoch versuche ich mir vorzustellen, was ihnen dort durch die Köpfe ging. Ein Strang dieser Gedanken dürfte nicht überraschen: Er betraf ihre erste Begegnung mit Deutschen nach dem Krieg. Ich bin mir sicher, dass sie jeden Polizisten und jede Kellnerin mit den naheliegenden Fragen beäugten: War dieser Typ da ein früherer SS-Offizier? Hat die Frau dort hinter der Theke als KZ-Wächterin in Dachau gedient?

Doch tief in der Seele der Einreisenden wird man auf Verwickeltes stossen. Was empfanden sie zum Beispiel, als sie die ersten Lautsprecherdurchsagen auf Deutsch hörten? Vielleicht war es Ekel oder Widerwille, aber möglicherweise auch das Gefühl, nach Hause zurückgekehrt zu sein. Es war mehr als zwanzig Jahre her, seit sie sich zuletzt in einer Öffentlichkeit bewegt hatten, in der sie genau verstanden, was vor sich ging. In Palästina und Israel lebten sie als Fremde, die stets auf Übersetzungen oder zumindest Erklärungen angewiesen waren, und vielleicht erfuhren sie nun zum allerersten Mal am eigenen Leib ein neues Gefühl der Freiheit. Vielleicht sahen sie sich hier in München erstmals mit einem Wider-

spruch konfrontiert, der sie die ganze Reise über begleiten würde: sich mit Leib und Seele zu Hause zu fühlen in jenem Land, das sie ausgestossen hatte. Nicht genug von Deutschland einsaugen zu können, aber erleichtert aufzuatmen, als sie in Richtung Amsterdam weiterflogen.



## Amsterdam. «Es hat alles geklappt.»

Auf dem Flug von München nach Amsterdam schaute Hugo aus dem Fenster und versuchte irgendetwas Vertrautes zu entdecken, vor allem über Westfalen, jenem Teil Deutschlands, wo er aufgewachsen war. Wahrscheinlich bebte sein Herz, nicht verwunderlich für jemand, der über seine Kindheit hinweggleitet. Doch Hugo war ein verschlossener Mann. «Wir flogen zwar über Hagen, erkannten aber nichts» teilte er nüchtern in einem Brief an meine Mutter mit. Sie seien abends

in Amsterdam gelandet, und am nächsten Morgen würden sie zur deutschen Botschaft gehen, um dort Visa für Deutschland zu beantragen. Hugo schrieb nichts von irgendwelchen Sorgen, aber in Anbetracht seiner letzten Begegnung mit deut-

schen Staatsdienern bin ich sicher, dass er voller Befürchtungen war. Und da ich über seine Gene verfüge, erlaube ich mir, Vermutungen darüber anzustellen, welche Argumente er sich während des Fluges wohl im Kopf zurechtgelegt hat für eine denkbare Auseinandersetzung mit eben diesen Bürokraten, um ihnen klarzumachen, weshalb sie ihm das Visum ausstellen *mussten*. Er war doch in Deutschland geboren, nicht wahr? War dies nicht hinreichend genug? Und er stammte nicht aus einer Familie von irgendwelchen Zuwanderern aus dem Osten, sondern aus einer Familie, die bereits seit Generationen in Deutschland lebte, vermutlich schon seit dem 17. Jahrhundert. Er war in Deutschland gross geworden, hatte in Deutschland studiert, seinen Militärdienst beim deutschen Heer abgeleistet, an der Universität Greifswald promoviert, eine Anwaltskanzlei eröffnet. Aus welchen konkreten Gründen wolle man ihm daher kein Visum ausstellen? Nein, er habe nicht die Absicht, in Deutschland zu bleiben, falls es das sei, was den Herren Sorgen bereite. Doch selbst wenn schon? Er war doch hier geboren! Aber nein, er wolle ja bloss das Land seiner Kindheit noch einmal besuchen. Sei das etwa auch verboten?

Ein kleiner KLM-Shuttlebus brachte sie zu ihrem Hotel. Am nächsten Morgen würden sie sich um die Visa kümmern, doch jetzt würden sie sich erst einmal eine gute Zeit machen, würden *vornehme Leute* sein (ein weiterer Lieblingsausdruck von Lucie). So wie sie ihre Suite im Hotel «Carlton» beschrieben, war sie grösser als die Wohnung in Tel Aviv, die sie am Morgen hinter sich zugeschlossen hatten. Die Suite umfasste ein Schlaf- und Wohnzimmer, eine kleine Küche, ein Bad mit «allen Bequemlichkeiten», wie Hugo schrieb. Sie hatten sich nie an den Strassenlärm in Tel Aviv gewöhnen können oder an Menschen, die mit offenem Mund assen oder die Gabel in der rechten Hand hielten. Und in Amsterdam? Europäische Höflichkeit. Niemand um sie herum kaute mit geöffnetem Mund, jeder hielt das Messer in der rechten und die Gabel in der linken Hand. Amsterdam war Europa

ohne emotionalen Ballast, oder zumindest mit weniger Ballast. Meiner Grossmutter Lucie blieb Amsterdam als der schönste Ort ihrer ganzen Reise im Gedächtnis. Für Hugo war es unmöglich, nicht an seinen jüngeren Bruder Ernst und dessen Familie erinnert zu werden, die vor dem Krieg als Flüchtlinge in dieser Stadt gestrandet waren.

Ich sitze beim Frühstück im Lloyd Hotel. (Warum kann man in Kalifornien nicht solche guten und knusprigen Brötchen backen?) Im Laufe seiner langen Geschichte hatte dieses Gebäude als Haftanstalt für Jugendliche gedient, als Unterbringungsort für Flüchtlinge und als Künstleratelier. Neuerdings ist es zu einem Hotel umfunktioniert worden, und aus irgendeinem Grund bin ich hier abgestiegen und nicht dort, wo Lucie und Hugo damals logierten. Nachdem sie es geschafft hatten, Deutschland zu verlassen, waren Ernst und Else Mendel hier zusammen mit ihren Kindern Martin und Judith für einige Monate untergebracht und warteten auf ihre Visa für die Vereinigten Staaten. Martin erzählte mir, dass Wilhelmina, die Königin der Niederlande, mit ihrem Wagen an diesem Gebäude vorbeigefahren sei und den Flüchtlingen zugewunken habe. Als die Mendels schliesslich ihre Visa in Händen hielten, stellte sich heraus, dass ihre Schiffstickets ab Hamburg nicht in Tickets ab Amsterdam übertragen werden konnten, und für neue Tickets hatten sie kein Geld.

All das möchte ich gerne der Bedienung mitteilen. Ich möchte es der Kellnerin erzählen, und während ich das Geld auf den Tisch lege, sage ich zu ihr, der Cousin meiner Mutter sei vor dem Zweiten Weltkrieg hier einquartiert gewesen.

«Sie glauben gar nicht, wie viele Verwandte von Leuten, die hier einquartiert waren, hierher zu Besuch kommen» sagt sie, als sie das Geld nimmt. Ich möchte ihr den Rest der Geschichte mitteilen, doch sie nimmt bereits die Bestellung an einem anderen Tisch entgegen.



Ich will ihr noch erzählen, dass die Mendels nach einigen Tagen der Verzweiflung eines Abends in ihrem Hotelzimmer einen Umschlag mit eben dem Geld vorfanden, das sie benötigten. Martin sagte mir, sie hätten nie herausfinden können, wer ihnen das Geld zugesteckt habe, aber er war sich ziemlich sicher, dass es ihre holländischen Verwandten mütterlicherseits waren. «Habt ihr sie nie gefragt, ob sie die Wohltäter waren?» fragte ich Martin. «Sie wurden alle ermordet, nachdem die Deutschen die Niederlande überfallen hatten», antwortete er.

Am nächsten Morgen wachten Hugo und Lucie in aller Frühe auf und machten sich auf den Weg zur deutschen Botschaft. Ich kann mir vorstellen, dass bei Hugo die Probe-Unterredung weiterlief. Er sei in Deutschland geboren worden. Reiche das etwa nicht aus? Wenn man es recht bedenke, gingen die Wurzeln seiner Familie bereits bis ins 16. Jahrhundert – und nicht ins 17. Jahrhundert – zurück. Ja, es stimme, er habe seinen Militärdienst nicht an der Front im Ersten Weltkrieg geleistet, aber er habe Kriegsgefangene bewacht, und das sei doch auch erforderlich gewesen, nicht wahr? Und habe er schon erwähnt, dass er mit seiner Anwaltskanzlei der Brötchengeber für mehrere deutsche Familien gewesen war?

Niemand in der deutschen Botschaft machte Einwendungen. Ein gelangweilter Büroangestellter verlangte fünfzehn Gulden, stempelte in Hugos und Lucies israelische Pässe ein Visum hinein, und schon fanden sie sich auf der Strasse wieder, womöglich ein wenig überrascht. «Es hat alles geklappt», teilte Hugo auf der Rückseite einer Postkarte mit, auf der das Rijksmuseum abgebildet war. Um 13.45 Uhr sassen sie abermals in einem KLM-Flieger, diesmal auf dem Weg nach Düsseldorf.



# 13

Düsseldorf.  
«Sie können mich alle am  
A... lecken.»

Am Flughafen steige ich in ein Taxi und teile dem Fahrer den Namen des Hotels mit – genauso, wie sie es damals getan hatten. Nichts von seiner Rolle in einer Nachstellung von Vergangenen ahnend, schaltet er wortlos das Taxameter ein, und der neue Mercedes rollt geräuscharm los.

Draussen ist es ungewöhnlich grün. Als Hugo und Lucie hierherkamen, waren seit dem Krieg zehn Winter vergangen, und die Vegetation hatte alles mit einem Gefühl von Überfluss und Güte durchtränkt. Welch einen Unterschied müssen sie gespürt haben zu dem knochentrockenen israelischen Sommer, den sie zurückge-

lassen hatten. Ein Kirchturm, Strassennamen mit Umlauten, eine Strassenbahn, Männer in Anzügen, die die Strasse überquerten. Nein, sie waren nicht mehr in Tel Aviv.

Wie ein Ingenieur, der die Kernschmelze eines Atomkraftwerkes zu untersuchen hat, lehne ich mich in dem weichen Ledersitz zurück und mache Notizen. Irgendetwas war schiefgegangen auf jener Reise, und die ersten Risse hatten sich bereits hier in Düsseldorf gezeigt. Was ist hier mit Hugo geschehen? Wenn man ihre Briefe liest – eigentlich nichts Aussergewöhnliches. Mit ihren Briefen an die Tochter verfolgten Hugo und Lucie nur ein Ziel: ihr nicht noch mehr Sorgen zu bereiten, als sie bereits hatte. Doch weitere Schriftstücke von dieser Reise erzählen eine andere Geschichte.

«Pssst...»

Ruth Shuttensberg, eine Freundin, die sie am Flughafen empfangen hatte – «mit Rosen bewaffnet und zu Tränen gerührt» wie Hugo an meine Mutter schrieb –, mahnte Lucie im Taxi fortwährend zum Schweigen, während diese im Hinausschauen unablässig nach Luft schnappte. Für kurze Zeit beruhigte sie sich, um dann erneut etwas auszurufen.

«Psst...»

Vielleicht waren die Augen des Taxifahrers im Rückspiegel erstaunt über die Fahrgäste in seinem Taxi, die so deutsch klangen und doch keine Deutschen waren. Was hatte es mit der Dame auf sich, die einen Rosenstrauss festhielt und dauernd aus dem Fenster deutete? Und mit der anderen Frau, die sie zu beschwichtigen versuchte? Und warum war der alte Mann so still?

Quietschend hält mein Taxi vor einem kleinen Café in einer verkehrsreichen Strasse. Es ist ein anspruchsloses, viergeschossiges Gebäude. «Hotel Lindenhof?»

frage ich, und der Taxifahrer zeigt auf den Hoteleingang, der sich ein paar Meter weiter zwischen dem Café und einem Fotoladen befindet. Mein Hotelzimmer sei noch nicht fertig, aber es dauere nicht mehr lange, erfahre ich an der Rezeption, ich könne schon mal hochgehen und mein Gepäck dort abstellen. Zwei Zimmermädchen, dem Aussehen nach aus dem Nahen Osten, machen gerade das Bett und beginnen zu lachen, als sie mich erblicken. Es ist nicht nur Gekicher, es ist unkontrolliertes Lachen, als hätte ich sie bei einer verbotenen Tätigkeit erwischt. Ich stelle mein Gepäck im Zimmer ab und gehe nach unten, um per E-Mail meinen Lieben zu Hause mitzuteilen, dass ich gut angekommen sei. Dies war auch das erste, was Lucie nach ihrer Ankunft getan hat. Hugo hielt sich lieber im Zimmer auf. So gingen Lucie und Ruth zur Rezeption, um meiner Mutter ein Telegramm zu senden (auch dieses fand ich in dem Karton mit den Briefen): «Gut angekommen. Eltern».

Ich gehe die Strasse entlang. Die Namen der Strassen, die ich von den Briefen her kenne, springen mir in die Augen. Von der Oststrasse biege ich in die Graf-Adolf-Strasse, die Oma als Nobelstrasse beschrieben hat (was heutzutage nicht mehr so gilt). Ich erblicke den Bahnhof, den ich ja so gut von einer der Ansichtskarten her kenne, die Oma und Opa verschickt haben. Ich habe viel Zeit damit verbracht, mir die Karte mithilfe einer Lupe anzuschauen, um eine Vorstellung von der Örtlichkeit zu bekommen. Und plötzlich stehe ich hier und begreife, dass dies nicht nur Fiktion ist. All das hat sich real zugetragen. Sie waren an eben diesem Ort.

Auf Schritt und Tritt höre ich Deutsch. Nicht nur um mich herum, sondern auch in meinem Kopf. Es ist vollkommen verrückt: Mir kommen völlig unwillkürliche Worte in den Sinn wie *Obstsalat*, *selbstverständlich* und *unbestimmt* (keine Ahnung, was das letzte Wort bedeutet). Tatsächlich sind die meisten Wörter *unbestimmt* – Wörter, die in meinem Gehirn plötzlich auftauchen, ohne irgend-

einen Sinnzusammenhang zu haben. Die langen Spaziergänge mit Oma in Tel Aviv haben mich mit einem stattlichen Sammelsurium an Wörtern ausgestattet, die ich nicht verstehe.

Als ich, zurück im Hotel, den Aufzug in der zweiten Etage verlasse, sehe ich eine grosse rote Einkaufsstüte voller Papiermüll, abgestellt an der Wand neben meinem Zimmer. Ein einziges Wort ist darauf aufgedruckt: Hugo. In der Nacht liege ich im Bett auf dem Rücken, mit offenen Augen. Das Zimmer ist auf der Rückseite des Hotels gelegen, es ist sehr ruhig hier. Ich versuche mir vorzustellen, worüber Oma damals nachdachte, als sie hier im Dunkeln lag. Vielleicht durchstriefte sie die Landkarte ihres Schmerzes. Da war der Schmerz der Herabwürdigung, den sie gut hundert Kilometer von hier erlitten hatte: in Hamm, jener Stadt, die sie ausgestossen hatte. Da war die Sehnsucht nach Wiesbaden im Süden, wo sie ihre kostbarste Zeit mit der kleinen Mirjam verbracht hatten. Da war der schneidende Schmerz von Northeim, weiter östlich, Lucies Geburtsstadt.

Die Sehnsucht. Das Schuldgefühl.

Northeim.

Und Hugo? Woran dachte wohl Hugo, als er hier wach lag, in der ersten Nacht in seinem ehemaligen Land? Als meine Gedanken zu ihnen schweifen, kann ich nichts weiter finden ausser ein paar Papieren – ein Bündel mit Dokumenten und Briefen –, und ich schlafe ein.

Am Nachmittag des nächsten Tages wartete im Hotelzimmer eine kleine Überraschung auf Hugo und Lucie: eine Schüssel mit gezuckerten Waldbeeren – in den letzten Jahren ein sehr ferner Traum in Tel Aviv, wo man für die Familienzuteilung von Eiern und Brot vor Lebensmittelläden Schlange stehen musste. Lucies Freundin Ruth hatte ihnen diese Gaumenfreude ins Zimmer bringen lassen, nachdem sie so nebenbei erwähnt hatten, wie sehr sie diese Beeren vermisst hätten.

Die Schüssel mit den gezuckerten Waldbeeren liess sich bestens in einem Brief an meine Mutter verwenden. Siehst du? Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Wir werden von Freunden verwöhnt, sind in Luxussuiten untergebracht, das Essen ist fantastisch und die Portionen «Sind ungeheuer». Doch meine Mutter machte sich trotzdem Sorgen. Der unerwartete Tod meines Vaters drei Jahre zuvor hatte bei ihr die Alarm-Antennen aufgerichtet, und das häufige lange Verweilen ihres Vaters im Bett und seine gelegentlichen Erinnerungslücken in Tel Aviv gaben Anlass zu beträchtlicher Sorge. Wie erging es ihm wohl jetzt dort in seinem früheren Land? Oma schrieb, wie gut sich Hugo zurechtfinde. Aber sie sagte auch, dass Hugo manchmal, besonders im Bereich des im Krieg stark beschädigten Düsseldorfer Bahnhofs, auf der Suche nach einer nicht mehr auffindbaren kleinen Gasse, in Verwirrung gerate. Liegt es an ihm oder an Düsseldorf? Liegt das an seinem Gehirn oder an der zerlöchernten Stadt? In beiden Fällen waren Teile ausradiert, detailliert in seiner Erinnerung präsenste Wege und Gassen hatten sich in breite Strassenzüge verwandelt. Und wie würde ihre Mutter mit ihrem Schmerz umgehen? Würde sie nach Northeim fahren, in das Epizentrum ihrer Qual?

Ich stelle mir meine Mutter vor, wie sie – nachdem sie uns zu Bett gebracht hat – die Briefe ihrer Eltern wieder und wieder liest, um herauszufinden, ob sie irgendetwas verbergen. Geistesabwesend knibbelt sie an der Haut ihrer Fingernägel (die immer rot war und mitunter blutete). Sie zündet sich eine Zigarette an und inhaliert den Rauch, und in ihr wächst die Wut über das Unrecht, das man ihrem Vater angetan hat. Doch vielleicht gibt es ja noch Hoffnung? Sie richtet den Kopf schräg nach oben und atmet einen langen Zug Rauch aus. Vielleicht bekommt er ja eine zweite Chance? Er hat doch schon Bekanntschaft mit einem Richter gemacht, dem Sohn eines Freundes, und er wird ganz gewiss andere Juristen treffen. Es klingt doch alles so, als hätten die Eltern frohe Tage dort. Ich bin mir sicher, dass meine Mutter der schöngefärbten Version ihrer Eltern, die sie so peinlich ge-

nau aufzubauen versuchten, Glauben schenken wollte. Vielleicht glaubte sie wirklich daran. Die Verschleierungstaktik von Hugo und Lucie war nahezu perfekt.

Während sie an dem Gemälde eines Luxusurlaubs pinselten, hielt sich Lucie nicht zurück, wenn sie über die Deutschen schrieb. Ihre ersten Tage in Düsseldorf fasste sie so zusammen: «Sie können mich alle am A... lecken.» Sie schrieb hier nicht etwa über die Gräueltaten im Krieg. Beim Lesen ihrer Briefe gewinnt man den Eindruck: Was sie ärgerte, war der Wohlstand, den sie überall wahrnahm. Begonnen hatte das schon auf der Taxifahrt vom Flughafen. Als ich über Ruths Beschwichtigungsversuche im Taxi las, dachte ich zunächst, die Zerstörungen, die sie überall zu sehen bekam, hätten Lucie schockiert, doch nach genauerem Lesen wurde mir klar, dass sie über den raschen Aufschwung des Landes verblüfft war. Über die vielen neuen Häuserreihen überall. In den folgenden Tagen erhob sie weiterhin Einsprüche: Israel war gerade dabei, sich von einer gravierenden Rezession zu erholen, und hier, gerade mal zehn Jahre nach dem Krieg, lebten die Deutschen in modernen Häusern, machten ausgefallene Urlaubsreisen, gingen auf die Königsallee, die elegante Einkaufsstrasse, um Schmuck, Porzellan, Lederjacken und Parfüm zu kaufen. «Was es alles in den Restaurants, in den Cafés, Porzellan-, Möbel-, Mode- und Wäschegeschäften etc. gibt, ist unbeschreiblich», schrieb sie. Sie liess ihrer Wut freien Lauf. «So, nun habe ich euch für heute genug erzählt», schloss sie einen ihrer Briefe. «Ich habe nur vergessen, Euch zu sagen, dass die *Goyimköpfe* ekelhaft sind. Sie sehen sich alle ähnlich, wie die Neger.»

Ich muss gestehen, es fiel mir nicht leicht, einige der Kommentare meiner Grossmutter über andere Ethnien zu lesen. Ich versuchte mir in Erinnerung zu rufen, dass sie Ende des 19. Jahrhunderts geboren wurde und ich ihre Briefe im 21. Jahrhundert lese. Doch mein Unbehagen verklang nicht wirklich. Ihre pauschalen

Verallgemeinerungen über Nichtjuden waren etwas leichter verständlich. Ich teile sie zwar nicht, aber ich konnte den emotionalen Aufruhr, den sie durchmachte, nachvollziehen und wusste genau, wo diese Kommentare ihren Ursprung hatten. Ich wusste, dass sie nicht über Juwelen, Porzellan, Lederjacken oder Parfüms so verbittert war, sondern über etwas anderes, etwas so Wertvolles, dass sie nicht einmal darüber zu sprechen vermochte.

Anders als Lucie, die mit ihren Gefühlen nicht hinter dem Berg hielt, war Hugo zurückhaltend. Er konzentrierte sich auf logistische Angelegenheiten und listete die Cafés und Restaurants auf, in denen sie essen gingen. Hinter seinen Sätzen stand die Botschaft: Alles ist unter Kontrolle, und wir lassen uns verwöhnen. Allerdings machten Hugo und Lucie bei dem Versuch, ihre Verschleierungstaktik aufrechtzuerhalten, einen kleinen Fehler. Richter Löwenberg (der während des Fluges Lucie seinen Platz angeboten hatte) war in demselben Hotel abgestiegen wie sie, und vor seiner bevorstehenden Rückkehr nach Tel Aviv bat sie ihn, ihre Tochter anzurufen und ihr zu sagen, dass alles bestens bei ihnen verlaufe. Löwenberg tat dies, und ich bin sicher, dass er die Absicht hatte, ein rosarotes Bild zu übermitteln, wie es ihm aufgetragen worden war. Meine Mutter war nicht der Typ Mensch, jemandem am Telefon auf den Zahn zu fühlen, aber vielleicht hat sie eine gewisse Zurückhaltung in seiner Stimme wahrgenommen, oder womöglich war ihm das Wort «Arzt» entschlüpft, oder sie hat ihm eine Frage gestellt, auf die er als Richter (und dazu noch als ein Jecke-Richter) nicht die Unwahrheit sagen konnte. Was immer auch vorgefallen war: Nach dem Telefongespräch schickte sie ihren Eltern einen Eilbrief: «Teilt ihr mir auch alles mit?» Oma wies ihre Bedenken umgehend in einem Antwortbrief zurück: «Uns geht es ganz hervorragend! Papa hat Zahnschmerzen und eine geschwollene Backe», schrieb sie und fügte hinzu, dass mittlerweile beide Backen angeschwollen seien, weil das Essen so gut und die Portionen so «ungeheuer» seien.



Als ich diesen Antwortbrief von Oma das erste Mal las, habe ich ihr das sogar geglaubt. In den folgenden Monaten stiess ich jedoch auf ein Gutachten von Dr. Fritz Spanier, einem Allgemeinmediziner in Düsseldorf, der Hugo rund achtundvierzig Stunden nach seiner Ankunft untersucht und attestiert hatte, dass der Patient über völlige Erschöpfung und Schwindel klagte und unter Kurzatmigkeit litt. Nach erneutem Lesen der Briefe aus jener Woche nahm ich verdeckte Andeutungen wahr, die Auskunft darüber gaben, was vor sich ging. Erst jetzt, so schrieb Hugo an meine Mutter, merke er, wie «stark ermüdet» er in den vergangenen zwanzig Jahren geworden sei. «Ich brauche unbedingt eine kleine Ruhepause», schrieb er. Lucie ergänzte in dringlichem Ton: «Vati muss sich unbedingt gründlich erholen!»

Irgendetwas war vorgefallen, das ihn zu dem Arztbesuch bei Dr. Spanier veranlasst hatte. Vielleicht war Hugo an einer Strassenecke zusammengebrochen, die Hand auf die Brust gepresst, vielleicht war er im Hotelrestaurant ohnmächtig geworden. Vielleicht war es auch irgendetwas anderes. Fünfzig Jahre waren eine lange Zeit, um darüber Gras wachsen zu lassen.

Ich gehe die Königsallee entlang, die in der Tat sehr extravagant ist, und von dort durch die Altstadt zum Rhein. Eine Blaskapelle, alle gelb gekleidet, spielt eine muntere Melodie. Ich setze mich auf eine Bank am Fluss und genieße ein Eis. Es weht ein warmer Wind und ist ein wenig dunstig. Niemand hier weiss, wer ich bin. Wenn ich jetzt auf dieser Bank hier sterbe, wie Ernst Mendel seinerzeit auf einer Bank in Los Angeles starb, wird es eine Viertelstunde lang Aufregung geben, und am nächsten Tag wird der Eisverkäufer einem seiner Stammkunden erzählen, dass gestern auf einer Bank am Fluss ein Tourist gestorben sei. Im Mai 1953 war Ernst, Hugos Bruder, durch die Innenstadt von Los Angeles spaziert, ein sechzigjähriger Einwanderer mit einer Lederaktentasche. Er hatte sich auf eine Bank gesetzt, um

auszuruhen. Nach einiger Zeit bemerkten die Leute, dass der Mann sich nicht mehr bewegte, und jemand rief den Notarztwagen. Ernst war an einem Herzinfarkt gestorben.

Ich gehe weiter den Fluss entlang. Ein junger dunkelhäutiger Mann – ich habe noch nie eine derartig schwarze Haut gesehen – fährt rückwärts mit seinen Rollerblades einen scheinbar unmöglich zu bewältigenden Slalom um rote Becher herum, die er umgestülpt auf dem Bürgersteig platziert hat. Er trägt ein leuchtend weisses Shirt und einen Helm, halb orange und halb grün. Alle bestaunen den jungen Mann, diesen Jesse Owens der Rollerblader.

Der Regisseur Fritz Lang, der wegen Hitler in die Vereinigten Staaten emigriert war und nach Deutschland zurückkehrte, nachdem er auf Hollywoods Schwarze Liste gesetzt worden war, hat einmal über das Schicksal des Emigranten gesagt: «Und wenn er dann zurückkehrt, ist er ein Fremder im eigenen Land, und dies, glaube ich, ist die wahre Tragödie der Einwanderung/ Hugo, zurück hier in Deutschland, war vollkommen anonym, und es tut weh, namenlos an jenem Ort zu sein, der vormals das Zuhause war. Es ist so ähnlich, als ob du zu deinem früheren Arbeitsplatz zurückkehrst und feststellen musst, dass das Leben auch ohne dich weitergeht, obwohl du der Überzeugung bist, man könne dich nicht ersetzen. Die Strassenbahnen, die zu Besprechungen eilenden Geschäftsleute, die pulsierenden Kaufhäuser – sie alle verkörperten eine schmerzhaft Wahrheit: Deutschland kam sehr gut ohne Dr. Hugo Mendel zurecht. Vielleicht wäre er weniger schockiert gewesen, wenn er 1945, unmittelbar nach dem Krieg, Deutschland einen Besuch abgestattet hätte, und Zerstörung und Hunger mit eigenen Augen erlebt hätte. Es ist nahezu unmöglich zu erahnen, was er empfunden hat, da er in den Briefen seine Gefühlsregungen nicht geäußert und weder Schmerz noch Groll gezeigt hat. Nur einmal gab er in einem Brief an meine Mutter einen Kommentar ab: «Die Freundlichkeit ist noch da, aber ich empfinde nur Verbitterung». Mit Aus-

nahme dieses seltenen Eingeständnisses verkündete er ansonsten lakonisch: «Mirjam, wir haben deinen Expressbrief bekommen». Oder: «Wir waren bei ‚Rütten zum Kaffeetrinken‘. Oder: «Wir waren gestern Nachmittag bei Löwensteins, die uns zum Café abholten, in einer entzückenden neuen Wohnung, wo wir eine Dame trafen, die mir aus der Richterzeit ihres verstorbenen Mannes bekannt war.» Zu Richter Löwenbergs Telefonanruf bei meiner Mutter schrieb er: «Es gibt und gab keinen Grund, sich Sorgen zu machen»



14

Düsseldorf.

«Angespannt die ganze Zeit schwatzen,  
ohne etwas zu sagen.»

Eine Postkarte, die mir Oma und Opa im September 1956 geschickt haben<sup>7</sup>, zeigt eine Igelefamilie in abgetragener, geflickter Kleidung. Die Igeleltern haben sich untergehakt, Mutter Mecki legt ihre Hand sanft auf die Schulter ihrer Tochter, Vater Mecki legt seine Hand auf die Schulter seines Sohnes. Die Bildunterschrift lautet: «Wir sind glücklich». Die Igelefamilie ist arm, aber dankbar für ihr Glück, und sie schauen nach vorne. Nur nach vorne.

<sup>7</sup> Siehe Dokumente, Abb. 13.

Lucie berichtete, dass sie sich einschränkten und nur mit «Israelis» sprachen. Zum Teil lag das an ihrem Zorn auf alle Deutschen, aber es muss auch Angst dabei gewesen sein. Schliesslich liefen auf den Strassen noch genug Menschen herum, die gerade mal vor einem Jahrzehnt Juden hauptamtlich umgebracht hatten (oder, soweit sie nicht selber aktiv mitgemacht, dies für keine schlechte Idee gehalten hatten). Lucie und Hugo wussten auch, dass nur wenige Nazis streng bestraft worden waren und dass zahlreiche ehemalige Nazis Führungspositionen in allen Lebensbereichen innehatten. Deshalb verkehrten sie, ausser als Kunde, Gast oder Restaurantbesucher, nicht mit Nichtjuden. Dies kam sicherlich den meisten Deutschen zu jener Zeit sehr entgegen. Der Krieg hatte überall Zerstörung hinterlassen, und es gab (trotz Lucies Grollen über den schnellen Wiederaufbau) in Deutschland auch noch Armut, es gab Ruinen, Mauerwerk mit Rissen und abgedeckte Dächer. Aber Deutschland war eifrig dabei, seine Zukunft aufzubauen, und vermied es, in seiner Vergangenheit zu wühlen.

Zehn Minuten von ihrem Hotel entfernt konnte man ein klassisches Beispiel dafür finden. An der Psychiatrischen und Neurologischen Klinik der Medizinischen Akademie in Düsseldorf begann man mit dem Bau von neuen Gebäuden, um das Problem der massiven Überbelegung und der Wohnungsnot infolge der Bombenschäden zu bewältigen. In der Klinik waren während des Krieges verschiedene Ärzte unter dem Deckmantel der «Euthanasie» an der Tötung von Geisteskranken beteiligt gewesen, um im Sinne der Nazi-Ideologie die Reinheit der «arischen Rasse» zu gewährleisten. In einem Prozess waren sie jedoch 1948 freigesprochen worden. Sie hätten sich, so lautete ihre Verteidigungsstrategie, der Beteiligung an dem Vorgehen nicht verweigert, um Schlimmeres zu verhindern, und es sei ihnen auf diese Weise gelungen, einzelne Patienten zu retten. Einer der Freigesprochenen, der Psychiater Friedrich Panse, war damals Leiter der Universitätsnervenklinik Düsseldorf. Er setzte seine ganze Energie und seine Bemühungen für die Errichtung von Neu- und Umbauten ein, inklusive einer modernen Klinik – der

ersten ihrer Art in Deutschland –, die der Aufnahme und Intensivbehandlung von Kranken mit kurzer Verweildauer dienen sollte. Jahre später sollten jüngere Deutsche durch ihre Nachforschungen ans Licht bringen, dass Dr. Panse in anderen Städten viel stärker an der Tötung psychisch kranker und geistig behinderter Menschen beteiligt gewesen war, doch vorläufig war es leicht, all das in Unkenntnis zu hüllen.

Zu jener Zeit versuchten nur wenige Deutsche (vor allem solche, die unter den Nazis gelitten hatten), über die Geschehnisse zu reden, doch die Mehrheit der Deutschen vermied dieses Thema. «Sie können sich dieses totale Schweigen nicht vorstellen», schrieb mir Mechtild Brand, die, in Hamm während des Krieges geboren, als Heranwachsende begonnen hatte, Fragen zu stellen, und später ein Buch über Juden in Hamm geschrieben hat. Ich frage sie seit Jahren um Rat, wenn ich mehr über Deutschland erfahren möchte. «Die Menschen waren hyperaktiv, schwatzten angespannt die ganze Zeit, ohne etwas zu sagen», fügte Mechtild hinzu. Wenn sie erwachsene Personen in Hamm über die Verfolgung der jüdischen Bevölkerung befragte, traf sie auf eine Mauer des Schweigens. «In Hamm, so sagte man mir, gab es keine Juden und folglich auch keine Judenverfolgung!»

In Düsseldorf wurden Lucie und Hugo von einigen Menschen eingeladen, allesamt jüdischen Familien, die irgendwann in Tel Aviv gelebt hatten (das waren die, die Lucie mit «Israelis» meinte). Kaffee bei den Löwensteins, Mittagessen bei den Pincoffs, Mittagessen bei den Benedicts. Käthe Benedict, die mit einem Juden verheiratet war, war die einzige nichtjüdische Person, die Lucie schätzte. «Wenn Käthe Benedict selbst auch eine *Goj* ist, so ist sie mir doch sympathischer als die übrigen hiesigen rotz- und stupsnasigen *Gojim*», liess sie gallig Dampf in alle Richtungen ab.

Was die Tabuisierung des Holocaust anbelangte, so passten sich Lucie und Hugo der allgemeinen damaligen Atmosphäre in Deutschland an, zumindest in ihren Briefen. Nicht ein einziges Wort darüber! Ich habe das Gefühl, dass sie dieses

Thema auch unter sich nicht besprachen und sehr bemüht waren, Northeim nicht zu erwähnen, den Ort, wo Lucie geboren wurde. Und dass, wenn der Name «Northeim» einmal fiel, ein langes Schweigen folgte. Ein dicker Mantel des Schweigens bedeckte alles Vergangene, und wenn die Vergangenheit versteckt wurde, so noch viel mehr die Zukunft. Als Lucie durch Düsseldorfs Strassen bummelte, konnte sie noch nicht ahnen, dass Friedrich Panse, der dynamische Psychiater und Leiter der Universitätsnervenklinik Düsseldorf, eines Tages ein Hindernis im Kampf um die Würde des Dr. Hugo Mendel sein würde.



15

## Düsseldorf.

«Opa war Zionist, bis er in Haifa von Bord ging.»

Warum sind sie nicht umgekehrt? Dr. Spaniers Gutachten hatte Hugos Erschöpfungszustand festgestellt. In ihren Briefen klang Lucie verbittert und aufgebracht.

Warum also haben sie keinen

Rückflug gebucht? Oder warum haben sie nicht wenigstens Düsseldorf den Rücken gekehrt? In den folgenden Briefen machten sie Düsseldorf – eine verrückte und unruhige Stadt – als Wurzel allen Übels fest. Wiederholt sprachen sie von ihren Anstalten, nach Wiesbaden aufzubrechen, wo sie damals, 1925, mit Mirjämchen ihren Urlaub verbracht hatten. Sie sehnten sich nach Wiesbaden, als würden sie dort ihre jüngeren Ebenbilder wiederfinden, ihrer dreijährigen Tochter mit



einem Fotoapparat nachlaufen und über deren Spässe lachen. Warum sollten sie also nicht weiterziehen? Irgendetwas muss sie in Düsseldorf festgehalten haben.

Die deutschen Wörter in meinem Kopf geben nach einiger Zeit in Düsseldorf ein wenig Ruhe. Nach wie vor schnappe ich alle möglichen anderen Wörter auf wie *unglaublich* oder *Schönheit*. Manchmal nehme ich in meinem Kopf auch aneinandergeraute Satzfragmente wahr, so als stritten sich Lucie und Hugo in mir.

«Schau mal, wie schön ...» sagt er.

«Ich habe keine Freude an dieser Schönheit» sagt sie.

«Schau mal, wie schön der Fluss ist» sagt er.

«Wir haben auch Flüsse in Israel» sagt sie.

«Flüsse ...»spotteten

Von Tag zu Tag hielt sich Hugo immer länger im Hotelzimmer auf, während Lucie durch die Strassen wandelte, schauend, hassend, streitend, nicht nur mit ihm, sondern auch mit sich selbst. Sie sehnte sich nach erlesenem Porzellan und schicker Kleidung, aber sie erinnerte sich zur gleichen Zeit an all die Dinge, die man ihnen geraubt hatte. All jene Leute, die mit extravaganten Dingen herumspazierten, hätten ja auch sie, Lucie und Hugo, sein können. Als ob sie der blosser Gedanke daran schockiert hätte, fügte sie jedoch sofort hinzu: «Nein! Ich würde nicht einer von ihnen sein wollen!»

Hingezogen fühlte sie sich zum Schönen in Deutschland. Nicht zur Architektur, die sie als «architektonisches Durcheinander» empfand, sondern zur Natur: dem Rhein, dem Himmel, dem Licht, dem Wind in den Bäumen, in denen sich bereits gelbe und orangefarbene Stellen zeigten. «Ich kann mich wohl daran ergöt-

zen, was der Schönheitssinn so lange entbehren musste ..., aber leider nicht mit reiner Freude» schrieb Lucie, und sie wünschte, sie könnte diese Schönheit mit uns teilen. Was sie sah, fesselte sie und schmerzte sie zugleich.

In Menlo Park sehe ich einige Kartons durch, die ich seinerzeit aus dem Haus meiner Mutter mitgenommen hatte. In einem davon befindet sich ein Stoss alter blauer israelischer Pässe: von meiner Mutter, von Tante Liese, von Oma und Opa. Plötzlich halte ich zwei grüne Pässe in Händen, jeder mit einem schwarzen Adler auf dem Einband. Deutsche Pässe. Ich öffne den ersten: Lucie Mendel. Ich öffne den zweiten: Hugo Mendel. Mir wird ganz mulmig. Ich bin der Letzte, der das Recht hat, sich darüber zu erregen, lebe ich doch schon seit über dreissig Jahren in Kalifornien mit einem amerikanischen Pass (und einem israelischen). Doch mein Herz hört nicht auf mich. Unter den Fotos der beiden ein grosser Stempel: «Düsseldorf 21. Aug. 1956». Das war sechs Tage nach ihrer Ankunft. Das also sind die Handschellen, die sie an die Stadt fesselten. Das Geheimnis ist gelüftet. Nach ihrer Ankunft in Düsseldorf beantragten sie deutsche Pässe und blieben so lange, bis die Dokumente ausgestellt waren.

Als Heranwachsender war mir nie klar, dass Oma einen deutschen Pass besass, höchstwahrscheinlich war er tief im Schrank vergraben. Die meisten Israelis betrachteten damals den Versuch, einen deutschen Pass zu bekommen, als puren Verrat. Warum haben sie einen deutschen Pass beantragt? Um zukünftig zum Zweck einer Visumsbeschaffung einen Zwischenaufenthalt in Amsterdam zu umgehen? Oder hatten sie daran gedacht, dauerhaft nach Deutschland zurückzukehren? Ich kenne die Antwort nicht, doch ich weiss, dass ich zwei grüne Pässe von Hugo und Lucie Mendel in Händen halte. Nationalität: Deutsch. Bei Hugos Berufen steht: Kaufmann, Handelsvertreter und Dr. jur. – eine einzige Zeile umfasst alles, was er war, was er ist und was er vielleicht wieder zu sein hoffte. Bei Lucie

steht: Hausfrau. Auf dem Foto macht sie beinahe den Eindruck, als ob sie sich auf die Lippen beisst.

Wenn ich eine Vermutung anstellen sollte, wer zu diesem Schritt gedrängt hat, Lucie oder Hugo, so ist es für mich eindeutig Hugo. Hugo hatte eine gespaltene Haltung zum Zionismus. Meine Mutter sagte wiederholt: «Opa war Zionist, bis er in Haifa von Bord ging/ Einige Male erwähnte sie, dass er sogar an einem zionistischen Kongress teilgenommen habe, und als Heranwachsender war ich davon überzeugt, dass mein Grossvater Hugo Mendel eine bedeutende Persönlichkeit in der deutschen zionistischen Bewegung gewesen war. Doch als ich mich näher mit Hugo beschäftigte und mich in Büchern über die Geschichte deutscher Juden informierte, stiess ich nie auf seinen Namen. In den Registern, in denen vor dem Namen «Mendelsohn, Moses» Mendel hätte erscheinen müssen, stiess ich immer auf andere Namen, Melamed oder Machovsky, aber niemals «Mendel, Hugo». Nur einmal bin ich auf Hugo gestossen, aber nicht in einem Text, sondern auf einem Foto. Beim Durchblättern eines Buches über den Zionismus in Deutschland vor 1933 entdeckte ich unversehens ganz unten in der linken Ecke, zusammen mit fünfzehn anderen jüdischen Studenten an der Universität Bonn, meinen Grossvater. Einige der jungen Männer haben ein breites Lächeln aufgesetzt, andere schauen ernsthaft. Hugo lächelt verlegen, seine Mundwinkel waren noch nicht verbittert nach unten gezogen.

Dann kam Hitler – und der Brief, der Hugo das Auftreten vor Gericht verbot: «weil Sie nicht arischer Abstammung sind».<sup>8</sup> Hugos Haltung zum Zionismus wandte sich von der Theorie zur Praxis. Er wanderte mit seiner Familie nach Palästina aus, wo er die kleine Fabrik für Drahtgeflechte und Stacheldraht gründete.

<sup>8</sup> Siehe Dokumente, Abb. 4

Was hat ihn dazu bewogen, als Unternehmer und nicht weiterhin als Jurist tätig zu sein? «Die Klugheit eines Juristen liegt in der Klugheit seiner Sprache» schrieb der Richter am Obersten Gerichtshof Chaim Cohn (einer jener *Jeckes*, die sich sehr gut in das israelische Rechtssystem hineingefunden hatten). Hugo sah ein, dass er mit Sicherheit Hebräisch und Englisch lernen musste, um als Anwalt in Palästina praktizieren zu können, und vielleicht konnte er sich im Alter von zwei- undvierzig Jahren nicht mehr mit dem Gedanken anfreunden, wegen seiner Aussprache und seinen Fehlern von jungen Lehrern kritisiert zu werden. Als Unternehmer würde er sein geringes angespartes Kapital in handfeste Dinge ummünzen, die jedermann benötigte – Zäune. Aufgrund seiner Tätigkeit als Rechtsanwalt wusste er, dass immer ein Bedarf an Begrenzungen bestand.

Warum scheiterte er mit seiner Firma? Hugos Mangel an Erfahrung in der Produktion sowie die Tatsache, dass Palästina, wie auch die übrige Welt, unter einer schwerwiegenden Wirtschaftsdepression litt, waren nicht gerade hilfreich. Doch es gab weitere Gründe: Sprachkenntnisse sind auch im Geschäftsleben von Wichtigkeit, und trotz einiger Bewältigungsversuche sprach Hugo nach wie vor so gut wie kein Hebräisch. Und am allerwichtigsten: Hugos Geisteshaltung entsprach nicht der Art und Weise, wie in dem neuen Land Geschäfte gemacht wurden. Wenn eine Besprechung für 9 Uhr morgens angesetzt war, erwartete er, dass die Teilnehmer auch um 9 Uhr erschienen und nicht erst um 9.30 Uhr. Wenn eine Rechnung am Ende des Monats fällig war, konnte er nicht begreifen, dass sie selbst nach zwei Monaten noch nicht beglichen war. Er knüpfte keine Kontakte mit Juden aus arabischen Ländern und *Ostjuden*, sprich Juden aus Osteuropa. Schliesslich verkaufte er seinen Betrieb 1939 mit Verlust und wurde Handelsvertreter für das Unternehmen, das er dereinst gegründet hatte.

In Deutschland pflegten viele bodenständige Juden, deren Familien schon seit Generationen im Land beheimatet waren, auf *Ostjuden* herabzuschauen. Die alt-

eingesessenen Juden lasen Goethe und Schiller, waren wie Europäer gekleidet, hatten vornehme Tischmanieren und sprachen Hochdeutsch (nicht Jiddisch, das als verhunztes Deutsch empfunden wurde). Als ich Martin in Los Angeles besuchte, las er mir einen Brief vor, den Hugo 1939 an seinen Bruder Ernst geschrieben hatte. Damals lebte Hugo schon seit sechs Jahren in Palästina. Sein Brief verströmte Verbitterung und Pessimismus. «Es sieht so aus, als ob die jüdischen Anstrengungen hier heruntergeschraubt werden» schrieb er in seiner Weltuntergangsmitteilung über die Juden in Palästina. Gewiss: die *Ostjuden* würden immer noch behaupten, alles sei auf dem besten Weg. «*Es vetzein gut*»<sup>9</sup>, spöttelte Hugo auf Jiddisch über deren Optimismus (Martin lachte schelmisch wie ein Kind, als er mir diese Passage vorlas), aber, so fuhr er fort, ihre Sicht der Dinge gründe sich auf keinerlei wirtschaftlichen oder politischen Kenntnissen. Alles, worum sie sich Gedanken machten, seien Geschäfte. Angewidert war Hugo auch von der unentwegten Gewalttätigkeit. In demselben Brief an Ernst berichtete er von einer jungen Jüdin, einer Radiosprecherin, die bei einem Bombenanschlag auf die Radiostation ums Leben gekommen war. Hugo kannte ihre Eltern, und er war sich noch nicht sicher, wer für diesen Terroranschlag verantwortlich war: Araber oder Juden. «Sollte sich herausstellen, dass Juden diesen Anschlag verübt haben, dann kann man nur Ekel empfinden», schrieb er.

Im Vergleich zu Hugo durchlief Lucie eine entgegengesetzte Entwicklung. Vor ihrem Weggang aus Deutschland 1933 hatte Hugo sie davon überzeugen müssen, dass es unumgänglich sei, das satte Grün Deutschlands<sup>5</sup> für ein staubiges und unvertrautes Gelb hinter sich zu lassen. Bei ihrem

Eintreffen in Palästina muss sie tatsächlich ein bisschen erschrocken gewesen sein. Ich stiess auf ein Foto von einem Ausflug, den sie kurz nach ihrer Ankunft zum Toten Meer gemacht hatten. Lucie steht im salzigen Schlick, in einem dünnen,

9 Jiddisch: Es wird gut sein.

eleganten Kleid und mit Stöckelschuhen, und ihr Gesichtsausdruck spricht Bände: Wo bin ich hier bloss gelandet? Als Hugo von einem «See» sprach, muss sie sich Schwäne und einen grünen, sich im Wasser widerspiegelnden Wald vorgestellt haben. Und was war das hier?

Hugos und Lucies erstes Zuhause in Tel Aviv war eine geräumige Wohnung auf der Chovevei-Zion-Strasse. Der Name bedeutet: «Liebhaber von Zion», und ich glaube, dass es dort zunächst bloss einen einzigen Liebhaber Zions gab: Hugo Mendel. Doch Tel Aviv ist schon immer eine interessante Stadt gewesen, und Lucies neugierige Blicke trafen dort auf endlose Skandale und tagtägliche kurzweilige Szenen.

Und vor allem – auf die Menschen! Lucie fand bald heraus, dass sie nicht die einzige deutschsprechende Person in der Stadt war und machte Bekanntschaft mit ihren Jeckes-Freundinnen. Anscheinend war Hugo von Natur aus weniger kontaktfreudig. Hinzu kam: Hugo hatte in dem neuen Land keine Verwandten (mit Ausnahme von Arthur Katz, dem Besitzer eines Schuhladens), im Gegensatz zu Lucie, die mit Cousins und Cousinen gesegnet war. Ihr Vater hatte zehn Geschwister, und einige Söhne und Töchter dieser Geschwister hatten sich bereits in Palästina eingefunden, um an der zionistischen Bewegung teilzuhaben. Einer von ihnen züchtete Kühe, die Tochter eines anderen kam 1940 bei einem Bombenangriff der Italiener auf Tel Aviv ums Leben, der Sohn wieder eines anderen wurde 1948 bei einem arabischen Angriff auf einen jüdischen Konvoi<sup>10</sup> während des Unabhängigkeitskrieges des Staates Israel getötet. Im Gegensatz zu meinem Grossvater Hugo, der zunehmend verschlossener wurde, scheinen diese Katastrophen – und ebenso die nun einsetzenden Berichte über das Schicksal der in Deutschland verbliebenen Juden – meine Grossmutter Lucie fest an das neue Land gebunden zu haben. Nach zwei Jahrzehnten harter Arbeit und wirtschaftlicher Belastung in

10 Genannt Konvoi 35, hebr. *Lamed He*, das für die Zahl 35 steht.

Israel war sie zweifellos ermattet und konnte sich weidlich auslassen über das Geschrei im Bus, die Unhöflichkeit in Geschäften und die *schmutzigen* Bürgersteige, aber sie fühlte sich trotzdem wie eine Israeli. Vermutlich forcierte die Reise nach Deutschland in Lucie sogar noch das «Israelische». Als sie in Düsseldorf auf die Ausstellung ihrer Pässe warteten, machte Lucie irgendwann einen Einkaufsbummel, bei dem jemand sie versehentlich anstieß und sich sofort dafür entschuldigte. Gedankenlos erwiderte sie auf Hebräisch: «Ein Davar!» – «Schon gut!» – und ging weiter. «Und der Doofkopp hat das nicht einmal verstanden» schrieb sie meiner Mutter.

Ihre Briefe waren nun durchsetzt von den hebräischen Worten, die sie kannte. Wenn sie über Israel schrieb, verwendete sie «wir» oder «uns» im Gegensatz zu Hugo, der neutrale Bezeichnungen heranzog, wie «Tel Aviv» oder «Israel». Bei einem Vergleich von deutschen Kindern mit «unseren Kindern» in Israel wies Lucie in einem Brief stolz darauf hin, wie «kräftig, gesund und schön» die israelischen Kinder anmuten im Gegensatz zu den deutschen Kindern, die «sehr dürre und heute noch fast unterernährt aussehen» und «alte Gesichter» haben. Ich war nicht überrascht, dass sie ihren deutschen Pass nie erneuert hat. Der war nach fünf Jahren ungültig geworden.

Ein Mann, eine Frau. Sein Pass, ihr Pass.

Ich glaube, *er* freute sich über seinen deutschen Pass, der ihn in eine frühere Zeit zurückversetzte und seinen akademischen Grad, seinen Beruf als Jurist und seinen Geburtsort dokumentierte. *Sie* hingegen, so vermute ich, wäre froh gewesen, wenn ihr deutscher Pass verlorengegangen wäre. Wie dachten ihre Kinder eigentlich über die deutschen Pässe der Eltern? Ich schätze, ihre Kinder waren in dieser Angelegenheit genauso gespalten.

Ludwig, der Bruder meiner Mutter, der in Tel Aviv zu Raphi wurde, war ein begeisterter Israeli. Bereits von seinem ersten Tag in Tel Aviv an: im Alter von

sieben Jahren, sprang er in den nie versiegenden Fluss von Abenteuern, die die Stadt zu bieten hatte: Gänge zum Strand, Strassenkämpfe, Fussballspiele, Kamelkarawanen, die Holzkisten mit Sand vom Strand zu Baustellen transportierten. Die Schule interessierte ihn weniger, und mit zunehmendem Alter verbrachte er weniger Zeit mit Lernen als mit Pferden auf der Gordon-Ranch, wo man sich als Gegenleistung für das Wegschaufeln von Stallmist für ein paar Stunden ein Pferd ausleihen konnte. Wenn Hugo Raphis Schulnoten sah, brauste er auf, und Raphi blieb ganz ruhig. Wie konnte er diesem Mann, der von Goethe und Schiller redete, klar machen, wie es sich anfühlt, auf einem Araberpferd am Strand entlang zu reiten? Ich könnte mir denken, dass Raphi über die deutschen Pässe seiner Eltern nicht sehr erfreut war (obwohl er, wie ich mir ebenso denken könnte, selbst einen besass, allerdings aus ganz anderen Gründen, zu denen wir später noch kommen werden).

Meine Mutter war vom Zionismus nicht so begeistert wie Raphi, und überhaupt glich sie Hugo in ihrer Unabhängigkeit von der vorherrschenden Meinung. Als Kind mochte sie auch Abenteuer, aber nur zwischen Buchdeckeln. Während ihr Bruder Kamele vor sich hertrieb oder Pferde ritt, suchte sie eine kleine Leihbibliothek in der Ben-Yehuda-Strasse auf, um Bücher auf Deutsch auszuleihen. Wenn andere Kinder sich Jugendbewegungen anschlossen oder zelten gingen, las sie *Emil und die Detektive* von Erich Kästner. Während ihre Freunde der *Haganah*<sup>11</sup> beitraten, las sie *Winnetou* von Karl May. Meine Mutter war eine Israeli, und Israel bedeutete ihr Zuhause, und dennoch war sie stets ein wenig reserviert, ein wenig eine Aussenseiterin und ein wenig weitläufiger als andere, und daher glaube ich nicht, dass es ihr irgendetwas ausmachte, ob die Pässe ihrer Eltern blau, grün oder rosafarben waren.

11 Haganah war eine zionistische paramilitärische Untergrundorganisation in Palästina während des britischen Mandats (1920-1948).



Als Heranwachsender schloss sich auch Raphi der *Haganah* an, und eines Abends meldete er sich freiwillig, um von einem Schiff, das sich Tel Aviv näherte, Flüchtlinge illegal an Land zu bringen. Unter den Freiwilligen befand ich auch einer von Hugos Bekannten, und dieser liess anderntags einige Worte fallen, aus denen Hugo klar wurde, wo Raphi in der Nacht zuvor gewesen war. Hugo war wutentbrannt. Der Sohn eines deutschen Anwalts in gesetzwidrige Aktionen verwickelt? Das konnte er nicht akzeptieren. Die Briten haben ihr Mandat vom Völkerbund übertragen bekommen, um Israel zu verwalten, und wir haben ihre Gesetze zu befolgen.

Als ich von Raphi wissen wollte, wie Oma reagiert habe, als sie von seiner Mitwirkung bei der *Haganah* erfuhr, sagte er, auch sie sei nicht sehr beglückt darüber gewesen. Doch ihr Unbehagen sei dahergekommen, dass dies *gefährlich* nicht daher, dass es unrechtmässig gewesen sei. Ich bezweifle, dass meine Mutter Raphis Beteiligung an einem humanitären Akt, nämlich Flüchtlinge an Land zu bringen, ablehnend gegenüberstand, doch grundsätzlich erachtete sie, ebenso wie Hugo, das Gesetz als uneingeschränkt wichtigsten Wert und entrüstete sich schon über die kleinste Abweichung von der üblichen gesellschaftlichen Ordnung.

Als Kind konnte ich diese Haltung beobachten, wenn ich mit Oma und meiner Mutter auswärts essen ging. Lucie hatte ein Faible für portionierte Zuckerpäckchen, und sie verliess nie ein Café, ohne drei oder vier dieser Päckchen in ihrer Handtasche verschwinden zu lassen. Wenn die Rechnung bezahlt war und Lucie noch sitzen blieb, um auf die lang ersehnte Gelegenheit zu warten, dass alle Kellner in der Küche verschwunden waren, liess meine Mutter (die ahnte, was kommen würde) warnend vernehmen: «*Muttli*», worauf Oma antwortete: «Mirjam!» Dann versuchte meine Mutter vernünftig mit ihr zu reden oder schaute an die Decke und begann ein Gespräch mit «*Gott*» (an dessen Existenz sie nicht glaubte). Nichts führte zum Erfolg. Im richtigen Moment – und der kam immer (ich glaube, viele Kellner kooperierten voll und ganz mit Lucie, die stets ein grosszügiges

Trinkgeld gab) – im richtigen Moment also öffnete Lucie den Verschluss, und im Bruchteil einer Sekunde verschwand die Beute in der Tiefe ihrer Handtasche.

Wie ihr Vater war auch meine Mutter abgestossen von Radikalismus und Gewalttätigkeit. Jahre später fand sie heraus, dass der Bombenanschlag, bei dem die junge Radiosprecherin unbeabsichtigt getötet wurde, von einem unserer Bekannten als eine Aktion gegen die Briten geplant worden war. Meine Mutter weigerte sich seitdem, diesem Mann jemals wieder die Hand zu geben.

1933, bevor sie Deutschland verliessen, war es mein zionistischer Grossvater Hugo gewesen, der nach Tel Aviv gedrängt hatte, während sich die Begeisterung meiner Grossmutter in Grenzen hielt. Doch irgendwie kam es in Israel zu einem Rollentausch, und Lucie wurde zur Israelin. Nun, 1956 in Düsseldorf, stimmten Hugo und Lucie in einem überein: Beide waren müde. Die vergangenen zwei Jahrzehnte hatten sie müde gemacht. Als sie endlich ihre Pässe in Händen hielten, waren sie für die Abreise nach Wiesbaden gerüstet. «Wir haben ja diese Reise in erster Linie unternommen, um 23-jährige Hitze, Quälerei und was uns dort noch zugesetzt hat, einmal abzuschütteln) schrieb Lucie. Einige Tage nach der Ausstellung ihrer Pässe sassen sie im Zug nach Wiesbaden.



16

## Wiesbaden. «Sie kannten sich alle.»

Als mein Zug Düsseldorf verlässt, versuche ich mir vorzustellen, ob das Hotel in Wiesbaden meinem kapriziösen Wunsch nachkommen kann, mich in demselben Hotelzimmer zu beherbergen, in dem meine Grosseltern 1956 untergebracht waren. Ich weiss, dies ist verrückt, aber – hallo! –, wir sind in Deutschland, wo man Belege gut aufbewahrt. Ausserdem steht das Hotel nach wie vor unter derselben Geschäftsführung der Familie Bödeker. Somit ist es nicht unmöglich.

Hugo schrieb, er habe sich beim Einsteigen in den Zug wie beim Einsteigen in eine Zeitmaschine gefühlt, und nun verstehe ich, was er damit sagen wollte. Zunächst fährt der Zug durch Düsseldorfs Vororte, dann werden die Häuser abge-

löst durch Bäume, später durch eine alte Burg oder mittelalterliche Feste im Wald – all das, dessen bin ich mir sicher, hat sich in den vergangenen hundert Jahren nicht verändert. Lucie war beeindruckt, wie sich Hugo bestens an alle Bahnhöfe erinnerte. Nach Düsseldorf, so wusste er, werde Köln kommen, nach Köln Bonn, danach Koblenz. Als sie am Loreleyfelsen vorbeifuhren, erinnerte sich Lucie an die bekannten Zeilen des Gedichts von Heinrich Heine: «Ich weiss nicht, was soll es bedeuten, dass ich so traurig bin.» Doch Lucie schrieb, sie wisse genau, *warum sie* so traurig sei: weil wir ja nicht bei ihr seien.

In meinem Wohnzimmer steht ein Foto, das mein Grossvater während jenes Traumurlaubs in Wiesbaden 1925 von den drei Frauen seines Lebens gemacht hat: seiner Tochter Mirjam, seiner Frau Lucie und seiner Schwester Liese, die sich ihnen bei dieser Fahrt angeschlossen hatte. Es fesselt mich jedes Mal, dass die Frauen, als sie in die Kamera schauen, keinerlei Vorstellung davon haben, was alles sich in den nächsten Jahrzehnten ereignen würde und mit wie viel Hingabe und Liebe sich das kleine Mädchen später um die beiden Älteren kümmern würde. Noch etwas anderes geht in mir vor, wenn ich das Bild betrachte: Ich empfinde mit dem Fotografen. Ich habe (zumindest bis jetzt) noch keinen einzigen Menschen getroffen, der mir gesagt hätte, dass er Hugo gern mochte: weder Martin in Los Angeles, noch Gertrud Katz in New York, noch Ruth, selbst nicht Raphi, sein Sohn. Doch wenn ich den Ausdruck auf ihren Gesichtern betrachte, scheint es mir, dass die drei Frauen auf dem Foto ihn gern mochten, und sie öffnen ihm einen winzigen Spalt zu meinem Herzen.

Am Freitag, den 24. August 1956, kamen sie um drei Uhr nachmittags in Wiesbaden an – zwei deutsche Staatsbürger, die kein Visum mehr benötigten, um ihr eigenes Land zu betreten. Es nieselte, und sie nahmen ein Taxi zum Hotel.

Als ich ankomme, scheint die Sonne. Der Mann an der Rezeption des Hotels Bären begrüsst mich mit einem breiten Lächeln. Er hat eine sehr dunkle Haut, und sein schwarzes Haar ist ordentlich zur Seite gekämmt. Er erwartet mich bereits. Frau Bödeker sei unterwegs, um Besorgungen zu machen, aber sie lasse mich wissen, dass sie leider über keine Kenntnisse verfügten, in welchem Zimmer meine Grosseltern abgestiegen waren. Sie hätten jedoch eine Vermutung, welches es vielleicht gewesen sein könnte. Das Problem sei nur, dass das Zimmer im Raucherbereich des Hotels liege, während ich doch ein Nichtraucherzimmer reserviert hätte – ob ich denn trotzdem dort untergebracht werden wolle?

Er reicht mir einen schweren Schlüssel (von der Art, wie sie einst in allen Hotels üblich waren), und ich gehe hoch zu meinem Zimmer (vielleicht ihr Zimmer) im zweiten Stock. Mit meinem schweren Schlüssel schliesse ich die schwere Tür auf, nur um vor mir auf eine weitere schwere Tür zu stossen. Man hat alles getan, um sicherzustellen, dass die Gäste nicht gestört werden. Der Raum hinter der zweiten Tür ist klein und gefällig, und er heisst mich mit einem angenehmen Wohlgeruch von Holzmöbeln willkommen. Er ist ganz anders als Zimmer in amerikanischen Hotels: Es gibt keinen Einbauschränk, sondern einen freistehenden Holzkleiderschrank, so wie in Omas Wohnung. Das Bett ist klein, und die Vorhänge mit grünen und gelben Streifen filtern das Licht, das durch das Fenster dringt. Erst jetzt beginne ich zu verstehen, wo Hugo und Lucie der Gedanke kam, dass ihre Reise nach Deutschland der Erholung diene. Das Hotel versprach ihnen Behaglichkeit und hiess sie willkommen. Ein Fahrstuhl führte sie geradewegs zum Thermalbad im Kellergeschoss. In den kleinen Badewannen, die mit besonderem Wasser aus der hoteleigenen Quelle gespeist wurden, regenerierten sie Geist und Körper, und die Dame in Weiss, die das Bad für sie bereitet hatte, hatte auch ein warmes Handtuch zurechtgelegt, das sie erwartete, als sie aus der Wanne stiegen.

Ich ziehe einen Bademantel an, fahre mit dem Aufzug nach unten zum Bad und steige ins Wasser. Es ist heiss und wohltuend. Ich bin allein in dem grossen Raum, und an der hohen Decke hallt das Gluckern des Wassers wider. Ich spüre, wie meine Beinmuskeln sich entspannen. Im Zug habe ich über die Heilkräfte des Wiesbadener Mineralwassers gelesen. Irgendetwas über Salze, Sulfate, Kieselerde und Toxine, die der Körper freisetzt. Ich lasse mich im Wasser treiben und schliesse die Augen. Um mich herum ist es still, und ein Teil von mir ist peinlich berührt von meiner Vermessenheit – dass ich nicht daran glauben wollte, dass sie hierhergekommen waren, um wieder zu Kräften zu gelangen. Von Kindesbeinen an waren sie in Deutschland mit der Tradition der *Kur* vertraut: Wenn man erschöpft ist, regeneriert man sich in einem Heilbad. Sie vertrauten der Heilkraft von Thermalquellen. Als nichts mehr ging bei Hugo, kam ihnen diese Lösung in den Sinn.

Am nächsten Tag treffe ich mich mit Frau Bödeker, die das Hotel führt. Sie hat ein hübsches Gesicht, das mit grauem Haar umsäumt ist. Ihre Mutter, eine grössere Frau mit weissem Haar, die das Hotel damals im Jahr 1956 leitete, gesellt sich zu uns.

«Haben Sie ein Foto von Ihren Grosseitern?» möchte Frau Bödeker senior wissen.

Ich eile in mein Zimmer, um ein Foto zu holen. Nein, sie erkennt sie nicht wieder. Ganz sicher nicht Hugo. Möglicherweise Lucie. Ob ich irgendwelche anderen Freunde von ihnen in Erinnerung habe? Ich kann mich entsinnen, dass sie einen Bekannten namens Julius Simon erwähnten, der auch in dem Hotel untergebracht war, und dieser Name entfacht einen Funken in den Augen der alten Dame.

«Oh, ja! Ich kann mich an Dr. Simon erinnern. Sie kamen sehr häufig hierher!» sagt sie.

Zum ersten Mal auf dieser Reise habe ich ein angenehmes Gefühl. Vielleicht ist es die warme Ausstrahlung der jüngeren Frau Bödeker, die in den 1970ern einige Jahre in San Francisco gelebt hat. Vielleicht liegt es auch daran, dass die ältere Frau Bödeker mir erzählt, alle *Jeckes* aus Tel Aviv seien hier gewöhnlich abgestiegen.

«Sie kannten sich alle», sagt sie, «und sie alle haben dieses Haus hier einander empfohlen.»

Ich fühle mich wohl bei diesen beiden Damen, und doch bin ich enttäuscht. Auf dem Weg in mein Zimmer, um das Foto zu holen, hatte ich bei mir gedacht: «Was für eine Überraschung! Zu guter Letzt treffe ich auf jemanden, der hier mit meinen Grosseltern zusammen war!» Vielleicht weiss Frau Bödeker senior irgendetwas. Vielleicht wird sie sagen, wenn sie das Foto mit meinem Grossvater sieht: «Oh, natürlich, ich erkenne ihn wieder. Ich entsinne mich, dass wir einen Arzt rufen mussten, als er im Speisesaal die Nerven verlor.» Oder sie wird, wenn sie Lucies Foto sieht, vielleicht sagen: «Ja, einmal konnte ich nachts nicht schlafen und ging im Hotel umher. Da sass Ihre Grossmutter in der Lobby, und wir führten ein Gespräch, das ich nie vergessen werde – zwei Stunden sass wir in der Lobby und sprachen über alles.»

Doch nein, sie erkennt sie nicht wieder.

Die jüngere Frau Bödeker und ich gehen nach draussen auf die Strasse. Sie erzählt mir, die schmale Gasse hinter dem Hotel sei während des Krieges in Trümmer gelegt worden. Das Hotel selbst sei teilweise auch zerstört und wieder aufgebaut worden. Seit den 50er Jahren seien weitere Änderungen vorgenommen worden. Frau Bödeker beschreibt sie Stück für Stück, so dass ich mir ein genaues Bild davon machen kann, wie alles aussah, als meine Grosseltern hier waren. Sie und ihr Bruder sind im Hotel aufgewachsen. Sie weiss noch, wie sie sich in den Ecken und Nischen der Hotelgänge versteckt und überfallartig die gedankenversunkenen Gäste erschreckt haben. Sie hatte eine glückliche Kindheit hier. Wir meiden gewis-

se Themen, die Deutsche und Juden in der Regel meiden. Wenn sie über Bombenangriffe spricht oder ich über meine Grosseltern spreche, dann sind wir beide schlichtweg zwei Archäologen, die eine antike Ausgrabungsstätte besuchen. Sie erklärt mir, wie jeder Gast seinen festen Tisch und seine eigene Serviette hatte, die man während des ganzen Aufenthalts aufbewahrte. Man konnte *Vollpension* oder *Halbpension* buchen. Die meisten Gäste entschieden sich für Vollpension, weil es sinnvoller war, erläutert Frau Bödeker, und als sie erneut «*Halbpension*» sagt, höre ich meine Mutter, wie sie dieses Wort in ihren täglichen Telefongesprächen mit Oma benutzte, und ich vermisse die beiden sehr schmerzlich, besonders meine Mutter.

Ich kann mir gut vorstellen, dass Lucie und Hugo sich grossartig fühlten, weil sie ihren festen Platz und ihre persönlichen Servietten vorfanden. Auch die strikte Einhaltung der vorschriftsgemässen Anordnung von Besteck und Gläsern fand ihr Wohlgefallen und entsprach ganz dem Ordnungsprinzip, dem sie bei ihren Mahlzeiten zu Hause und beim *Kaffee-und-Kuchen-Ritual* auf ihrem Balkon in Tel Aviv frönten. Die Rituale bei den Mahlzeiten waren ihnen ans Herz gewachsen, und später machten meine Mutter und Oma es sich zur Lebensaufgabe, Eva und mir gute Tischmanieren beizubringen: Man kaut nicht mit offenem Mund, gibt keine Geräusche von sich, schlürft nicht, legt die Ellbogen nicht auf den Tisch, benutzt die Salatgabel für den Salat, schneidet Kartoffeln nicht mit dem Messer und nimmt auf keinen Fall das Messer in den Mund. Auch dieses Reglement wurde durch ein ganzes Arsenal von Aussprüchen belebt. Meine Mutter servierte Suppe stets mit der Redewendung: «*Mit Suppe wartet man nicht.*» Am Ende einer Mahlzeit hatten wir zu fragen, egal ob auf Deutsch oder Hebräisch: «Darf ich aufstehen?» Die gleichbleibende Antwort meiner Mutter lautete jedes Mal auf Deutsch:



«*Mach, dass du wegkommst*» Wenn es Hähnchenkeulen gab, erlaubte meine Mutter uns, sie in die Hände zu nehmen, denn «*selbst die Königin macht das*». (Oma hatte in einem Zeitungsartikel gelesen, bei einem Picknick habe Königin Elizabeth eine Hähnchenkeule ohne Messer und Gabel verzehrt.) Nebenbei bemerkt machte mir der letzte Ausspruch deutlich, dass eine gewisse Flexibilität im Hinblick auf Tischmanieren durchaus möglich ist, und heutzutage (allerdings nur wenn ich allein bin) nehme ich mein Messer, wenn ich eine Brotscheibe mit etwas besonders Leckerem bestrichen habe – etwa mit Frischkäse aus Ziegenmilch von Trader Joes – in den Mund und lecke es in einem Rutsch ab, so wie ein Schwertschlucker sein Schwert am Ende seiner Show. Dann gucke ich hoch, zwinkere meiner Mutter zu und sehe, wie sie ihre Augen zuhält, ihren Kopf schüttelt, lacht und inständig bitet: «Genug jetzt!»



17

Wiesbaden.

«Vati ist wahrhaftig wieder der alte Kavalier.»



Is Lucie und Hugo am Samstagmorgen erwachten, lächelte Wiesbaden ihnen zu. Die Sonne schien, und sie fuhren mit dem Bus zum Fuss des Nerobergs, der sich über der Stadt erhebt. Sie kauften eine Fahrkarte für Nerobergbahn, die Drahtseilbahn, die sie nach oben brachte, und sie freuten sich wie Kinder vor einer Karussellfahrt im Vergnügungspark. Oben auf dem Berg steht ein gleichartiger Wagen der Drahtseilbahn, dessen Tank mit 7.000 Litern Wasser gefüllt wird. Wenn der Tank voll ist, löst der Wagenführer die Bremse, und der Wagen gleitet langsam nach unten. Die beiden Wagen sind mit einem Stahlseil verbunden. So zieht der betankte, nach unten gleitende Wagen seinen an-

deren, leichten Partner den Berg hinauf. Anschliessend werden die Rollen getauscht: Der Wagen an der Talstation lässt das Wasser ab, das dann nach oben auf den Berg gepumpt und in den anderen Wagen gefüllt wird.

Ich sitze im Wagen an der Talstation, der, zur Auffahrt bereit, am Hang steht. Der Wagenführer in blauer Montur schliesst die Türen und spricht irgendetwas in sein Funksprechgerät, das er in der Hand hält. Die gelbe Bergbahn beginnt mit der Auffahrt. Da sie keinen Motor hat, hört man lediglich das Quietschen und Kläcken der Zahnräder. Buchen und uralte Eichen werfen ihre Schatten auf die Bahn. Alles ist grün und ungefährlich. Der Wagen auf dem Weg nach unten fährt an meinem Wagen vorbei. Vielleicht hat ein kleines Mädchen auch meinen Grosseltern zugewinkt, so, wie mir gerade eines zuwinkt.

Mir wird auf einmal klar, dass ich keine Fotos von ihrer Reise 1956 habe. Alle Fotos, die ich von Wiesbaden besitze, stammen aus dem Jahr 1925. Menschen neigen dazu, Fotos zu machen, wenn sie glücklich sind, und vielleicht hat Hugo seinen Fotoapparat in Tel Aviv zurückgelassen, weil er keine glücklichen Momente erwartete. Aber es gab welche. Die beiden spazierten durch die Parkanlage oben auf dem Neroberg. Ihr ursprünglicher Plan sah Kaffeetrinken im Restaurant dort oben vor, aber es war überfüllt. Das Wetter war herrlich, und der Spazierweg zum Wald zwinkerte ihnen mit dem Lächeln eines alten Freundes zu: Ihr wisst ja noch, dass man auch zu Fuss runtergehen kann. Hugo war fünfundsechzig und Lucie achtundfünfzig Jahre alt, doch sie beschlossen, es so zu machen wie vor einunddreissig Jahren. Der Weg bergab ist nicht gerade kurz, und was ihnen drei Jahrzehnte zuvor mühelos gelungen war, war nun keine einfache Angelegenheit.

«Wenn es nicht so traurig wäre, hättet Ihr Euch über unseren Anblick schiefgelacht. Eingehakt schwankten wir gemeinsam, Schritt vor Schritt, den Abhang hinunter ...» schrieb Lucie an meine Mutter. Doch trotz der Beschwerlichkeit schien sie dieser Spazierweg in ihr Deutschland zurückzuversetzen. Keiner von beiden hatte noch in Erinnerung, wie herrlich der Wald war. «Aber schön ist der Wald! Bezaubernd!», schrieb Lucie. Wenn sie doch bloss den Wald einpacken und nach Israel mitnehmen könnten. «Doch, *Oy Vey*<sup>12</sup>, ich habe nicht an den Zoll gedacht», ergänzte Lucie (die jetzt ihren Brief mit Jiddisch würzte, keine Selbstverständlichkeit für einen *Jecke*).

Da sind sie nun, den steilen Hügel hinab watschelnd. Ich kann mir vorstellen, wie sie lachen. Vielleicht riefen sie sich, wie in der guten alten Zeit, Jodellaute zu, und ihr Jodeln tönte als Echo aus dem Wald zu ihnen zurück: «Doktor und Frau Doktor Mendel! Wir haben Sie seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen! Willkommen zurück!» Eine Drahtseilbahn voller Fahrgäste schleicht an ihnen vorbei nach unten, doch ihnen ist es egal, dass andere Menschen vor ihnen unten ankommen werden. Sie legen ihr Tempo nach eigenem Gutdünken fest. Sie sind *zufrieden*.

Wiesbaden meinte es gut mit ihnen, so wie damals während des Urlaubs 1925, und echte Freude sprudelte aus ihren Briefen hervor. Hugo foppte Lucie: Das Gewicht, das sie zugenommen habe und sich unter ihrer Kleidung aufbaue, würde eine Leibesvisitation beim Zoll erfordern. Zu ihrer Verteidigung wies sie daraufhin, dass die Mahlzeiten hier so ausgezeichnet und die Portionen «ausserdem so ungeheuer» seien! Einige Tage später schrieb Lucie an meine Mutter: «*Vati* ist wahrhaftig wieder der alte Kavalier», und merkte an, wie gut er sich in Wiesbaden zurechtfinde. Der Kaffee, den sie ursprünglich oben auf dem Neroberg hatten trin-

12 jiddisch: Oh weh!

ken wollen, war selbstredend nicht vergessen. Sie nahmen ihn nun im Café Blum zu sich, das sie in ihren Briefen als ihr *Stammcafé* bezeichneten.



18

## Wiesbaden. «Gelernt ist gelernt.»

Es ist ein wundervoller Tag. Das Café Blum ist umgeben von purpurroten Fahnen, die sein 125-jähriges Jubiläum verkünden, und ich sitze an einem der Tische auf dem Bürgersteig. Ein Mann in elegantem Anzug sitzt am Nebentisch, ein Einstecktuch schaut aus der Brusttasche seines Sakkos hervor. Offenkundig kennt er niemanden hier. Er liest einfach die Zeitung. Am Tisch zu meiner anderen Seite sitzen vier vornehm gekleidete ältere Damen. Eine weitere Dame geht auf dem Bürgersteig vorbei und wird von den vier am Tisch begrüßt. Sie antwortet kurz und augenscheinlich geistreich, ohne ihren Schritt zu verlangsamen, und alle be-

ginnen schallend zu lachen. Ich habe nicht verstanden, worum es ging, doch der Klang ihres Dialektes hallt noch lange nach und gibt mir ein anheimelndes Gefühl.

Eine Serviererin mit runder Brille räumt die Teller der vier Damen am Nachbartisch ab und stapelt sie zu einem kippeligen Turm. In meinem Kopf höre ich die Stimme meiner Mutter: «*Gelernt ist gelernt*» Als Raphi Teenager war, begann er einen Job als Piccolo, und nach einer Woche Arbeit wollte er sein neues Fachkönnen vorführen. Nach dem Abendessen stapelte er stolz alle Teller der Familie auf einer Hand, und als Lucie ihre Bewunderung kundtat, sagte er: «*Gelernt ist gelernt*», drehte sich um, und das gesamte Geschirr zerbarst auf dem Boden in tausend Stücke. Jedes Mal, wenn ich mehr als einen Teller in die Küche trage, kommt mir seitdem der Ausspruch «*Gelernt ist gelernt*» in den Sinn.

Cafés und Kellner spielten eine Schlüsselrolle in unserem familiären Geschichtenfundus. Neben «*Gelernt ist gelernt*» warteten meine Mutter und meine Oma noch mit weiteren Redensarten aus diesem Gebiet auf. Wenn zum Beispiel meine Schwester oder ich beim Abendessen sangen, tadelte meine Mutter uns: «Dies ist kein *Musikcajel*» Wenn ein Kellner zu langsam bediente oder ihm ein gravierendes Missgeschick unterlief, flüsterten sie uns zu: «Er wird es hier nicht schaffen, Matzeklösschen zu servierend Und wenn Oma Zuckerpäckchen entwendete, sagte sie gewöhnlich: «Die sind schon bezahlt.»

Gestern unternahm ich einen Spaziergang durch den Kurpark hinter dem *Kurhaus* (Wiesbadens Mittelpunkt für Entspannung und Veranstaltungen). Im Kurhausrestaurant waren auch sie zum Kaffeetrinken gewesen, und in ihren Briefen erinnerten sie meine Mutter daran, wie sie sich dort 1925 nach dem Genuss von Schokoladenpudding mit Sahne übergeben musste. Es geht mir durch den Kopf, dass mein Besuch nun bereits die zweite Familienpilgerfahrt an diese «Kotzstätte» ist. (Ein kleines Messingschild wäre an dieser Stelle angemessen: «Hier erbrach im Jahre 1925 das Mädchen Mirjam Mendel ihren Schokoladenpudding mit Sahne.»)

Es ist kein Zufall, dass sie sich intensiv mit Cafés beschäftigten. In gewisser Hinsicht war dies ihr Kampfplatz: Hier rückten sie von einer Seite des Tisches zur anderen und wieder zurück – als Gast, als Bedienung und wieder als Gast. Als Hugo ein erfolgreicher Anwalt in Hamm war, waren sie ständige Besucher in einigen Cafés der Stadt. Etwa ein Jahr nach ihrem Eintreffen in Palästina eröffneten sie ein Café in der Ben-Yehuda-Strasse, das zu einem anderen Teilstück ihrer turbulenten Geschichte in Tel Aviv wurde. Anfangs erwies sich das Café Mendel als Quell von Stolz und Freude. Waren sie doch nun die Besitzer von zwei Geschäftsbetrieben: einer kleinen Fabrik und einem Café. Fotos aus jener Zeit zeigen, wie sie *zufrieden* um einen Tisch sitzen oder wie Lucie mit einem Lächeln das Geschirr wegräumt. Doch meine Mutter hat mir immer wieder erzählt, wie beschwerlich diese Jahre für Lucie waren: Sie schuftete von frühmorgens bis spät in die Nacht. Ich vermute, dass die Wirtschaftskrise das Café Mendel nicht aussparte, und nach vier Jahren schloss es seine Pforten. Lucie nahm eine Arbeit hinter dem Tresen im Café Palatin in der Ahad Haarn-Strasse auf. Nun war sie nicht mehr die Eigentümerin eines Geschäfts, sondern eine Angestellte. Hugo gefiel es überhaupt nicht, dass sie nun Bekannte aus ihrem früheren Land bediente. Selbst denjenigen, die von den Schwierigkeiten mit der Drahtfabrik nichts wussten, vermittelte dieser Stand der Dinge, dass es den Mendels nicht allzu gut ging.

Der Mann in dem eleganten Anzug am Nachbartisch bekommt nun einen Gast. Eine Frau geht auf ihn zu, und sie beginnen zu plaudern wie alte Freunde. Bin ich der Einzige, der hier allein ist?





19

Wiesbaden.

«Diese gottverdammten Schuldgefühle.»

Nach einem Abendessen im Hotel Bären sagte mein Grossvater, er habe zu viel gegessen und wolle einen Verdauungsspaziergang machen. Lucie schrieb, dass er einen der Briefe von meiner Mutter mitgenommen habe. Im Geiste begleite ich ihn. Ich sehe ihn auf der Bärenstrasse, direkt am Hotel. Drüben, an der Ampel, umarmt sich gerade ein Pärchen. Als er an ihnen vorübergeht, hört er ein Kichern. Es regnet, und die Menschen hasten nach Hause, Menschen aus Wiesbaden, die ihre Wohnungen in Wiesbaden haben. Menschen, die kein anderes Lebensumfeld kennen ausser diesem einen.

Ich weiss, wie sehr er seine Tochter Mirjam, meine Mutter, vermisste, jetzt, als er im Dunkeln spazieren geht und ihren Brief fest umklammert hält. Als Vierjährige war es ihre Lieblingsbeschäftigung gewesen, an seinem Schreibtisch zu sitzen und nach den verschiedenen Buchstaben auf der Schreibmaschine zu fragen.

«Welcher Buchstabe ist das, *Vati*?»

«Dies ist ein M», gibt ihr *Vati* zur Antwort.

«Darf ich drücken?»

«Ja», sagt Hugo, und sie drückt die Taste so schwach, dass kein Buchstabe auf dem Blatt erscheint.

«Drück fester!» fordert Hugo sie auf. Sie tut es. Nichts.

«Noch fester!» sagt Hugo, und sie drückt die Taste mit dem Fingerchen verbissen fest.

«Schau mal, *Vati*, M!», jauchzt sie und sieht, wie ihr Vater lächelt.

Bald weiss sie, wo sich das I und das R und das J und das A befinden. Und eines Tages tippt sie ihren Namen: MIRJAM. Und in den Monaten danach stellt er sie, wenn sie gemeinsame Spaziergänge machen, mit Strassenschildern auf die Probe.

«A-P-O-T-H-E-K-E», fügt sie einen Buchstaben an den anderen und bemüht sich, die Wortbedeutung zu entschlüsseln.

«Ja, mein Kind, was ist das?» fragt er. Sie strengt sich an, doch mit einem Mal gibt alles einen Sinn.

«*Apothekel*», ruft sie aus, und ihr Vater lächelt wieder.

Im Herbst, im Alter von viereinhalb Jahren, begann Mirjam mit dem Lesen von Büchern. Auf diese Weise machte meine Mutter mit den beiden Dingen Bekanntschaft, die sie auf dieser Welt benötigte: der Schreibmaschine, die uns das Essen auf den Tisch bringen sollte, und dem Buch, das sie in andere Welten überführen würde. Doch damals in den 1920er Jahren entfachte ihre Aufgewecktheit weitreichendere Wunschvorstellungen in Hugos Kopf. Ihr Geburtsjahr 1922 war

das erste Jahr, in dem Frauen in Deutschland zu juristischen Berufen zugelassen wurden.

Als sie zehn Jahre alt war, machte er sie mit ganzen Paragrafen aus dem Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch bekannt, die sie noch als Erwachsene wörtlich wiedergeben konnte. Für ihn stand fest, dass sie eines Tages selbst Anwältin werden und an seiner Seite in seine Kanzlei eintreten würde. Auch für sie stand dies fest. Ihr gemeinsamer Traum starb auch nicht, als sie nach Tel Aviv übergesiedelt waren. Als sie in der kleinen Leihbibliothek sämtliche Kinderbücher auf Deutsch ausgelesen hatte, schlug sie eines der wenigen juristischen Bücher auf, die er mitgenommen hatte, und stellte ihm Fragen über das deutsche Rechtswesen. Und wie stolz war er, als sie sich an der Universität London, Aussenstelle Tel Aviv, für das Jurastudium einschrieb.

Als ich einmal meine Mutter in Tel Aviv besuchte, waren wir gemeinsam in ihrem Auto unterwegs, sie am Steuer, ich ihr Beifahrer. An einer Ampel mussten wir warten. Wir unterhielten uns über ihre Eltern. Ich habe vergessen, worüber wir sprachen, als sie plötzlich in Tränen ausbrach. «Diese gottverdammten Schuldgefühle», schluchzte sie und schlug mit ihrer Faust auf das Lenkrad, wieder und wieder. Dann sprang die Ampel auf Grün, und sie fuhr weiter, als ob nichts geschehen wäre. So sehr ich sie auch bat, sie weigerte sich, dieses Thema noch einmal aufzugreifen.



20

Frankfurt.

«Sind Sie Mirjam Kendels Vater?»

**K**ary Fürstenberg, Hugos Cousine aus Frankfurt, hatte seit dem Tag ihrer Ankunft in Deutschland nach Hugo und Lucie geforscht. Aus dem Brief, den sie ihr aus Tel Aviv geschrieben hatten, wusste sie, dass sie nach Düsseldorf kommen würden, und sie bat ihren Mann Franz, sich dort bei den in Frage kommenden Hotels zu erkundigen, was ohne Erfolg blieb. Als sie am Montagmorgen eine Postkarte von Hugo erhielt mit der Nachricht, dass sie nun in Wiesbaden seien, wollte sie sofort Franzens Chauffeur veranlassen, sie dorthin zu fahren, und da sie ihn nicht auftreiben konnte, nahm sie den Bus und traf mittags in ihrem Hotel ein.

Eine zierliche Frau, in einem eleganten knielangen Rock und ausnehmend still. Sie wurde von Lucie sofort in die Kategorie «*Hat viel mitgemacht!*» eingeordnet, was auf den qualvollen Zeiten gründete, die sie und ihr Mann unter der japanischen Besatzung in Manila durchlebt hatten. Die Japaner hatten deutsche Juden, die nach Manila geflüchtet waren, zunächst schlichtweg als Deutsche wahrgenommen – Leute mit Hakenkreuz im Pass, mithin Verbündete. Nach einiger Zeit hatten die japanischen Soldaten Kenntnis davon erhalten, was das eingestempelte grosse «J» in den Pässen bedeutete, aber sie behandelten die Flüchtlinge noch einigermaßen anständig.

Die Dinge nahmen eine höllische Wendung, als General Douglas MacArthur sein bekanntes Versprechen, Manila zurückzuerobern («*I shall return*» – Ich werde zurückkehren), umzusetzen versuchte. Da wurde die japanische Armee bis aufs Blut gereizt, tötete Tausende von Zivilisten und setzte systematisch Stadtviertel in Brand, während die Amerikaner sie bombardierten. Was genau mit Mary in dieser Zeit geschah, blieb für meine Grosseltern im Dunkeln, doch die Frau, von jeher still, war jetzt nur noch fast flüsternd zu vernehmen. Hier in Deutschland, sagte sie, beäuge sie jedermann. Nach Manila hatten sie im australischen Sydney gelebt, das sie als ihre Heimat betrachtete, aber Franzens berufliche Tätigkeit und seine Sehnsucht nach Europa hatten den jetzigen Aufenthaltsort für sie bestimmt.

Lucie war beeindruckt von Marys Aussehen und der Art, wie sie auf sich hielt. «Mich hält sie sicher für eine dicke Bauerntrine», schrieb Lucie und beklagte sich über ihr Gewicht von 69 Kilo. «Aber *Ein Davar*» (,Das macht nichts'), – sie wechselte wieder ins Hebräische –, «es wird schon wieder etwas runtergehen.» Auch aus einem weiteren Grund verglich sich Lucie mit Mary. «Menschen wie Mary kranken bei den *Goyim* unter einer Art Minderwertigkeitskomplex», schrieb sie – im Gegensatz zu «uns Israelis»: «Wir sind weitaus selbstbewusster, gerade als Juden.»

Am Samstag kam Mary wieder, diesmal mit Franz in dessen Geschäftswagen, und sie nahmen die Mendels mit nach Rüdesheim, einem romantischen Weinort am Rhein. Franz, ein hochgewachsener Mann mit zwei tiefen Falten um die Mundpartie, fuhr am Fluss entlang. Vor dem Krieg hatte er eine leitende Position im Berliner Filmunternehmen UFA. Als sie nach Manila flüchteten, nutzte er seine Verbindungen, um in die Branche der Kinowerbung einzusteigen. Die Geschäfte liefen gut, und unmittelbar nach dem Krieg hatte er auch Erfolg in Sydney und London. Jetzt managte er das Verleihgeschäft für die «Metro» aber er war dort nicht glücklich und dachte bereits an neue Betätigungsfelder. «Ein grosser Mann», bemerkte Hugo, und ich stelle mir vor, wie er im Fond des Wagens, den Kopf nach unten geneigt, den Geschichten eines Mannes lauscht, der auf drei Kontinenten seine Ziele erreicht hat.

Am Sonntagmorgen um zehn bestiegen Lucie und Hugo den Autobus nach Frankfurt. Lucie präziserte das Wort «Bus»: kein vollgestopfter, lärmender israelischer Autobus mit harten Holzbänken, sondern ein deutscher Omnibus mit weichen Sitzen und der Höflichkeit, die sie aus der Vorkriegszeit kannten. Kaum hatten sie Wiesbaden verlassen, wurden sie, wie Hugo es darstellte, von einem Strudel an Autos und Menschen auf der Autobahn eingesaugt. «Du kannst Dir den Verkehr nicht vorstellen!», schrieb er meiner Mutter.

Um elf Uhr dreissig erreichten sie die Wohnung von Hilde und Ernst Katzenstein, wo sie mit drei Ehepaaren zusammentrafen: den Katzensteins, den Herzfelds und den Fürstenbergs. Die Gastgeber, die Katzensteins, waren alte Bekannte, die Lucie und Hugo über Lucies Schwester Käthe kennengelernt hatten. Ernst Katzenstein, Anwalt aus Jerusalem, von leicht gedrungener Gestalt und mit rundem Gesicht, war, wie bereits erwähnt, Direktor der Jewish Claims Conference Deutschland (der Jüdischen Vertretung für Entschädigungsfragen). Seine Frau war ebenfalls leicht gedungen, und Lucie berichtete, Hilde habe «ein nicht mehr

sehr junges Gesicht» das jedoch wie früher sehr schön sei. Die Wohnung der Katzensteins fand Lucie geschmackvoll eingerichtet. Obwohl sie einige der Möbelstücke übernommen hatten, wirkte die Ausgestaltung der Wohnung so individuell, dass selbst Mary und Franz Fürstenberg, die etliche aussergewöhnliche Häuser in ihrem Leben gesehen hatten, Lucie darin zustimmten.

Hepps Herzfeld war Lucies Cousine, und Lucie schrieb, dass sie «grossartig gekleidet» sei, dass sie aber «trotz aller Kunst keinen sehr gesunden Eindruck machte». Arthritis bereitete ihr äusserst grosse Probleme, und sie bat die anderen darum, jedem, der sich über mangelnde Korrespondenz von ihr beschwerte, zu berichten, dass diese Krankheit der eigentliche Grund sei – sie könne nicht einmal einen Schreibstift halten. Hepps Mann Manfred Herzfeld war ein kahlköpfiger, kleiner Mann mit dicken Brillengläsern, der permanent mit einem Gehstock herumspazierte, um besonderen Eindruck zu machen. Er war zu der Zeit für die JRSO in Berlin tätig.<sup>13</sup> Lucie schrieb, dass er derselbe zerstreute Professor wie früher geblieben sei, dass er aber gut ausschaue und wie immer geistig aktiv sei.

Zusammen mit den Fürstenbergs und den Mendels waren sie insgesamt zu acht. Acht Seelen, die nach dem grossen Knall aus Deutschland in alle Richtungen auseinandergetrieben worden waren: die Katzensteins nach London, dann nach Jerusalem und Frankfurt, die Fürstenbergs nach Manila, anschliessend nach Sydney und Frankfurt, die Herzfelds nach Jerusalem, später nach Berlin, die Mendels nach Tel Aviv. Ich male mir jetzt aus, wie diese acht Explosionssplitter beim Mittagessen ihre Erfahrungen austauschten. Was ist mit den Schwartzens geschehen? Und mit den Steiners? Wenn bestimmte Familiennamen erwähnt wurden, senkten

13 Die JRSO, *Jewish Restitution Successor Organization*, die Jüdische Restitutionsnachfolger-Organisation, vertrat zahlreiche jüdische Organisationen bei ihren Verhandlungen in Westdeutschland und betrieb die Restitution des Vermögens von Privatpersonen und aufgelösten Institutionen, die als «jüdisch» rassistisch verfolgt und enteignet worden waren.

sich die Blicke. Wenn die Rede auf bestimmte Orte kam, hatte vielleicht jemand einen Kloss im Hals. Vielleicht rannte Lucie überstürzt aus dem Zimmer, als sich jemand nach Northeim erkundigte.

Und was war mit Manfred Herzfelds Schwester Ilse? Oh, sie hatte diesen amerikanischen Schriftsteller William S. Burroughs kennengelernt, der sie vor dem Krieg heiratete, so dass sie eine Green Card, eine Aufenthaltsgenehmigung, erhielt und jetzt in New York lebte. Und Hugo, wie geht es eigentlich deiner Schwester Liese? Sie ist *zufrieden*, aber setzt immer noch alles daran, sich von diesem Taxifahrer scheiden zu lassen, der sie bezirzt hat und dann Tel Aviv verliess, um sich in Frankfurt niederzulassen. Hugo wird sich mit Alexander Besser, einem Frankfurter Rechtsanwalt, in Verbindung setzen, damit er den Fall übernimmt. Ein Freund in Tel Aviv hat ihm diesen in höchsten Tönen empfohlen. Besser? Wie klein doch die Welt ist! Ernst Katzenstein und Manfred Herzfeld kennen ihn beruflich.

Lucie berichtete, Katzenstein habe Hugo angeboten, Besser jetzt gleich anzurufen, und nachdem Hugo sich am Telefon vorgestellt hatte, habe es so geklungen, als sei der Name Hugo Mendel dem Sprecher am anderen Ende der Leitung bekannt vorgekommen. Warum auch nicht? Schliesslich war Hugo früher einmal ein erfolgreicher Anwalt gewesen, zugelassen am Oberlandesgericht.

«Sind Sie der Vater von Mirjam Mendel?», fragte Besser. Es stellt sich heraus, dass er Mirjam aus seiner Zeit in Tel Aviv kannte. Ja, auch er sei ins Heilige Land geflüchtet, allerdings viel später als Dr. Mendel, und in der Zeit, als er dort lebte, habe er das Vergnügen gehabt, Mirjam kennenzulernen. «Wie geht es ihr?»

«Du warst immer die Tochter von Hugo Mendel», schrieb Lucie an meine Mutter. «Und jetzt ist Vati der Vater von Mirjam Mendel.»

Nach dem Nachmittagskaffee plauderten die acht noch weiter, bis es dunkel wurde, und die Katzensteins fuhren die Herzfelds zum Flughafen, von wo sie einen Flug nach Berlin nahmen, und die Mendels wurden von Mary und Franz zur



Bushaltestelle gefahren. Um sieben Uhr abends sassen Hugo und Lucie im Auto-bus zurück nach Wiesbaden, und ich stelle mir vor, dass mein Grossvater in sich gekehrt war, wie es wohl nicht anders zu erwarten ist von jemand, der soeben mehrere andere Lebensverläufe kennen gelernt hat, die seine eigenen hätten gewesen sein können.

Vor dem Krieg war Ernst Katzenstein ein jüdischer Anwalt in Hameln, wo Lucies Schwester Käthe mit ihrem Mann Harry Binheim lebte, der ebenfalls Jurist war. Im Jahr 1933, als ihm als jüdischem Anwalt die Zulassung vor Gericht in Deutschland entzogen wurde, emigrierte Katzenstein nach Palästina – ebenso wie Hugo, doch er war fünfunddreissig, sieben Jahre jünger als Hugo, und hatte keine Familie. Er belegte Kurse für ausländische Anwälte und legte die Abschlussprüfungen erfolgreich ab. Er begnügte sich aber nicht mit der Zulassung als einfacher Anwalt, sondern hielt sich für einige Jahre in England auf, wo er zusätzliche Examina bestand, die ihn berechtigten, als Barrister, Rechtsanwalt, bei den obersten englischen Gerichtshöfen auftreten zu können. Im Sommer 1939 kehrte er nach Jerusalem zurück und liess sich dort als erfolgreicher Anwalt nieder. Nach dem Krieg entsandte ihn die Jewish Agency, die Jüdische Agentur für Israel, nach Deutschland, um sich um Entschädigungs- und Rückerstattungsfragen zu kümmern. Einige Monate vor Lucies und Hugos Besuch war er Direktor der Jewish Claims Conference in Deutschland geworden.

Vielleicht war es aber eher die Geschichte von Manfred Herzfeld, die Hugo durch den Kopf ging, als sie an jenem Abend im Autobus nach Wiesbaden zurück-fuhren. Während Katzenstein jünger war und immer an der Spitze lag, war Manfred Herzfeld sieben Jahre älter als Hugo und schaffte einen immerhin respekta-blen Neuanfang. Vor dem Krieg war Herzfeld Anwalt in Celle und hatte wie Hugo die Zulassung zum Oberlandesgericht. Das Berufsverbot für jüdische Anwälte hatte gravierende Auswirkungen auf seine wirtschaftliche Situation, und im Jahr 1935 übersiedelte er mit Hepps und ihrer Tochter Eva nach Jerusalem. Hier, in ei-

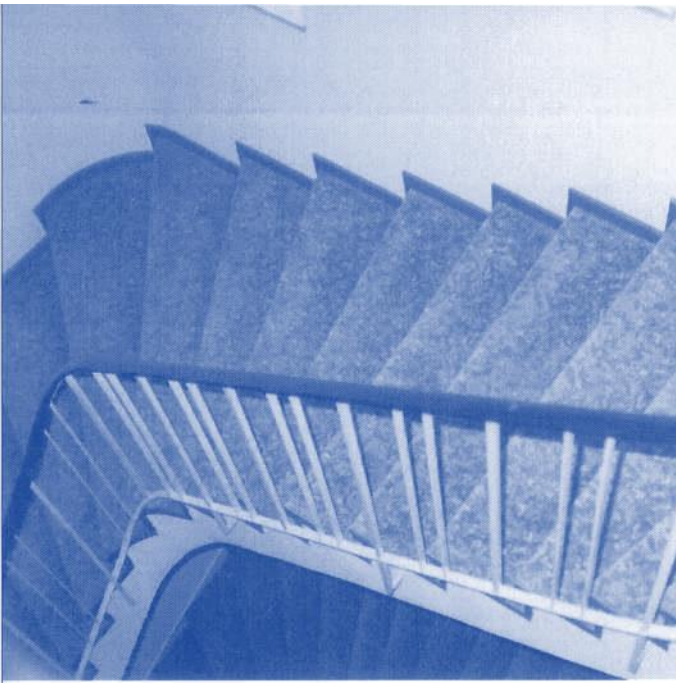
ner Souterrainwohnung, bemühte sich die Familie, wieder auf die Beine zu kommen. Manfred bekam eine Stelle als Kassierer bei einer Versicherungsgesellschaft, die intellektuell wenig zufriedenstellend für einen Mann war, der zu Hause Gedichte schrieb und philosophische und literarische Werke in Griechisch und Latein las. Im Jahr 1950, als Katzenstein ihn einlud, nach Deutschland zurückzukommen und bei der JRSO tätig zu werden, war Manfred hin- und hergerissen. Einerseits hatte er sich geschworen, niemals mehr einen Fuss auf deutschen Boden zu setzen, andererseits fiel es ihm sehr schwer, dem Angebot zu widerstehen, erneut seinen geliebten Beruf auszuüben.

Vielleicht hat Manfreds Geschichte Hugo Hoffnung gemacht. Vielleicht hoffte Hugo, dass Katzenstein auch ihm vorschlagen würde, bei ihnen mitzuarbeiten. Ich weiss nicht, was in meines Grossvaters Kopf vor sich ging. Es war vermutlich so etwas wie der Strudel auf der Autobahn draussen vor den Busfenstern, mit Strömen von Fahrzeugen, die in alle Richtungen rauschten. Vielleicht machte ihm die Aussicht, als Anwalt tätig zu sein, Angst. Falls er eine zweite Chance bekäme, würde er der Herausforderung gewachsen sein? War er geistig so rege wie Herzfeld? Was, wenn er auf dem Weg zur Arbeit von innerer Wirrnis übermannt würde? Und könnte er seinen Abscheu überwinden vor der Art, wie das deutsche Rechtssystem sich von den Nazis hatte in die Knie zwingen lassen? Auch Manfred Herzfeld hegte Empörung gegen die deutschen Richter, die «das Recht zur Dirne der Politik gemacht hatten», wie er kurz nach dem Krieg in einem Gedicht schrieb. Hatten sich die deutschen Richter nunmehr verändert? Könnte Hugo sich vorstellen, wieder vor einem deutschen Gericht aufzutreten?

Einige Abende zuvor hatten Lucie und Hugo den Spielfilm *Serenade* mit dem berühmten Sänger Mario Lanza gesehen. Er handelt von dem armen Weinbergarbei-

ter Damon Vincenti in Südkalifornien, der eine goldene Stimme hat und davon träumt, ein Operntenor zu werden. Sein Weg führt ihn nach San Francisco, wo er einen Job als Sänger findet und sich in Kendall Hale, eine Dame der High Society, verliebt. Er vervollkommnet sich als Tenor, und sein Erfolg führt ihn und Kendall nach New York, wo er für eine bedeutende Aufführung die Rolle des Othello einzustudieren beginnt. Aber er hegt auch den Verdacht, dass Kendall hier eine Affäre mit einem Bildhauer hat, und während der Premiere, als Damon erkennt, dass der von ihm für Kendall reservierte Sitz leer ist, reibt er sich die Schminke vom Gesicht und stürmt zu ihrem Appartement – alles, was er dort vorfindet, ist eine noch feuchte Skulptur von seiner Geliebten. Danach, nachdem Damon aufgrund dieses verantwortungslosen Verhaltens seine US-Karriere ruiniert hat, wird er in Mexikostadt vorstellig und hofft, dort eine zweite Chance zu erhalten. Die Augen des mexikanischen Regisseurs und des Produzenten sind fest auf ihn gerichtet, als er zu singen versucht, doch er bleibt hängen. Er bittet um Entschuldigung und beginnt erneut, doch seine Stimme ist nicht mehr, was sie einmal war. Regisseur und Produzent müssen ihm nicht einmal mitteilen, was sie denken. Er versteht.

Lucie schrieb, dass Hugo von diesem Film ganz besonders ergriffen war.



21

Wiesbaden.

«Ich werde nicht fasten, um drei Mark einzusparen.»

**U**m Viertel nach acht waren Lucie und Hugo zurück im Hotel und assen zu Abend an ihrem eigenen Tisch mit ihren eigenen Servietten. Wann hat das begonnen mit der Dunkelheit, die Hugo umfing? Keine gewöhnliche Dunkelheit, sondern eine so tiefe Dunkelheit, dass sie jemandem den Wunsch eingibt, sich auf das Strassenpflaster zu schmettern? Wohin ich mich auch wende in diesem Hotel, ich kann nicht anders, als überall nach Stellen Ausschau zu halten, die Hugo zum Springen bewogen haben könnten. An meinem ersten Tag hier, als ich die Treppe hinabstieg, fiel mir auf, dass das Treppenhaus gross genug war für jemanden, der die Absicht hatte hinunterzuspringen. Dachte

er hier schon daran, oder kam ihm der Einfall erst später auf ihrer Reise? Oder tauchte er erst in Tel Aviv in ihm auf, nach ihrer Rückkehr?

Oder war der Gedanke vielleicht bereits in ihrer kleinen Wohnung vor der Reise entstanden? Es gibt einen Augenblick im Leben eines Menschen (kein einfacher Augenblick), wenn andere ihn nicht länger behelligen. Der Mensch braucht es aber, dass Leute ihn am Ärmel zupfen, etwas von ihm wollen, ihn ein wenig nerven. Und wenn er ständig (und nicht bloss vorm Schlummerstündchen, wie bei meiner Mutter) von der Familie verlangt, jedem Anrufer mitzuteilen, er sei tot, dann werden immer weniger Menschen anrufen. Und wenn er zu stolz ist, selbst zum Telefonhörer zu greifen und einen Freund anzurufen, dann kommt der Zeitpunkt, dass niemand mehr anruft. Damals gab es in ihrer Wohnung kein Telefon, und so fiel es Hugo umso leichter sich abzukapseln: nicht zu reagieren, wenn man zum Kaffeetrinken eingeladen wurde, nicht andere einzuladen oder nicht zu öffnen, wenn es klingelte. Ein Bild entsteht vor meinem inneren Auge: Hugo, wie er im zugeknöpften Schlafanzug im Bett sitzt, und die Türklingel läutet und läutet und läutet.

Während des Frühstücks am nächsten Morgen hier in Wiesbaden wurde Hugo zum Telefon gerufen. Alexander Besser war in der Leitung, die Verkörperung einer weiteren Variante seines Lebens: auch er ein deutsch-jüdischer Anwalt, der nach Tel Aviv geflüchtet war, ohne richtig Englisch oder Hebräisch zu können. Anders als Hugo war Besser nie Zionist gewesen, und daher hatte er nie den Gedanken gehegt, Anwalt in Palästina zu werden. Tel Aviv war für ihn ein Unterschlupf, der bei Sturm Schutz gewährt. Er lebte davon, Artikel für eine deutsche Lokalzeitung zu schreiben, und spielte gern Klavier in Bars und Cafés. Im Jahr 1950, als der Horizont wieder klar war, kehrte Besser nach Deutschland zurück, erhielt wieder seine Zulassung als Anwalt und führte eine erfolgreiche Kanzlei in Frankfurt.

Hugo und Besser vereinbarten einen Termin unter der Woche in Wiesbaden, um die Lage von Hugos Schwester Liese und deren Scheidung von dem riesigen Taxifahrer zu beraten, der jetzt in Frankfurt lebte. Aber Besser kam bereits am nächsten Tag nach Wiesbaden. Er kam mit dem Bus, ein gedrungener Mann mit wohlgeformtem Kopf, den ein Filzhut bedeckte. Er sagte, er habe nur eine Stunde Zeit, und sie setzten sich in ein kleines Café, wo sie sofort zur Sache kamen, allerdings nicht ohne dass sich Besser zunächst nach Raphi erkundigte, was, wie Lucie später meinte, ein Ablenkungsmanöver war, denn sofort danach begann er, nach Mirjam zu fragen, und hörte damit nicht mehr auf. Was Lieses Mann anging, so versprach Besser, mit ihm energisch zu reden. Hugo beurteilte das jedoch nicht allzu optimistisch, wie er schrieb, wobei seine Einschätzung womöglich auf dem körperlichen Vergleich zwischen dem riesigen Taxifahrer und dem kleinen Anwalt gründete. Lucie schrieb, sie habe von Besser den Eindruck eines sehr ernsthaften Mannes.

Beim Lesen der Berichte ihrer Eltern wird meine Mutter die Andeutungen ihrer Mutter über irgendwelche romantischen Beziehungen zu Besser beiseite gewischt haben. (Er war zwanzig Jahre älter als sie.) Ich vermute, dass sie weitaus mehr in Sorge um ihren Vater war und sich Gedanken machte, wie sich die Begegnungen mit diesen Lebenswegen, die so anders verlaufen waren als der seinige, auf ihn auswirken würden. Und vielleicht erfand sie für ihn auch glückliche Ausgänge – neue denkbare Wendungen in seinem Leben. Was, wenn Ernst Katzenstein ihrem Vater eine Tätigkeit anböte? Was, wenn ihr Vater einen seiner ehemaligen Kollegen träfe, der ihn als Geschäftspartner einstellen würde? Oder was, wenn er einen Weg fände, seine alte Kanzlei in Hamm wieder zu eröffnen? Alles, was er bräuchte, wäre ein kleines Büro, einen Schreibtisch und einen neuen Briefkopf.

Hätte er das nicht verdient?

Ihre Hoffnungen für seine Zukunft, da bin ich mir sicher, waren zwiespältig – sie würde ihre Eltern schrecklich vermissen, wenn sie nach Deutschland zurückkehrten. Ausserdem war sie nicht ohne Besorgnis, wenn sie an seine psychische Verfassung dachte und daran, wie er zum Kunden seiner ehemaligen Kollegen geworden war. Dr. Robert Gidion, der 1933 von Köln nach Tel Aviv emigriert war, war jetzt der Konkursverwalter von Hugos Firma. Der Hammer Anwalt Friedrich Kieserling unterstützte Hugo dabei, dass ihm für den Verlust seiner Zulassung als Anwalt eine monatliche Entschädigung gewährt wurde, die natürlich willkommen war, aber in gewisser Weise auch den Verlust seiner Ehre besiegelte.

Und obgleich meine Mutter auf eine positive Wendung seines Schicksals hoffte, war sie sehr wohl mit anderen Varianten vertraut. Einige Jahre zuvor war Harry Blenheim, der Onkel meiner Mutter, der (wie Katzenstein) Anwalt in Hammeln war, mit gebrochenem Herzen in einer kleinen Ortschaft in Israel gestorben, wo er und Käthe (Omas Schwester) gelebt hatten. Und da war noch Dr. Samuelsdorff, der zwei Jahre vor Hugos und Lucies Reise einen Neuanfang versucht hatte. 1954 war Dr. Erich Samuelsdorff von Tel Aviv nach Hamm zurückgekehrt und hatte sich bemüht, seine Anwaltskanzlei wieder auf die Beine zu bringen. Für den Neustart benötigte er einen kleinen Bankkredit, und da die Bewilligung nur schleppend in Gang kam, fand er sich in einer kleinen Wohnung wieder, wartete auf das Darlehen und starb zu guter Letzt an seinem Geburtstag an einem Herzinfarkt, nur einige Tage, bevor die Bank grünes Licht für den Kredit gab. Mein Grossvater Hugo Mendel schritt nun in einer Reihe hinter tausend anderen jüdischen Anwälten, während ein unsichtbarer Finger auf sie gerichtet war, um ihnen den Weg zu weisen: nach links zum Leben oder nach rechts zum Tod.<sup>14</sup>

14 Eine Anspielung auf die Selektionen in Auschwitz.

Meine Mutter selbst arbeitete mittlerweile als Sekretärin für den schlaksigen, deutschstämmigen Anwalt Erwin Lichtenstein in Tel Aviv, einer von denen, die man nach links gewiesen hatte – zum Leben. Er war acht Jahre jünger als Hugo, sprach fließend Hebräisch und Deutsch und führte eine erfolgreiche Kanzlei auf der Allenby-Strasse. Im Jahr 1933, als er in Deutschland seine Gerichtszulassung verloren hatte, war er Syndikus der Jüdischen Gemeinde in Danzig geworden. Nach seiner Auswanderung nach Israel hatte er die dortigen juristischen Examina abgelegt, und nun war er Spezialist für Wiedergutmachungsangelegenheiten der Juden von Danzig, das wegen seines halb-autonomen Status vor dem Krieg besonderen rechtlichen Konditionen unterlag.

Mit einem Notizblock in der Hand betrat meine Mutter nun täglich Dr. Lichtensteins Büro und nahm Diktate auf, und ich stelle ihn mir vor, wie er beim Diktieren von Briefen auf und ab ging. Nicht nur sein Körper ist hoch aufgeschossen, auch sein Kopf ist länglich und ein wenig geneigt. Ich bin mir sicher: Jedes Mal, wenn sie ihre wilden stenographischen Notizen (die nur sie allein zu entziffern vermochte) aufs Papier warf, schwang in ihrem Hinterkopf mit: «So hätte es auch mit meinem Vater sein können, oder: «Ich erinnere mich, wie mir Vati genau dasselbe juristische Konzept erläutert hat.» Und später, wenn sie den Brief an ihrem Schreibtisch in die Maschine tippte, wird sie gedacht haben: «Das hätte auch mein Vater machen können. Er kann das machen. Vielleicht ist es noch nicht zu spät.»

Es hat eine Zeit gegeben, da meine Mutter hoffte, persönlich die Ehre ihres Vaters retten zu können, und für einen Augenblick im Jahre 1948 sah es so aus, als würde sie selbst den Weg einer Juristin einschlagen. Ungefähr zehn Jahre zuvor, im Jahr 1939, hatte Mirjam eines Tages verkündet, sie werde das Gymnasium abbrechen und an eine Berufsschule gehen, um dort Stenografie und Maschineschreiben zu



lernen. Ihre Eltern versuchten sie davon abzuhalten. Sie habe eine vielversprechende Zukunft vor sich, und keine Universität würde sie ohne das Abschlusszeugnis eines regulären Gymnasiums aufnehmen.

Doch Mirjam war fest entschlossen, die Schule abzubrechen. Sie konnte nicht länger in der Bank sitzen und sich mit Literatur oder Geschichte beschäftigen, ohne ihren Eltern unter die Arme zu greifen. Sie nahm den täglichen Kummer ihrer wirtschaftlichen Talfahrt wahr. Sie wurde Zeugin ihrer Streitereien. Sie schliefen nun in zwei getrennten Zimmern – Hugo im selben Zimmer wie Raphi, Lucie im selben Zimmer wie sie. Und Mirjam sah, wie ihre Mutter frühmorgens aufstand, um ihre Schicht im Café Palatin um sechs Uhr zu beginnen, und wie ihr Vater als Vertreter die Eisenwarenhandlungen abklapperte und danach im Hof des Lagers sass, umgeben von Haufen von Stacheldraht. So wechselte sie auf eine Berufsschule, fand einige Monate später eine Anstellung als Schreibkraft bei einem der Jecke-Anwälte der Stadt und begann, zum Familieneinkommen beizutragen.

Ohne gymnasialen Abschluss glaubte sie nicht, jemals Jura studieren zu können, aber 1945 erfuhr sie von einer Alternative: Wenn sie die Aufnahmeprüfung an der Universität London bestünde, dann dürfte sie an deren Aussenstelle in Tel Aviv studieren. Für einige Monate vergrub sie sich in Mathematik-, Englisch- und Wirtschaftsbücher und legte danach erfolgreich ihre Prüfungen ab. Mit dem Examen in der Tasche schrieb sie sich an eben jener Aussenstelle der Universität London in Tel Aviv für Abendkurse ein und war nun Jurastudentin. Im Januar 1948, als sie aus London die telegraphische Nachricht von der bestandenen juristischen Zwischenprüfung erhielt, war sie fast so stolz wie ihr Vater.

Doch 1948 ereigneten sich andere Dinge. Im Mai endete das Mandat der Engländer für Palästina, der Staat Israel wurde ausgerufen, und der israelische Unabhängigkeitskrieg begann. Meine Mutter wurde als Schreibkraft beim Oberkommando in der jungen israelischen Armee rekrutiert, wo sie einen jungen Offizier namens Yehuda Rosen kennenlernte. Als der Krieg vorbei war, hatte sich alles

verändert: Das Jurastudium war jetzt nur noch auf einer israelischen Hochschule möglich, und auf einer solchen durfte man sich nur mit einem ordnungsgemässen Schulabschluss einer weiterführenden Schule immatrikulieren. Als Eva zur Welt kam, wurde der Traum vom Studium noch unrealistischer. Als ich auf die Welt kam, hatte sich der Traum fast in Luft aufgelöst. Als mein Vater acht Monate später starb, war der Traum mit ihm gestorben.

Eines Tages sassen Lucie und Hugo im Café Blum, um ihren üblichen Kaffee zu sich zu nehmen, und als sie gerade darüber nachdachten, dass Wiesbaden *judenrein* war (Lucie benutzte diesen Nazi-Ausdruck in sarkastischer Weise), erblickten sie ein anderes Ehepaar aus Tel Aviv, die Alexanders. «Wenn ich in Tel Aviv gewesen wäre, hätte ich mich nicht so sichtbar gemacht» schrieb Lucie, «aber hier sprang ich auf wie von einer Tarantel gestochen.» Die Alexanders setzten sich zu ihnen und erzählten, sie seien in einer kleinen Stadt in der Nähe, in *Königstein im Taunus*, untergekommen. Die Mendels müssten sie unbedingt besuchen, um den Charme des Kurorts zu bewundern.

Einige Tage später nahmen Hugo und Lucie den Bus. Wie versprochen, verzauberte sie die Stadt, vor allem aber der Taunus mit seinen waldreichen Hängen im Umland. Doch auch dieser Besuch entfachte wieder Lucies Wut auf Deutschland. Er mache ihr deutlich, wie viel sie in den vergangenen Jahrzehnten verloren hätten, erklärte sie. Sie hoffe aber, dass ihre Liebsten zu Hause diese Schönheit eines Tages auch sehen könnten. Lucie wunderte sich selbst über die Missgunst und den Hass, die in ihr brodelten, und gab zu, sie sei nicht stolz auf diese Seite ihres Charakters. (Als ich *Königstein im Taunus* besuche, wird mir ziemlich klar, warum Lucies Wut hier wieder an die Oberfläche kam. Der Inhaber einer Parfümerie, der sich in der Lokalgeschichte gut auskennt, berichtet mir, dass bei den

Bombenangriffen im Krieg nur zwei oder drei Häuser getroffen wurden, das heisst, diese Stadt sah weitgehend noch so aus wie jenes Deutschland, das Lucie vor dem Krieg gekannt hatte.)

Ihr Gefühlsaufruhr verband sich nun mit der völligen Abgrenzung von der deutschen Lebensweise. Sie hatte genug von allem Deutschen. Die ständigen Grussformeln «*guten Abende guten Tag, guten Morgen, guten Appetit*» gingen ihr auf die Nerven, und sie betrachtete die deutsche Angewohnheit, Fremde auf der Strasse zu grüssen, als Dummheit. Sogar die Kurhauskonzerte, die sie und Hugo früher so gern gemocht hatten, bezeichnete sie nun als «*ein grosses Goyim naches*»<sup>15</sup>.

Nicht, dass sie für jüdische Gebräuche viel übriggehabt hätte. Am folgenden Tag war Jom Kippur, der höchste jüdische Feiertag, und als Frau Alexander von Lucie wissen wollte, ob sie die Fastenzeit einhalte, rechnete Oma aus, dass sie drei Deutsche Mark sparen würde, wenn sie fastete.

«Ich werde nicht fasten, um drei Mark einzusparen», sagte Lucie und erntete Gelächter.

Diese aufmüpfige Haltung gegenüber Religion (und ganz sicher gegenüber religiöser Bevormundung) gehörte zum Lebensstil der beiden, zu unserem Lebensstil. Das einzige Mal im Jahr, dass meine Mutter Brot backte, war zum Passahfest, weil die Geschäfte dann kein Brot verkauften. Hugo war auf diesem Gebiet noch streitbarer, und er war dafür bekannt, dass er an Jom Kippur auf dem Balkon zu sitzen und Weintrauben zu essen pflegte. Eine Art von Tradition. Eine Weintraube nach der anderen schob er in seinen Mund, und Lucie versuchte ihn zu bewegen, von da draussen hereinzukommen. Man müsse doch die Leute nicht provozieren. Doch die Weintrauben waren gut, und Hugo war stur. Stur und Anwalt mit einem klaren Bewusstsein von den Bürgerrechten, und bekanntermassen habe doch jeder

15 Jiddisch: eine grosse Freude der Nicht-Juden. Der Ausdruck bezieht sich auf Aktivitäten, an denen Nicht-Juden (nicht aber Juden) ihre Freude haben.

das Recht, in seiner Privatsphäre zu tun und zu lassen, was er wolle, im Rahmen der Gesetze natürlich. Und soweit er es überblicke, gebe es kein Gesetz, das Menschen die Nahrungsaufnahme an Jom Kippur verbiete.

An meinem letzten Abend in Wiesbaden mache ich einen abschliessenden Bummel durch die Stadt. Es nieselt. Meine Füsse tragen mich zu meinem Stammcafé Blum. Die Bedienung mit Brille, die mich schon etliche Male bewirtet hat, kettet emsig die Stühle draussen zusammen. Nein, das Café schliesse noch nicht, doch niemand werde bei Regen draussen sitzen wollen. Ich nehme Platz und bestelle eine Kartoffelsuppe, genau das Richtige bei diesem Wetter. Meine Mutter kochte ihre Kartoffelsuppe so dick, dass ich mit meinem Löffel Bahnen darin zog und auf ihnen in die Ferne fuhr, bis sie sich nach und nach schlossen. Doch die Suppe, die ich vorgesetzt bekomme, ist von anderer Art, viel dünner, mit einem Würstchen.

Als ich das Café Blum verlasse, kommen zwei junge, schwarz gekleidete Frauen auf mich zu. Die eine, mit einer grossen Kamera in der Hand, fragt mich auf Englisch, wie man zu einem bestimmten Kino gelange. Ich bemerke ihren starken israelischen Akzent und frage, ob sie Hebräisch spreche. Ja, bestätigt sie. Ein wenig überrascht erklärt sie, man sei in Eile. Auf einem Festival werde ein von ihnen gedrehter Film vorgestellt. Es müsse irgendwo in der Nähe sein. Ob ich wisse, wo es sei? Ich frage, ob sie einen Stadtplan hätten. Ja, haben sie, aber sie wüssten nicht, wie die Strasse heisse. Es sei ein kleines Kino, ein Programmkino. Ob ich wisse, wo es sei? Nein, leider nicht. Ich frage sie nach dem Film, doch sie haben keine Zeit für den Typen, der so viele Fragen stellt, und eilen davon – zwei schwarze Silhouetten im Regen, und ein Mann mit Regenschirm, der ihnen nachblickt, voller Sehnsucht nach einer dicken Kartoffelsuppe.

Als meine Mutter mir von Hugos Freitod erzählte, sagte sie, Hugo habe Deutschland entbehrt, doch das war nicht in mich eingedrungen, was insofern erstaunlich ist, als ich nachvollziehen kann, was Sehnsucht bedeutet. Auch ich bin ein Migrant, obwohl ein ganz anderer als Hugo. (Ich wurde nicht aus meinem Land hinausgejagt. Die Gestapo tauchte nie vor meiner Haustür auf. Ich wurde nie verfolgt.) Obwohl sie mir sagte, Deutschland habe ihm gefehlt, war es irgendwie in meinem Innersten unverständlich, wie jemand Deutschland vermissen konnte nach alledem, was dort geschehen war. Das Problem lag darin, dass ich nicht bedacht hatte, wie unterschiedlich sich Vermissen anfühlen kann. Wenn mir Israel fehlt, dann vermisse ich nicht unbedingt das Israel von heute, sondern das Israel meiner Kindheit und die Menschen wie meine Mutter und meine Oma. Das ist so einleuchtend, und doch habe ich irgendwie nicht begriffen, dass Hugo Deutschland in ähnlicher Weise vermisste wie ich Israel. Ausserdem übersah ich einen weiteren Aspekt. In dem Masse, wie ich in Kalifornien im Laufe der Jahre Wurzeln geschlagen habe, fehlte mir Israel, wie ich feststellte, zusehends weniger, jedenfalls nicht in derselben Weise wie in meinen ersten Jahren in Amerika. Bei Hugo war es wahrscheinlich umgekehrt. In dem Masse, wie ihre Lage in Tel Aviv schwieriger wurde, wird er diese und jene Momente seiner Kindheit oder seines beruflichen Werdegangs verklärt haben, und die Sehnsucht nach seinem Deutschland wird stärker geworden sein.

Ich gehe noch einmal zum Kurhaus, und mit einem Mal tut Hugo mir leid. Das Gefühl fliegt mich ganz plötzlich an. Als ich mir Lucie und Hugo vorstelle, wie sie hier 1925 spazieren gingen und ihr kleines Mädchen an den Händen hielten, versetzt es mir einen Stich durchs Herz, besonders wenn ich an ihn denke, und zum ersten Mal fühle ich mich ihm ein wenig näher.

Das Kurhauscafé, in dem meine Mutter den Schokoladenpudding erbrach, ist jetzt geschlossen. Ein Obdachloser sitzt unter dem Vordach und schaut in den Regen. Ich werfe noch einmal einen Blick auf den Park und die Wege, die sie damals, im Jahre 1925, entlanggegangen sind, und ich sage mir dass es wohl das letzte Mal in meinem Leben sein wird, dass ich dies sehe. Ich halte die Glastür, die zum Park hinausführt, geöffnet und nach einem kurzen Augenblick schliesse ich sie hinter mir und schreite durch die eindrucksvolle Eingangshalle zum Restaurant des Kurhauses.

Nach der Suppe mit der Brotbeilage bin ich nicht mehr hungrig, doch ich finde, dieser Besuch habe einen besseren Abschluss verdient. Ein Begriff auf der Speisekarte des Kurhausrestaurants gewinnt meine Aufmerksamkeit: *Omas Himbeer teller*. Nicht, dass meine Oma dies jemals aufgetischt hätte, aber ich brauche jetzt etwas behaglich Labendes. Ein Pianist spielt eine populäre Melodie. Am Nebentisch isst ein Dutzend junger Leute zu Abend. Sie kommen aus aller Herren Ländern, vielleicht Mitarbeiter eines Hightech-Unternehmens oder eines Pharmakonzerns. Mein Teller ist mit einer ungeheuren Menge Beeren überhäuft, dazu gibt es ein Schälchen mit Zucker, Sahne und eine süß-saure Sauce. Oma, die *Oma* von irgendjemandem, hat die Erwartungen nicht enttäuscht.

Nach dem Dessert gehe ich noch einmal hinaus, um einen kurzen Blick in den Park zu werfen. Eine junge Frau in weissem Sportzeug joggt durch den Regen. Der Obdachlose ist verschwunden. Drei junge Männer, grau und schwarz gekleidet, spielen Boule.

«Yessss!» ruft einer von ihnen auf Englisch aus, als seine Kugel am nächsten zur Zielkugel liegen bleibt.

Fast kann ich Hugo, Lucie und ihre kleine Tochter vor mir sehen, wie sie den Weg entlang spazieren, und es fällt mir schwer, sie hier zurückzulassen.



Düsseldorf.

«Und dann geht's weiter nach Hamm ...»

Nach Jom Kippur fassten Lucie und Hugo den Entschluss, dem Kurort den Rücken zu kehren. Vermutlich konnten sie das ihnen angebotene Verwöhnprogramm in Wiesbaden nicht mehr ertragen. Anscheinend waren sie nun fest entschlossen, der Achse des Leids zu folgen: Hamm, Hannover und vielleicht darüber hinaus noch andere Orte. «In Düsseldorf werden wir den Radschlägern «Hallo» sagen», schrieb Lucie auf einer Postkarte an meine Schwester und mich, «und dann geht's weiter nach Hamm, wo *Ima le* (Marni) und Raphi geboren wurden.» Die Postkarte zeigte fröhliche Kinder beim Radschlagen, eine bekannte Tradition in Düsseldorf. Oma klang dermassen gutgelaunt, dass Eva und mir, als unsere Mutter uns diese

Postkarte vorlas, womöglich vorschwebte, Oma und Opa würden sich den ganzen Weg nach Hamm radschlagend fortbewegen.

Der Aufenthalt in Düsseldorf verlief reibungslos. Lucie ging einkaufen, Hugo schrieb Briefe und ruhte sich im Hotelzimmer aus. Dr. Panse fuhr fort, den Ausbau der Psychiatrischen Klinik in der Stadt zu planen. Es war nicht von Belang, dass er im Jahr 1940 psychisch kranke Menschen in den Tod geschickt hatte. Es war nicht von Belang, dass er während der Nazi-Zeit Vorlesungen über «Rassenhygiene» gehalten hatte. Deutschland sah der Zukunft entgegen. Lucie sah der Zukunft entgegen. Dr. Panse sah der Zukunft entgegen. Dieselbe Zukunft, in der sie sich begegnen würden.

Hugo war distanziert und verhalten, was den vorgesehenen Besuch in Hamm betraf. «Es gibt dort nicht viel zu sehen, deshalb werden wir uns dort nicht mehr als einen Tag aufhalten», schrieb er in einem Brief an meine Mutter. Ein längerer Aufenthalt dort, vermerkte er, würde «eine Veränderung der Atmosphäre» bedeuten.

Soweit ich es beurteilen kann, hatten Hugo und Lucie niemandem in Hamm ihre Besuchsabsichten mitgeteilt, mit Ausnahme eines jüdischen Freundes aus einer anderen Stadt, der sie dort treffen würde. Ich nehme an, dass sie auch Kontakt mit Friedrich Kieserling aufgenommen hatten, jenem Anwalt, der Hugo bei seinem Anspruch auf Entschädigung für den Verlust seiner Zulassung unterstützt hatte. (Kieserling war auch einer jener örtlichen Anwälte gewesen, der 1933 versucht hatte, Hugo zu helfen, indem er ihn bei dessen Antrag auf Ausstellung einer Unbedenklichkeitsbescheinigung unterstützte. Diese war für die Wiederzulassung vor Gericht erforderlich, aber sie wurde ausgeschlagen.)

Ich habe keine Ahnung, was Hugo plante oder erwartete, denn darüber verlor er in seinen Briefen kein Wort. Doch konnte er nicht, und sei es nur für einen kurzen Moment, mit dem süßen Traum eines Exilanten spielen? Zum Beispiel dem Präsidenten des Oberlandesgerichts zu begegnen, der ihm damals verkündet hatte, er



könne kein Anwalt mehr sein, da er nicht zur «arischen Rasse» zähle, oder einem Kollegen, der damals nicht dagegen protestiert hatte. Und nach anfänglichem Schock würden sie ihn fragen, was er denn jetzt so vorhabe, und würden dann, leicht zögernd, die Frage stellen, ob Dr. Mendel in Erwägung ziehe zurückzukehren? Man benötige Menschen wie ihn.

*Ach!* Er sei mit anderen Dingen beschäftigt, wird er ihnen antworten, mit wesentlich wichtigeren Dingen. Sie hätten doch sicherlich von dem jüdischen Staat gehört, nicht wahr? Ja, grossartige Dinge ereigneten sich dort.

Nein, nein. Dies klingt nicht glaubhaft. Es liege nicht daran, dass er mit Arbeit überhäuft sei, wird er ihnen erklären, er verfüge eigentlich über viel ungenutzte Zeit, aber er würde niemals mehr einen Fuss in ein deutsches Gericht setzen. Früher einmal, da habe er den grössten Respekt vor dem deutschen Justizwesen gehabt. Er erinnere sich daran, wie stolz er war, wenn er als Jurastudent von der Unabhängigkeit des Rechtswesens gegenüber dem Staat hörte – dass Richter dem Gesetz, und ausschliesslich dem Gesetz, unterstellt seien. Und dass ein Bürger einen Prozess gegen den Staat anstreben und gewinnen könne. Doch diese Zeit sei vorbei. Was für ein Hohn! Ihm sei speiübel bei dem Gedanken, wie schleunig das Rechtssystem unter Hitler zerbröckelte. Und nicht viel scheine sich verändert zu haben. Ob die Herrschaften wahrgenommen hätten, was für lächerlich milde Strafurteile Kriegsverbrecher heutzutage bekämen?

Ja, genau dies wird er ihnen in Hamm unter die Nase reiben.



23

Hamm.

«Ich hätte dort noch mehrere Tage zubringen können.»

Ich fahre nach Hamm mit Dr. Paul Otto Samuelsdorff, dem Sohn von Dr. Erich Samuelsdorff, der hier 1954 starb – zu jener Zeit, als er mit dem Versuch beschäftigt war, seine Anwaltskanzlei neu aufzubauen. Wenn die Anwälte, die Hugo in Frankfurt traf (Ernst Katzenstein und Manfred Herzfeld), den verhältnismässig glücklichen Ausgang einer Lebensgeschichte personifizieren, dann steht Samuelsdorff senior für einen traurigen Ausgang. Ich holte Paul Otto von seiner Kölner Wohnung ab. Er ist um die achtzig, sieht aber prächtig aus für sein Alter – für jedes Alter: gebräunt, gut in Form, mit dichtem grauem Haar. Wir sprechen Hebräisch, eine der fünfzehn oder mehr Sprachen, die er beherrscht (einschliess-

lich Suaheli, das er in Kenia gelernt und gelehrt hat). Er trägt einen Blazer, der ihm etwas zu gross ist und ihm ein professorales Aussehen verleiht. Nachdem er sowohl in der britischen als auch der israelischen Armee gedient hatte, kehrte er 1956 von Tel Aviv nach Deutschland zurück. Er studierte Linguistik und Philosophie und war Dozent für Linguistik an der Universität zu Köln.

Als er die Tür öffnete, begrüßte ich ihn mit: «Shalom, Dr. Samuelsdorff.»

«Nenn mich Saul», entgegnete er auf Hebräisch mit einem leichten deutschen Akzent und schüttelte meine Hand. Ich spürte, wie warm seine Hand war. Auf dem Weg treppab bat ich um Entschuldigung, dass ich zum Abholen mit einem dicken Mercedes gekommen sei. «Ich hatte einen kleineren Mietwagen gebucht, aber man hat mich hochgestuft», erklärte ich, und er lachte.

Wir haben manches gemeinsam, wie wir auf der Fahrt entdecken: Keiner von uns beiden ist grosser Fan von George W. Bush oder Ariel Scharon. Unsere beiden Väter starben jeweils an ihrem Geburtstag.<sup>16</sup> Und allem Anschein nach hat keiner von uns einen ausgeprägten Orientierungssinn. Auf unserem Weg nach Hamm wollen wir Mechtild Brand besuchen, die ein Buch über die Juden von Hamm verfasst hat. Sie lebt in Schwefe, einem kleinen Ort, der fünfundzwanzig Minuten von der Stadt entfernt liegt. Ich habe den vagen Verdacht, dass wir einige Zeit im Kreis gefahren sind, als wir nach dieser Ortschaft Ausschau hielten, die sich uns zu entziehen schien.

Paul Otto (Saul) hat eine ganz ähnliche Kindheit erlebt wie meine Mutter. Vor 1933 fühlten sie sich als Juden nicht allzu andersartig. Er kann sich nur an einen einzigen Zwischenfall von Antisemitismus in einem Ferienlager erinnern. Sonntags besuchten die jüdischen Kinder die hebräische Schule in einem der Synagoge angeschlossenen Klassenraum.

<sup>16</sup> Emanuel Rosens Vater starb laut jüdischem Kalender an seinem Geburtstag.

Hier lernten Mirjam und Paul Otto (der ein Jahr jünger als meine Mutter ist) gemeinsam. Hugo gehörte zu den Repräsentanten der Jüdischen Gemeinde Hamm und kümmerte sich in dieser Funktion auch um die Belange der Synagoge. Wie dies mit seiner Angewohnheit zusammenpasste, an Jom Kippur Weintrauben auf dem Balkon zu essen, ist mir ein Rätsel. Ich frage mich, ob Oma und Opa bei ihrem Besuch in Hamm auch an der Synagoge Halt machten, an deren Stelle heute ein Parkplatz angelegt ist. Mechtild wird es bestimmt wissen (wenn wir bloss jemals ihr Kaff finden). Sie wird vielleicht auch wissen, mit wem sie in Hamm zusammentrafen und ob sie das Gerichtsgebäude aufgesucht haben.

Das Gebäude des Oberlandesgerichts ist ein weiterer verbindender Baustein zwischen Paul Otto und mir. Sein Vater und mein Grossvater Hugo gehörten beide einem exklusiven Kreis von Anwälten an, die berechtigt waren, vor dem Oberlandesgericht aufzutreten. Ein Schreiben vom 1. April 1933 setzte meinen Grossvater über seine Beurlaubung in Kenntnis und nannte den Namen eines einzigen jüdischen Anwalts, der «einstweilen» vor Gericht auftreten dürfe. Dieser Anwalt war Dr. Erich Samuelsdorff, der im Ersten Weltkrieg als Offizier gedient hatte. Paul Otto erzählt mir, dass, als in jenem Monat Verhaftungen von Juden einsetzten, sein Vater den Uniformrock mit dem Eisernen Kreuz ordentlich über einem Stuhl bei der Wohnungstür zurechtgelegt habe. Wenn sie kommen sollten, um ihn zu holen, dann würde er seinen Uniformrock mit dem Eisernen Kreuz anlegen und als stolzer deutscher Offizier nach draussen auf die Strasse schreiten. Doch sie kamen nicht.

«Ich glaube, das nächste Dorf könnte es sein», mutmasst Paul Otto. Ich bin optimistisch.

Zu Hugo *kamen* sie. Die elfjährige Mirjam wollte von ihrer Mutter wissen, was es mit dem Lärm an der Eingangstür auf sich habe. Lucie sagte ihr, das seien bloss ein paar unzufriedene Mandanten des Vaters, aber alles würde gut ausgehen. Lucie und Hugo unternahmen alles Erdenkliche, um ihre Kinder abzuschirmen.

Als das Mobiliar des Hauses versteigert wurde, sorgten sie dafür, dass die Kinder nicht anwesend waren. Als die Familie Hamm verliess, taten sie so, als sollte es zu irgendeinem Erholungsort in den Urlaub gehen, was übrigens halbwegs stimmte. Lucie und die Kinder fuhren wirklich in einen kleinen Schweizer Urlaubsort am Vierwaldstättersee, nach Weggis, wo sie auf Hugo warteten, der derweil nach Süddeutschland gefahren war, um dort Maschinen für die Fabrik zu kaufen. Auf ihrem Weg nach Palästina machten sie mit den Kindern Station in Rom, Neapel und Athen. Urlaub.

Ich hatte Mechtild bereits bei meinem Besuch in Hamm 1994 kennengelernt, zwei Jahre nach dem Tod meiner Mutter. Sie holte mich damals vom Bahnhof ab, der noch genauso aussah wie 1956. Ich kann mir daher gut ein Bild davon machen, wie meine Grosseltern Lucie und Hugo von Düsseldorf hier mit dem Zug ankamen und sich zwischen all den anderen Reisenden zum Bahnhofsausgang bewegten, womöglich Händchen haltend.

Paul Otto und ich haben endlich das Schild erblickt, das die Einfahrt in den Ort Schwefe verkündet. Mechtild begrüsst uns an der Haustür mit einem freundlichen Lächeln. Sie hat graues Haar, Wangen mit einem Hauch Rosa und stellt eine Mixtur aus Integrität und Sarkasmus dar, die mich an meine Mutter erinnert. Paul Otto hat sich mehrmals mit ihr getroffen, als sie an ihrem Buch schrieb, und obwohl ich ihr erst einmal begegnet bin, kenne ich sie bereits indirekt über die Briefe meiner Mutter. Die sich entwickelnde Freundschaft der beiden fand durch den Tod meiner Mutter drei Jahre nach ihrem ersten Treffen ein jähes Ende, doch in dieser Zeit hatten sie es zu etlichen Briefen, Telefongesprächen, einem Besuch im Kibbuz meiner Schwester Eva und zu einem Zweitages-Trip in die frühere DDR gebracht.

Mechtild hat zwei Katzen, die ihr manchmal von den benachbarten Feldern Geschenke in Gestalt von toten Viechern mitbringen. «Das ist ihre Art, sich am Haushaltsbudget zu beteiligen» sagt sie. Wir nehmen Platz in ihrem kleinen, gemütlichen Wohnzimmer. Sie bietet uns leckere Pflaumen an, die sie im Dorf von Bäumen, die jedermann zugänglich sind, gepflückt hat, und Plätzchen, gemeinsam gebacken mit ihrer siebenjährigen Enkelin.

«Ihre Grosseltern sind nie nach Hamm gekommen», sagt Mechtild, als hätte sie meine fragenden Gedanken lesen können. Ich bin überrascht, aber nicht schockiert. Beim Durchgehen der Briefe meiner Grosseltern von ihrer Reise war mir aufgefallen, dass kein Brief ihren Besuch in Hamm beschreibt. Vielleicht, so dachte ich, war der Brief verloren gegangen. Oder aber – vielleicht wahrscheinlicher – der Besuch war dermassen schmerzvoll gewesen, dass sie bis zu ihrer Rückkehr nach Israel gewartet hatten, um meiner Mutter Aug in Aug darüber zu berichten. Nun stellt sich heraus, dass sie nie nach Hamm gefahren sind.

«Sie finden alles hier in dieser Mappe», sagt mir Mechtild und öffnet einen dicken Aktendeckel voller Dokumente. Nach einigen Minuten des Durchstöberns zieht sie einen Brief hervor und liest ihn mir vor. Es ist eine eidesstattliche Erklärung von Dr. Goldstein aus Düsseldorf, der am 19. und 20. September 1956 Hugo untersucht und ihm empfohlen hat, nicht in die Stadt zurückzukehren, die er vor dreiundzwanzig Jahren verlassen hatte.

Ich betrachte den hässlichen braunen Aktendeckel, und mir ist klar, dass die Geschichte kompliziert wird. Als ich Mechtild meine Absicht hatte wissen lassen, nach Deutschland zu kommen, hatte sie mir sogleich mitgeteilt, dass sie für mich eine Akte über Hugo habe, aber ich hatte nicht geglaubt, dass sie so umfangreich ist – Dutzende von Briefen und Dokumenten, sie wiegt bestimmt gut anderthalb Kilo. Der Blick auf diese Akte versetzt mich in Unruhe, und ich fühle mich wie jemand, der sich für einen Lauf über fünfzehn Kilometer angemeldet hat und dann erfährt, er müsse dieselbe Distanz noch einmal laufen. Ich hatte mir vorgestellt,

ich würde den Briefen meiner Grosseltern folgen, und damit hätte es sein Bewenden, aber jetzt beginne ich zu glauben, dass der Karton mit Briefen lediglich der Anfang war und dass diese braune Akte mich woandershin führen wird. Wenn ich zurück in Menlo Park sein werde, würde ich Nadine aufsuchen müssen in der Hoffnung, dass sie mir bei der Übersetzung des neuen Materials helfen wird.

Mir ist klar, dass diese Akte viele Antworten auf meine Fragen enthalten wird, und dabei könnte ich mich totärgern, dass ich nach Deutschland in ein kleines Dorf fahren musste, um dies herauszufinden. Daran ist niemand anderer schuld als ich selber, denn dieses Aktenbündel war auf der Schreibmaschine meiner Mutter zur Welt gekommen in dem Zimmer neben meinem. Als Kind muss ich es tausend Mal gesehen und als einen Teil «der Arbeit meiner Mutter in Deutsch» abgetan haben. Als Erwachsenen, so wird mir jetzt bewusst, hatte meine Mutter mir diese Akte zusenden wollen, doch ich hatte dies ausgeschlagen. «Was soll ich mit diesem Haufen an Dokumenten auf Deutsch?», muss ich bei mir gedacht haben. Und selbst als meine Mutter gestorben war und meine Schwester und ich ihre Papiere sichteten, hielten wir diese Akte einige Augenblicke lang in der Hand, bevor wir sie, den hinterlassenen schriftlichen Anordnungen unserer Mutter folgend, an Mechtild schickten. Erst später würde ich erkennen, was für ein Glück wir hatten, dass Mechtild dieses Aktenbündel aufbewahrt hat, denn ohne es hätte ich die Rolle meiner Mutter in dieser Geschichte nicht kennengelernt.

Mechtild wird morgen in mein Hotel kommen, um mir einen Überblick über den Inhalt des dicken Bündels zu geben. Sie begleitet mich nach draussen, und ich entschuldige mich für den dicken Mercedes, der wie ein eingebildeter Fatzke neben Mechtilds Kleinwagen wirkt: Ich hätte eigentlich einen kleineren Mietwagen gebucht, aber man habe mich hochgestuft. Mechtild lacht: Sie habe sich schon gefragt, was ich mit solch einem riesigen Auto anstellen wolle.

Paul Otto und ich fahren nach Hamm, dieses Mal finden wir problemlos dort hin. Beim Spaziergang durch die Stadt weist er mich auf ein kleines Hakenkreuz hin, das jemand mit Filzstift an eine Mauer gemalt hat. «Sie hassen mich. Ich hasse sie» sagt er. Trotz seiner achtzig Jahre kann ich kaum mit ihm Schritt halten. Wir gehen zum Ostring, um das Haus seiner Familie zu sehen. Es ist eine grosse Villa, und mir kommt die winzige Wohnung in den Sinn, in der sein Vater, zurück in Hamm, gestorben war. Paul Otto zeigt mir auch das Haus eines anderen jüdischen Anwalts, Dr. Griesbach, der mit seiner Familie gleich nebenan wohnte. Einmal hatten nicht-jüdische Kinder Paul Ottos Bruder gegenüber verkündet, die Juden hätten Jesus getötet. Der Bruder habe kurz überlegt und dann erwidert: «Das war ganz sicher keiner aus unserer Familie. Vielleicht war das einer von den Griesbachs.»

Am nächsten Tag kommt Mechtild in mein Hotel, und wir verbringen mehrere Stunden mit dem Sichten einiger wichtiger Unterlagen in dem dicken Aktenbündel. Es handelt sich um eine Hugo betreffende Entschädigungsklage, aufgesetzt von Dr. Lichtenstein, dem Chef meiner Mutter in Tel Aviv. Ich muss niesen – vielleicht von dem Staub, der auf der alten Akte aus dem Schlaf gerissen wurde –, und Mechtild wünscht mir *Labriut*, Gesundheit. Sie hat ein Jahr lang in Israel in einem Dorf für Erwachsene mit körperlichen, geistigen und seelischen Einschränkungen einen Freiwilligendienst geleistet<sup>17</sup> und hat überdies genug israelische Gäste in Hamm aufgenommen, um sich mehr als nur ein paar Worte Hebräisch anzueignen.

17 Gemeint ist die kibbutz-ähnliche Dorfgemeinschaft Kfar Tikva («Dorf der Hoffnung») in der Nähe der Hafenstadt Haifa, in der mehr als zweihundert Erwachsene mit Behinderung leben. Zu den Mitbegründern des Dorfes gehört auch Hanna Schuster, geb. Meyberg, aus Hamm.



Ihre Beziehung zu den Juden von Hamm begann 1963, nachdem es ihr nicht gelungen war, in ihrer Stadt die Mauer des Schweigens um deren jüdische Vergangenheit zu durchbrechen. Zuerst hatte die Stadtverwaltung ihr mitgeteilt, in Hamm hätten gar keine Juden gelebt und somit habe es auch keine Judenverfolgungen gegeben. Dann erfuhr sie, das Stadtarchiv sei verbrannt. Schliesslich verwies jemand sie an die Behörden für Rückerstattungsansprüche, doch die reagierten nicht auf ihre Anfragen. Sie erinnert sich, wie sie einmal, nach einem Tag intensiven Nachforschens, ganz verwirrt nach Hause kam. Eine Freundin ihrer Mutter, immer noch Hitler-Sympathisantin, war bei ihnen zu Besuch, und als sie erfuhr, womit sich Mechtild so intensiv beschäftigte, beschuldigte sie Mechtild lautstark als Verräterin und *Nestbeschmutzer*. Schliesslich fand Mechtild einige Adressen von Hammer Juden, über die Welt verstreut, und schrieb sie der Reihe nach an. Auf diese Art und Weise wurden erste Verbindungen geknüpft (nicht mit meiner Mutter, die zu diesem Zeitpunkt Mechtilds Brief unbeachtet liess).

Mechtild tut ihr Bestes, mir die juristische Materie zu erklären, aber nach einiger Zeit komme ich mir in dem Wust von Dokumenten verloren vor.

«Noch mehr Briefe von Dr. Lichtenstein ...» seufzte ich beim Blättern durch weitere raschelnde Seiten.

«Richtig, aber ich bin davon überzeugt, dass sie alle von Ihrer Mutter geschrieben wurden», gibt sie rasch zu bedenken.

Dazu muss man wissen: Meine Mutter war weit mehr als das, was man sich unter einer typischen Sekretärin in den 1960er Jahren vorstellen mag. Es stimmt, sie nahm Diktate auf und tippte Dr. Lichtensteins Briefe auf der Schreibmaschine, doch mit jedem von ihr getippten Brief lernte sie etwas Neues hinzu. Erwin Lichtenstein hatte in meiner Mutter eine wissensdurstige Elevelin gefunden, die durch ihre Tätigkeit in gewisser Hinsicht ihren Traum vom Jurastudium Wirklichkeit werden liess. Nach einiger Zeit erledigte sie die Angelegenheiten der Kanzlei re-

lativ eigenständig. Dr. Lichtenstein war derjenige, der die Schreiben unterzeichnete, aber sie war vielfach diejenige, die die eigentliche Arbeit leistete.

Nach der Durchsicht weiterer Dokumente stossen wir in der Causa Hugo auf ein Gerichtsurteil, das in Lichtensteins Kanzlei eintraf, als meine Mutter gerade auf Urlaub im Ausland war. Dahinter ein Schreiben von Dr. Lichtenstein an Lucie, in dem er ihnen empfiehlt, noch zu warten, bis meine Mutter in der Kanzlei zurück sei. Mechtild lacht.

«So viel zur Rolle Ihrer Mutter»

Seit Ewigkeiten hatte sich meine Mutter geweigert, nach Deutschland zu reisen. Während Dr. Lichtenstein zusammen mit seiner Frau Deutschland regelmässig beruflich aufsuchte oder dort Urlaub machte, lehnte meine Mutter einen Besuch strikt ab. Ich vermute, ein ausschlaggebender Grund dafür waren die Begebenheiten nach der Reise ihres Vaters im Jahr 1956. Hinzu kam, dass sie keinen Reisepartner hatte. Dies änderte sich, nachdem Eva und ich aus dem Haus waren. In unserer Kindheit hatte es keine männlichen Wesen in unserem Haus gegeben, doch jetzt hatte meine Mutter einen sympathischen Lebensgefährten, Hertz Rappaport. 1980 entschieden sie sich zu einer gemeinsamen Reise nach England. Die Wochen vor der Fahrt nutzte meine Mutter, um ihre Angst vor Rolltreppen in den Griff zu bekommen (sie beruhte auf einem schweren Sturz beim erstmaligen Betreten der rollenden Trittbretter), und nachdem sie einen Nachmittag lang in einem Warenhaus in Tel Aviv immer wieder einen tapferen Schritt auf dieses eigenartige Laufwerk getan hatte, war sie bereit. Ein Jahr später, 1981, fassten sie den Entschluss, nach Deutschland zu reisen. Bereits wochenlang vor der Reise arbeitete meine Mutter daran, einen festen Panzer und dicke Mauern um sich herum zu errichten. Allerdings verlief die Reise dann recht unspektakulär. Sie berichtete, alles sehe sehr hübsch aus, wie in England, Frankreich oder Italien. Sie schilderte mir, wie

surreal es ihr vorgekommen sei, am Hammer Bahnhof anzukommen und von dort nach Hause zu gehen, genau wie in Kindertagen. Aber sie liess den Besuch nicht nah an sich herankommen. Erst als sie vor dem Gerichtsgebäude in München stand, wo Hugo einige Male aufgetreten war, packte sie die Wut. Sie war froh, als Deutschland wieder hinter ihr lag.

Damals kannte sie Mechtild noch nicht, und nach dieser Reise war sie nicht gewillt, noch einmal nach Deutschland zu fahren. Einige Jahre später war Mechtild in Israel zu Besuch. Sie begegneten sich zum ersten Mal und begannen einen Briefwechsel. Als meine Mutter eine Einladung der Stadt Hamm erhielt, an einem Treffen ehemaliger jüdischer Bewohner teilzunehmen, wollte sie lieber zu Hause bleiben, doch im Jahr darauf erfolgte wieder eine Einladung, und Mechtild redete ihr freundlich zu, doch zu kommen. Meine Mutter schätzte Mechtild nicht nur wegen ihrer Nachforschungen über die Vergangenheit, sondern auch wegen ihrer Bemühungen, sich für Toleranz in der Gegenwart einzusetzen. So reisten meine Mutter und meine Schwester Eva 1991 zu jenem Treffen nach Hamm. Während mir Mechtild von diesem Besuch meiner Mutter in Hamm berichtet, hält sie unversehens inne.

«Ihre Mutter ist genau ein Jahr vor ihrem Tod in Hamm eingetroffen», sagt sie. «Sie starb am 20. September 1992, und nach Hamm kam sie am 20. September 1991/

Ich muss daran denken, dass meine Mutter sich an die Todestage eines jeden Familienmitglieds erinnern konnte, ausser an den ihrer Grossmutter Nettchen Stern, denn niemand weiss, wo und wann sie genau zu Tode kam. Und ich muss daran denken, dass meine Mutter ein Jahr vor *ihrer jahrzeit*<sup>18</sup> nach Hamm gekommen war, was sie natürlich auch nicht wusste, denn niemand kennt seine Todesstunde (bis auf jene, die sich das Leben nehmen). Während dieses Besuches un-

18 Der jiddische Ausdruck bezeichnet den Cedenktagan den Todeiner Person.

ternahmen meine Mutter, Mechtild und Eva auch eine Fahrt nach Ostdeutschland, und als sie zurück in Hamm waren, nahmen sie an jenem Treffen teil, bei dem sie auch Paul Otto und anderen Bekannten begegneten.

Der bedeutsamste Tag jedoch, so scheint mir, war der Tag vor diesem grossen Treffen. Am Morgen fuhr sie ein junger Mann aus einer Gruppe ehrenamtlicher Mitarbeiter («in dem Ford Fiesta seiner Mutter» wie meine Mutter erwähnte) ins rund fünfundvierzig Kilometer nördlich von Hamm gelegene Münster, wo das Landesarchiv Personalakten von jüdischen Juristen aus der Region aufbewahrt. «Opas Akte wartete schon», schrieb sie mir. Dabei handelte es sich nicht um die Akte, die mir Mechtild gab, sondern eine Dokumentation über Hugos beruflichen Werdegang. Etliche Stunden lang las sie, machte sich Notizen und fertigte Kopien an. Sie bewältigte drei Bände, die all die Bescheinigungen und Abschlusszeugnisse von Hugos Studien- und Anwaltsjahren enthielten: von Zulassungsprüfungen zur Universität, juristischen Examina, Universitätsbelegen, Unterlagen von Gerichten und Anwaltskanzleien aus der Referendarzeit. «Ich hätte dort noch mehrere Tage zubringen können», schrieb sie, aber sie wollte den jungen Mann mit dem Ford Fiesta seiner Mutter nicht noch länger warten lassen. Es gab für sie keinen unmittelbaren Grund, in dem Archiv Nachforschungen anzustellen. Der juristische Fall, der ihren Vater betraf, war schon Jahre zuvor entschieden worden, Mechtilds Buch war bereits veröffentlicht. Meine Mutter wollte einfach nur bei ihrem Vater sein.

Bevor sie das Hotel verlässt, fragt Mechtild, ob ich sehen möchte, wo sich damals die Kanzlei meines Grossvaters befand. Bereits bei meinem Besuch 1994 war ich dort gewesen, aber ich möchte es noch einmal sehen, jetzt, wo ich von dem Bund weiss, der dort zwischen einem Vater und einer Tochter geschlossen wurde. Der Ort ist fünf Minuten zu Fuss vom Hotel entfernt. Ich kenne die Adresse von den grünen Umschlägen in Omas Wohnung:

«Dr. jur. Mendel, Rechtsanwalt u. Notar, Hamm (Westf.), Grosse Weststrasse 24<sup>1</sup>, Fernsprecher 967». Die Strasse ist heute eine Fussgängerzone, und im Erdgeschoss des Hauses Nr. 24 befindet sich bei meinem Besuch eine Metzgerei.<sup>19</sup> Ich schaue empor zum ersten Stock des roten Backsteingebäudes. Es ist hier, wo die damals vierjährige Maschinenschreiberin das ABC lernte. Hier hat er ihr, als sie zehn Jahre alt war, Paragrafen aus dem Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch erläutert. Hier ist das Bündnis zwischen den beiden geschlossen worden. Hier ist es, wo sie vereinbarten, irgendwann eine juristische Partnerschaft einzugehen, ohne zu ahnen, wie sich die Zukunft entwickeln würde.

<sup>19</sup> Siehe Dokumente, Abb. 19.



24

**Menden.  
"Wir erkannten aber nichts."**

**I**m Januar 1946 näherte sich ein amerikanischer Militär) eep der Grenzübergangsstelle zwischen der amerikanischen und der britischen Besatzungszone in Deutschland. Der Militärpolizist (MP) hob den Arm, um die beiden Soldaten im Jeep anzuhalten, falls sie den Schlagbaum, den Stacheldraht und die Hinweisschilder nicht beachten würden. Nach dem Krieg war Deutschland in vier Besatzungszonen aufgeteilt worden – die amerikanische, britische, sowjetische und französische –, und der Übertritt aus einer Zone in die andere war stark beschränkt. Nach sechs Jahren Krieg war Europa mehr als genug in Aufruhr versetzt worden, und die rundherum angebrachten Schilder machten unmissverständlich klar, dass die Gebote «Kein Übergang» strengstens geahndet wurden.

Der Soldat neben dem Fahrer, ein junger Gefreiter, der wie ein Teenager aussah, überreichte dem MP einen Brief seiner Mutter, oder genauer gesagt, er reichte ihm ein Schreiben von General Dwight D. Eisenhower, der einen Brief von der Mutter des Soldaten erhalten hatte. In ihrem Brief bat die Mutter des Soldaten den Kommandierenden General der US-Streitkräfte in Europa, ihrem Sohn eine Sondererlaubnis zu gewähren, ihre Eltern (seine Grosseltern) in Menden zu besuchen, das in der britischen Besatzungszone lag. Einige Monate zuvor waren ihre Eltern nach drei Jahren Internierung aus dem Konzentrationslager Theresienstadt befreit worden, und nun waren sie wieder zu Hause. «Da er augenblicklich in Europa ist, dachte ich, wäre es schön für ihn, seine Grosseltern zu besuchen», schrieb die Mutter des Soldaten. «Es könnte vielleicht die letzte Gelegenheit sein, sie zu sehen.» Der Militärpolizist betrat die Wache, um zu telefonieren, kam nach einigen Minuten wieder heraus und gab seinem Kameraden ein Zeichen, den Schlagbaum zu öffnen. Der amerikanische Jeep fuhr hinüber in die britische Besatzungszone.

Fast sechzig Jahre später sind Mechtild Brand und ich im Auto auf dem Weg nach Menden. Im Gegensatz zu Hamm, der Stadt, der meine Grosseltern aufgrund einer ärztlichen Verordnung aus dem Wege gingen, gibt es in ihren Briefen keinerlei Hinweise, dass sie sich überhaupt einen Besuch in Menden vorgenommen hatten. Das einzige Mal, dass Hugo auf diese Gegend hinwies, war in jenem Brief, in dem er von seinem Bemühen berichtete, auf dem Flug von München nach Amsterdam Hagen auszumachen, und lapidar schloss: «Wir flogen zwar über Hagen, erkannten aber nichts.» Dies verstärkte in mir den Wunsch, Menden aufzusuchen. Vielleicht würde ich ja etwas Näheres erfahren über einen Mann, der keine Neugier auf den Ort bezeugte, in dem er aufgewachsen war. Ich freute mich, als Mechtild mir ihre Begleitung anbot, obwohl ich nicht genau weiss, warum sie dies tat. Vielleicht aus einer Art Verantwortungsgefühl für den Sohn eines ehemaligen Ein-

wohners von Hamm mit mangelhaftem Orientierungssinn. Ich mag ihre Geschichten. Ihre Katzen schleppten gestern Abend drei Geschenke an: zwei tote Mäuse und eine, die noch lebte, jedenfalls als sie abgelegt wurde.

Eine kleine Wiese, an der wir vorbeifahren, erinnert Mechtild an etwas, das meine Mutter ihr einmal erzählte. Oma und Opa fuhren die kleine Mirjam häufig zu einer Wiese, wo man spielen konnte, doch sie bestand darauf, ein Buch mitzunehmen, setzte sich hin und las. Sie hätten es gern gesehen, wenn sie auf der Wiese herumgestromert und die Natur erkundet hätte, doch sie wollte ihre Bücher haben. Ich hatte nie davon gehört, doch es klang glaubhaft: Meine Mutter war der glücklichste Mensch, wenn sie «ein gedrucktes Wort vor ihrer Nase hatte» wie sie zu sagen pflegte. Und es stimmt, dass ihre Eltern (vor allem Lucie) sie gern etwas robuster gesehen hätten. Einmal (und diese Geschichte habe ich einige Millionen Mal gehört) sah Lucie in Hamm drei Jungen, die eine Seifenkiste schoben, und sie stupste Mirjam an, sie solle sie doch um eine Fahrt bitten. Das kleine Mädchen hatte kein Interesse, und so fragte Lucie die Jungen schnurstracks selbst, und als die das verängstigte Gesicht des Mädchens sahen, sagten sie nur allzu freudig ihre Hilfe zu. «Langsam!», bat das Mädchen flehentlich, als die Metallräder übers Kopfsteinpflaster zu hüpfen begannen. Gibt es etwa einen stärkeren Antrieb für drei Jungen mit Seifenkiste als ein Mädchen, das sie anfleht, langsamer zu machen? Meine Mutter hat diese Fahrt nie vergessen.

In Menden haben Mechtild und ich uns mit Franz Rose verabredet, einem Heimatforscher, der ein Buch über die Juden seiner Stadt verfasst hat. Er ist um die siebzig, halb erkahlt und bebrillt, und er trägt eine schwarze Aktentasche, die einige Exemplare seines Buches enthält. Vor seinem Ruhestand war er Handelsvertreter. Er ist ein passionierter Sammler nicht nur von Fakten, sondern auch von Fossilien, Steinen und frühzeitigem Steinwerkzeug. Er kann sich an den Besuch eines amerikanischen Soldaten in seiner Kindheit erinnern. Franz war damals etwa



fünfzehn Jahre alt, und obgleich sechzig Jahre vergangen sind, entsinnt er sich noch bestens an die Schokolade, die ihm der wie ein junger Bursche aussehende Soldat zugesteckt hat. Er weiss auch noch, dass sein Vater ihm davon erzählte, wie Ernst Mendel 1938 aus der Gestapohaft freigelassen worden war, die Hand mit einem dicken Verband umwickelt. Franz' Vater hatte von Ernst erfahren wollen, was vorgefallen war, doch Ernst hüllte sich in Schweigen. Mechtild erklärt, dass Gefangene bei ihrer Freilassung ein Formblatt unterzeichnen und darin Still-schweigen versprechen mussten. Franz führt uns zur *Synagogengasse*. Er erzählt, dass beim Brand der Synagoge die Nachbarn schnell zur Stelle gewesen seien, um das Feuer zu löschen. Ich bin gerührt von solchem Mut einfacher Durchschnittsbürger, die sich hier nicht hatten einschüchtern lassen, doch dann sagt Franz, sie hätten das getan, weil sie ein Überspringen des Feuers auf ihre Häuser befürchteten.

Mein Grossvater Hugo wurde in Unna geboren, rund fünfzehn Kilometer von Menden entfernt, als Sohn von Emilie und Emanuel, einem Lehrer und Kantor der umliegenden Synagogen. Hugo war ein zartes Kind, und als er zwei Jahre alt war, kam sein kräftigerer Bruder Ernst zur Welt. Zwei Jahre später folgte eine Schwester: Liese, die berühmte Tante Liese. In den Ferien besuchten sie immer ihre Grossmutter Bella Samson, die den Laden der Familie in Menden führte, der für die Kinder unzählige Abenteuer bereithielt. In der ersten Etage sahen sie farbenfrohe Stoffrollen oder betasteten Seidenkrawatten und Hosen aus Hirschleder. Ein Paar Treppenstufen höher konnten sie Frauen der umliegenden Bauernhöfe beim Anprobieren der neuesten Mode aus Berlin beäugen. Im zweiten Gebäude, unter dem Firmenschild *Samsons Bettenlager*, wurden Laken und Decken verkauft. Hier rannten sie hinter einer Gänsefeder her, die sich aus einer Daunendecke gelöst hatte, oder beobachteten eine riesige, sich drehende Trommel, in der Decken wie-

der aufgeplustert wurden. Und wenn Grossmutter Bella nicht zur Stelle war, und nur dann, schlitterten sie über den langen gebohnerten Flur im zweiten Stock.

1904, als Hugo dreizehn Jahre alt war, brach seine vertraute Welt von einer Sekunde zur anderen zusammen. Seine Mutter Emilie verstarb nach einer Krankheit, und sein Vater Emanuel schien nicht in der Lage, sich allein um die Kinder zu kümmern. Das Geschäft in Menden, das immer mit Abenteuern verbunden war, wurde nun ihr neues Zuhause, aber kein normales Zuhause. Bella war fast siebzig Jahre alt, und der Tod der Tochter mag zu ihrer Härte beigesteuert haben. Ihr Sohn und stellvertretender Geschäftsführer Max trug noch mehr dazu bei, dass es in diesem Haus unnormaal zuging.

Max hatte keine eigenen Kinder. Er wohnte neben dem Geschäft mit seiner zierlichen Haushälterin, Frau Brinkschulte, die auf dem Dachboden ihre Bleibe hatte (so zumindest erinnerte sich Martin). Offiziell war Max Samson Jude, und sein Name findet sich tatsächlich in einem Verzeichnis der kleinen Synagogengemeinde in Menden, aber anscheinend war er kein regelmässiger Synagogengänger. Ganz im Gegenteil: Martin hatte die Schweinekeulen in Erinnerung, die auf Max' Dachboden zum Räuchern hingen. Max war ein leidenschaftlicher Jäger. An Wochenenden ging er in den Wald, mit einem grünen Alpenhut auf dem Kopf, mit seinem Jagdgewehr und seinem heissgeliebten Hund Wolf, der vorauslief. Er hielt sich gern unter freiem Himmel auf, und auch seine Fenster im Haus hatten offen zu bleiben. In kalten Morgenstunden sah man Frau Brinkschulte, wie sie zähneklappernd die Bettdecke von Meister Samson über die Fensterbrüstung legte. Obwohl ich diesem Mann nie begegnet bin, löst er bei mir Angstgefühle aus, weil mir der Gesichtsausdruck meiner Mutter vor Augen ist, wenn sie über den übelgelaunten und aufbrausenden *Onkel Max* sprach. Am liebsten machte er ihr Angst mit Geschichten über Hexen und Zigeuner, die Kinder in den Wald verschleppen. Er trank auch gerne, und seine Wutausbrüche blieben in der Familie

Gesprächsthema noch Jahre nach seinem Tod. Als die drei Mendel-Geschwister nach Menden übersiedelten, sahen sich Ernst und Hugo vor einer neuen Aufgabe: sich selbst und ihre kleine Schwester Liese vor Onkel Max zu schützen. Hugo war der «Anwalt» und Ernst der mit der Körperkraft.

Nach dem Abitur wollte Hugo Menden vermutlich so weit wie möglich den Rücken kehren, weg von Onkel Max, weg von der Provinzialität Mendens, doch hauptsächlich weg von der Berufsperspektive eines Kaufmanns, die aller Wahrscheinlichkeit nach hier sein Schicksal gewesen wäre. Er wollte mehr. Auch Liese verließ Menden, sobald sich die Gelegenheit bot. Lediglich Ernst blieb und heiratete Else, die Tochter von Sally und Malchen Leven, die ein Schuhgeschäft in der Stadt hatten. Mittlerweile lebte Bella nicht mehr. Max stand der Verbindung von Else und Ernst, der nun die Nummer zwei im Geschäft war, ablehnend gegenüber und stritt sich ständig mit ihnen. Ernst war der Vorsitzende des Mendener Sportclubs, und Max war der Jäger. Der Konflikt zwischen ihnen wurde zwar nicht mit Waffen, aber gelegentlich mit Fäusten ausgetragen.

Franz führt uns zum jüdischen Friedhof. Bella und Max starben beide vor dem Krieg-Bella 1918 und ihr Sohn Max 1937. Er ist womöglich der letzte Mensch, der hier beerdigt wurde. Franz weist mit dem Finger auf einen verborgenen Toreingang im Dickicht und erläutert, dass er in einen unter dem Friedhof angelegten Luftschutzkeller führt. Womöglich glaubten die Mendener Bürger, das sicherste Versteck vor den Bomben der Alliierten sei unter den Gräbern von Bella und Max und all ihren anderen toten jüdischen Nachbarn.

Der amerikanische Soldat und sein Fahrer stellten ihren Jeep auf dem Platz vor dem Mendener Rathaus ab, als der Soldat hörte, wie jemand seinen Namen rief,

in westfälischem Tonfall, wie er ihm seit acht Jahren nicht mehr zu Ohren gekommen war.

«Martin Mendel!»

Es war Martins Freund aus der Volksschule, Walter Kordier, der, weil er den Nazis als «Halbjuden» galt, während des Krieges einige Zeit in einem Zwangsarbeiterlager verbracht hatte. Von hier eilte Martin zu dem Haus seiner Grosseltern. Das Schaufenster des Schuhgeschäfts im Untergeschoss war mit Holzplatten vernagelt. Im Obergeschoss fand Martin die Eltern seiner Mutter, Sally und Malchen Leven, vor. In den acht Jahren (drei davon im KZ) hatten sie sich verändert, doch sie zählten sicher nicht zu den ausgemergelten Überlebenden, die Martin einige Monate zuvor in Dachau gesehen hatte, wie sie sich im Schnee schleppend vorwärtsbewegten. Seine Grossmutter Malchen war auf dem Land aufgewachsen und konnte Pilze und andere essbare Pflanzen genau bestimmen. Eine Zeitlang hatte sie auch in der Küche des Lagers gearbeitet.

Es hatte auch Zeichen von Mitmenschlichkeit in Menden gegeben. Als die Lage vor dem Krieg und während des Kriegs immer schlimmer geworden war, hatten ihre katholischen Nachbarn, die Strackes, nach Einbruch der Dunkelheit Lebensmittel auf die Treppe der Mendels und Levens gelegt, die Else oder Malchen nach einiger Zeit in die Wohnung holten. Jetzt statteten Martin und seine Grosseltern den Strackes einen Besuch ab und brachten ihnen Konserven und getrockneten Fisch, mit denen Martin seinen Jeep beladen hatte. Als sie im Wohnzimmer sassen und sich amerikanische Schokolade schmecken liessen, schlug jemand den jungen Leuten etwas vor, das sie doch immer als Kinder so gern gemacht hätten. Martin und die beiden Stracke-Töchter, die ungefähr in seinem Alter waren, schnallten sich Rollschuhe an und machten eine Fahrt durch die Stadt, genau wie früher. Ich versuche, mir die drei vorzustellen: ein junger amerikanischer

Bursche in Uniform und zwei deutsche Mädchen, die auf den Strassen von Menden dahingleiten. Und Eddie, der Blauhäher, kreist über ihnen.

Dann suchte Martin das Geschäft der Samsons auf das einer verstaubten, leeren Thunfischdose glich, deren Inhalt Vorjahren verzehrt worden war. Das Firmenschild *Samsons Bettenlager* war verblichen, aber noch lesbar. Martin fand ein Pappschild, das Ernst kurz vor ihrem Fortgang angefertigt hatte und den Ausverkauf von Stoffresten ankündigte. Franz führt Mechtild und mich an die Strassenecke, wo sich das Geschäft ehemals befunden hat, und ich stelle verwundert fest, wie gleichgültig mich das lässt. Das Gebäude ist gefällig und in bestem Zustand, doch ich spüre keine innere Verbindung zu ihm. Martin äusserte mir gegenüber einmal, dass er sich augenblicklich beklommen fühle, wenn er in Menden sei. Franz versichere ihm zwar immer wieder, er gehöre «zum guten alten Menden», doch mir sagte Martin, dass er sich nicht dazugehörig fühle. Ich verstehe, was er meinte. Ich fühle mich mit Hamm mehr verbunden, vielleicht, weil ich dort schon einmal war und weil meine Mutter und Eva dort waren, vielleicht wegen Mechtild und Paul Otto. Menden trifft nicht meinen Nerv, vielleicht auch deswegen, weil ich die Stadt in meiner Vorstellung nur mit Hugo verbinde. Meine Mutter erwähnte den Ort so gut wie nie, und ich vermute, dass selbst Hugo Menden in erster Linie mit Onkel Max in Verbindung brachte und nicht mit den erfreulichen Erinnerungen aus seinen jungen Jahren hier. Doch da ist noch etwas, und das ist vielleicht der eigentliche Grund, warum sich Hugo von Menden fernhielt. Als Heranwachsender wollte er um jeden Preis dem Leben eines Händlers, der Stoff und Bettwaren veräussert, entgehen. Als junger Mann gelang es ihm, Menden zu verlassen, um als Erster in seiner Familie zu studieren und ein Anwalt mit einem «Dr.» vor seinem Namen zu werden. Doch in den beiden letzten Jahrzehnten sei-

nes Lebens war er gegen seinen Willen in seiner beruflichen Laufbahn zurückgeworfen worden. Nach all den Jahren des Studierens, der Prüfungen und des Referendariats war er wieder ein Händler und noch nicht einmal ein Geschäftsinhaber, sondern ein Handelsvertreter, der in der Hitze von Tel Aviv mit seinen Waren von einem Händler zum anderen zog und dem bewusst war, dass Menden ihn letztendlich doch noch eingeholt hatte.



25

Northeim.  
«Man wusste es nicht.»

**I**ch komme nachmittags am Bahnhof in Northeim an. Die junge Frau am Taxistand sagt mir, alle Taxis seien unterwegs und es könne mindestens zehn oder fünfzehn Minuten dauern, bis wieder ein Taxi am Bahnhof sei. Ich beschliesse zu Fuss zu gehen. Es ist ein schöner Tag, und obwohl ich noch nie hier gewesen bin, kenne ich die grobe Richtung. Die Bahnhofstrasse führt zum Münsterplatz, und auf der anderen Seite des Platzes liegt die Breite Strasse, in der Oma 1898 geboren wurde.

Nach zehn Minuten Fussweg komme ich zur Breite Strasse, und das Rasseln meiner Kofferräder auf dem Kopfsteinpflaster verkündet laut: Lucie ist wieder da. Lucie ist wieder da. Lucie ist wieder da.

Ich bleibe am Haus Nr. 14 stehen. Dort, wo Omas Eltern ihr Bekleidungs-geschäft hatten, befindet sich ein Schuhgeschäft. Sie wohnten über dem Geschäft, und ich bin mir ziemlich sicher, dass Hugo und Lucie im Hinterhof geheiratet haben. Ich glaube, dass Lucies Eltern, Louis und Nettchen Stern, beglückt waren, dass ein junger Anwalt ihre Tochter zur Frau nahm. Gleichwohl mag es einige Spannungen hinsichtlich religiöser Vorstellungen gegeben haben. Nettchen legte Wert auf koschere Küche, Hugos familiärer Hintergrund war weniger streng (vielleicht hatte Lucie ja ihren Eltern erzählt, dass Onkel Max Schweinefleisch auf dem Dachboden räucherte). In Restaurants ass Lucie alles, doch sie wollte auch, dass ihre Eltern vor Besuchen bei der jungen Familie in Hamm kein Hindernis sähen. So wurde ein Kompromiss gefunden: Lucie würde koscher kochen und Hugo seinen Verzehr an *Speck* auf die *Trei»cke*<sup>20</sup>, ein dafür zugewiesenes Holzschneidebrett, beschränken.

Mein Hotel ist ein paar Häuser von Omas Elternhaus entfernt, und ich gehe ein kleines Nickerchen halten. Als ich das Hotel wieder verlasse, um einen Spaziergang zu machen, ist es bereits dunkel, und ich bin bass erstaunt über die unendliche Fülle von kleinen Lichtern, die die Strasse für Weihnachten schmücken. Unsichtbare Lautsprecher spielen englische Weihnachtslieder – «Chestnuts Roasting on an Open Fire» Omas Strasse verwandelt sich in ein vorweihnachtliches Einkaufszentrum im Freien, mit kleinen herausgeputzten Buden, die Holzspielzeug, Wollmützen, Glühwein, glasierte Äpfel und geröstete Maronen feilbieten. Vor Omas Haus steht ein kleiner, mit einer Münze in Gang zu setzender Hub-schrauber, der sich mit einem glückstrahlenden Kind darin hoch und runter bewegt (jedenfalls scheint es glücklich zu sein). Ein paar Häuser weiter liegt eine Buch-handlung. Ihr Name, Spannaus, kommt mir, als ich hier eintrete, bekannt vor, aber

20 Jiddisch *treif*: nicht-koscher. Lebensmittel wie Schweinefleisch, die von der Tora als nicht koscher benannt werden.



ich kann mich nicht erinnern, woher. Vielleicht gehört das Geschäft zu einer Ladenkette, auf die ich in einer anderen deutschen Stadt gestossen bin. Ich stöbere für eine Weile herum und gehe dann wieder. Es ist kalt, und «Santa Claus is Comin to Town» wird gerade gespielt.

Ich kaufe eine Tüte geröstete Mandeln und schlendere über den weihnachtlich dekorierten Platz. Auf einmal fällt mir ein, warum der Name Spannaus mir so bekannt vorkommt. Während meiner Recherchen zur Geschichte von Northeim war ich auf das Buch des amerikanischen Historikers William Sheridan Allen gestossen, der den Aufstieg des Nationalsozialismus in Deutschland untersucht hat. Dabei suchte er eine Stadt aus, die er näher unter die Lupe nahm. In der ersten Auflage der Studie – sie erschien 1965 – verschwieg er die Identität der Stadt, doch im darauffolgenden Jahr deckte das deutsche Magazin *Der Spiegel* den Namen auf: Es war Northeim. Als Allen 1984 eine überarbeitete Fassung herausbrachte, nannte er die Stadt bei ihrem Namen und gab auch einige Namen von Personen preis, die in das hier Geschehene verstrickt waren. Einer von ihnen war der Buchladenbesitzer Wilhelm Spannaus, der laut Allen einer der ersten Einwohner der Stadt war, der Mitglied der NSDAP wurde und eine wichtige Rolle für deren Billigung in der Bevölkerung spielte. Er war in der Stadt sehr beliebt und ein Intellektueller. So sagten sich die Leute – wie Allen von einem Northeimer erklärt bekam – nach Wilhelm Spannaus' frühem Parteieintritt: «Wenn der dabei ist, dann muss das in Ordnung sein.»

Am nächsten Morgen mache ich einen Stadtbummel und stosse erneut auf eine Buchhandlung. Einige Harry-Potter-Bände in der Schaufensterauslage laden mich zum Eintreten ein. Hinter dem Ladentisch lächelt eine freundliche Frau mit rundem Gesicht und fragt, ob sie mir helfen könne. Ich erkundige mich nach Büchern über die Geschichte von Northeim, und wir kommen ins Gespräch. Ich erzähle ihr, dass meine Grossmutter hier geboren sei, und sie sagt, sie kenne einige alteingesessene Bürger, die sie fragen könne, ob sie sich an sie erinnerten. Nach meiner

Erfahrung in Wiesbaden habe ich nun einige Fotos bei mir. Ich überreiche ihr eine Fotografie von Lucie mit einigen ihrer Klassenkameradinnen und lasse ihr auch ein Bild von Lucies Mutter Nettchen da, die als letztes Familienmitglied Northeim verlassen hat. Ich sage ihr, dass sie Juden waren, aber das hat sie wohl schon geahnt. Sie verspricht, der Sache nachzugehen. Man weiss ja nie.

Nettchens Schicksal hat Omas ganzes Erwachsenenleben hindurch verfolgt, und es überraschte mich nicht, dass Northeim selbst in ihren Briefen nie erwähnt wurde. Nein, Lucie und Hugo statteten Northeim auf ihrer Reise 1956 keinen Besuch ab. Seit Hamm folge ich nicht mehr ihnen, sondern ihrem Schmerz. Bald würde ich wieder bei ihnen sein, aber einstweilen werde ich einen Abstecher in die Orte ihres Leids machen. Mit Oma habe ich nie darüber gesprochen, aber bei den wenigen Gelegenheiten, bei denen ich dies mit meiner Mutter erörterte, sagte sie nur: *«Man hat es nicht gewusst. Man hat es nicht gewusst»* (Sie sagte es zweimal, und betonte dabei jedes Wort.) Als Heranwachsender dürfte ich kaum ganz begriffen haben, was sie meinte. So wie jenes israelische Mädchen, das zur Zeit des Eichmann-Prozesses wissen wollte, warum denn nicht die israelische Armee den Juden in den Konzentrationslagern zu Hilfe gekommen sei. Ich fragte mich insgeheim: *«Was meinst du mit ‚Man hat es nicht gewusst? Sie hatte nichts vom Holocaust gehört?‘»*

1935, als Hugo und Lucie bereits in Tel Aviv lebten, kam Nettchen zu ihnen. (Louis war bereits 1924 gestorben.) Es ist allerdings nicht klar, ob sie lediglich zu Besuch kam oder dauerhaft in Tel Aviv leben wollte. In der Familie kann man sich an diesen Besuch kaum erinnern. In meinem Hotelzimmer durchforste ich meine Unterlagen und Notizen. Dass Nettchen in Tel Aviv gewesen sei, hatte Ra-

phi mir gesagt, aber er konnte sich nicht an die genauen Daten entsinnen. Ruth, die Cousine meiner Mutter, war der Überzeugung, es sei 1935/36 gewesen, doch ich habe keine Belege darüber. Um die Unsicherheit in dieser Angelegenheit noch zu schüren: Auf dem einzigen Foto, das sie in Tel Aviv zeigt, ist Nettchens Gesicht derartig oft von einer trauernden Hand berührt worden, dass es sich heute nicht mehr erkennen lässt. Während ich mir der genauen Daten nicht sicher bin, weiss ich aber ganz sicher, dass sie nach Deutschland zurückgekehrt ist, und ich weiss, dass sie am 15. Dezember 1941 von den Nazis nach Riga transportiert wurde, in der Liste der Transporte dorthin bin ich auf ihren Namen gestossen.

Ich gehe zum Rathaus jenseits des Flusses, wo ich mit dem Bürgermeister von Northeim und dem Stadtarchivar verabredet bin. Der Bürgermeister Irnfried Rabe, das graue Haar schon gelichtet, ist herzlich und aufgeschlossen. Ebenso der Stadtarchivar Ekkehard Just, jünger als der Bürgermeister, schnurrbärtig und dunkelhaarig. Herr Just holt eine Kopie der Familienunterlagen hervor und reicht sie mir. Ein grosses «J» ist auf der oberen linken Ecke der Karteikarte aufgestempelt, und der Bürgermeister – für den Fall, dass ich es übersehen sollte – weist mich darauf hin. Die Ungewissheit über die Daten von Nettchens Besuch in Palästina verschwindet. Am 2. Dezember 1935 reiste Nettchen von Northeim ab. Unter «Zielort» sehe ich Tel Aviv und die genaue Adresse von Lucie und Hugo zu jener Zeit: Chovevei-Zion-Strasse 60 – in dieser grösseren Wohnung hatten sie vor dem Verlust ihres Vermögens gewohnt.

Die folgenden Felder auf der Karteikarte sind die schmerzvollen: Am 26. März 1936, nach gut dreimonatigem Aufenthalt in Tel Aviv, kehrte Nettchen zurück in die Breite Strasse 14 und zuletzt, am 2. November 1938, verzog sie nach Hannover.

Hier kommen wir nun zu jenem Stillschweigen, das, wie mir schwant, Lucie und Hugo jedes Mal befiel, wenn das Gespräch auf Northeim kam. Über den Satz meiner Mutter «Man hat es nicht gewusst» hinaus vernahm ich diverse Erklärungen und bruchstückhafte Antworten auf die Frage, warum Nettchen Tel Aviv den Rücken gekehrt hat, um nach Nazi-Deutschland zurückzukehren. Eine Erklärung besagte, dass 1936 noch ihre Tochter Käthe (Lucies Schwester) mit ihrer Familie in Deutschland lebte. Die zweite Erklärung lautete, Hugo sei als Mensch nicht einfach gewesen, was nicht zu einer förderlichen Beziehung zu seiner Schwiegermutter beigetragen habe. Was genau vorgefallen ist, falls etwas vorgefallen ist, weiss ich nicht. Aber vielleicht hat Hugo irgendetwas gesagt oder gegrummelt oder auch bloss ungeduldig hervorgestossen. Schliesslich wissen wir alle, dass es bei einem Besuch bisweilen zu kleinen Spannungen kommen kann und bisweilen das eine oder andere missliebige Wort fällt (selbst wenn der Gastgeber normalerweise umgänglich ist und selbst wenn der Gast bloss für ein paar Tage statt einige Monate gekommen ist). Dies ist ein weiterer grausamer Aspekt des Holocaust: Irgendeine blöde Bemerkung zur Schwiegermutter im Eifer des Gefechts vermochte eine Kette von Ereignissen heraufzubeschwören, die schliesslich zu ihrem Tod führte. Ich habe keinen Beweis dafür, dass Hugo irgendetwas geäussert hat, das Nettchen zur Abreise von Tel Aviv veranlasste, aber ich habe das Gefühl, dass da etwas vorgefallen ist und dass dieses «Etwas» immer zwischen Lucie und Hugo gestanden hat.

Ich zeige den beiden Männern – dem Bürgermeister und dem Archivar – einen vergilbten Zeitungsausschnitt, den Lucie über all die Jahre aufbewahrt hat. Abgebildet ist das Foto eines Wiedersehens mit einer Frau namens Marie Willerding, der Rektorin von Lucies und Käthes ehemaliger Höheren Töchterschule. Beide

lachen, wie Menschen beim Zusammentreffen mit alten Bekannten zu lachen pflegen. Wie sich herausstellt, war Frau Willerding eine namhafte Persönlichkeit in der Stadt, und viele Jahre lang haben Bürger die Bitte geäußert, eine Strasse nach ihr zu benennen, doch man fand keine Strasse.

«Man kann eine Strasse nicht so einfach umbenennen», sagt Herr Just.

Doch letztthin sind einige Neubaugebiete entstanden, und die Stadt hat nun endlich eine Strasse nach der Schuldirektorin benannt. Herr Just erklärt mir, ihr Arbeitsvertrag mit der Stadt von 1913 habe vorgesehen, dass sie im Falle einer Verheiratung ihren Beruf aufgeben müsse. Dieser Fall sei aber nicht eingetreten. Der Bürgermeister, Herr Rabe, erzählt mir, wie einer der älteren Mitbürger, die auf dem Zeitungsfoto zusammen mit der Schuldirektorin abgebildet sind, ihn bei jedem sich ergebenden Zusammentreffen zur Seite genommen und zu überzeugen versucht habe, Deutschland solle die im Krieg verlorenen Gebiete zurückerobern. Wenn Herr Rabe ihm dann erwiderte, dass dafür keine Notwendigkeit bestehe, reagierte der Mann darauf jedes Mal mit einem «Sie sind kein guter Deutscher»-Blick.

Der Bürgermeister will von mir wissen, ob es nach 9/11, dem Terroranschlag vom 11. September 2001, mehr Kontrolle über die Bewegungsfreiheit der Bürger in Amerika gibt. Er sei nicht sehr optimistisch, was Rassismus betreffe. «Du kannst diese Feindseligkeit nicht aufhalten!», sagt er. «Es ist etwas, das den Menschen in den Knochen steckt. Man sollte sie bloss immer und immer wieder daran erinnern, dass man sich auch anders verhalten kann, sodass die Feindseligkeit nachlässt/ Diese Art von feindseliger Einstellung nehme er gegenüber der türkischen Bevölkerung wahr.

Falls jemand von den älteren Bewohnern Northeims Lucie oder Nettchen auf den Fotos, die ich der netten Buchhändlerin zur Verfügung gestellt hatte, erkannt haben sollte, so nahmen sie keinen Kontakt mit mir auf.

Doch einige Jahre später erschien von einem Northeimer Geschichtslehrer, Hans Harer, in der Lokalpresse ein Beitrag über Nettchen. Aber auch sein Artikel veranlasste niemanden in Northeim, sich an mich zu wenden – mit Ausnahme einer ehemaligen Northeimerin. Irgendjemand hatte Hans Harers Zeitungsartikel an Lotte Seidel (geborene Oppenheim) geschickt, die in Haifa, Israel, in einem Seniorenheim lebte. Sie war in Northeim aufgewachsen und konnte sich noch sehr gut an Nettchen erinnern. Lotte und ihre Zwillingsschwester waren neun Jahre alt, als ihre Mutter sie einmal zu einem Besuch bei Nettchen Stern mitnahm, die soeben aus Palästina zurückgekehrt war. Zwei Dinge hatte Lotte Seidel noch in Erinnerung, die ihr Nettchen über das Heilige Land berichtet hatte: zum einen die jemenitischen jüdischen Frauen, die auf dem Boden kauerten und von Hand Wäsche wuschen. Zum anderen den raschen Sonnenuntergang in Tel Aviv im Gegensatz zu der langsamen Abenddämmerung in Deutschland.

Frau Seidel war irgendwie zurückhaltend, als ich mit ihr sprach. Sie sprach langsam und war bemüht, gewissenhaft zu sein. Sie erzählte mir vom Leben als Kind in Northeim, war aber nicht besonders redselig. Ihre Familie sei religiöser ausgerichtet gewesen als andere Familien, betonte sie, und sie hätten zurückgezogen gelebt. Die meiste Zeit habe sie mit ihrer Zwillingsschwester verbracht, kaum mit anderen Kindern. Plötzlich jedoch konnte ich spüren, wie etwas aufblitzte bei meinem Gegenüber. Irgendetwas, das sie gesagt, oder irgendetwas, das ich gesagt hatte, brachte ihr eine Erinnerung zurück, die seit Jahrzehnten nicht mehr aufgetaucht war.

«Ich kann mich erinnern, dass einmal ein Mädchen aus Hamm bei Nettchen Stern zu Besuch war. Mit einem Mal fällt es mir wieder ein. Es hatte grosse Augen und schwarzes Haar. Es war klein und wunderschön.»

Als sie 1936 aus Palästina zurückkam, lebten noch einige Dutzend Juden in Northeim, und an Sonntagen machte Nettchen lange Spaziergänge mit Frau Guttentag,

die jetzt den Laden der Familie führte. Doch im Januar 1937 kündigte Frau Guttentag den Totalausverkauf wegen Geschäftsaufgabe an, und im April kam sie, um sich zu verabschieden und den Schlüssel zurückzugeben. Im selben Jahr verliessen viele andere Juden Northeim, und bis September 1938 waren weniger als fünfzehn Juden in der Stadt übriggeblieben. Es scheint, dass Nettchen die Aussicht auf Einsamkeit in der Grossstadt Hannover derjenigen auf Einsamkeit in Northeim vorgezogen hat. Als sie am 2. November 1938 ihr Zuhause verliess, wird sie wohl ein Fuhrwerk oder ein Auto gemietet haben, um ihre Truhe und ihre Koffer von der Breite Strasse über die Bahnhofstrasse zum Bahnhof zu schaffen. Irgendetwas in mir weigert sich zu glauben, dass sich niemand in ihr Haus gestohlen hat, um sich von ihr zu verabschieden, um zu sagen, man hoffe, dass die Dinge sich bald zum Besseren wenden würden. Grete Neuhaus, eine jüdische Nachbarin in Northeim, schrieb 1962 in einem Brief an Lucie, dass Annie Böhme in Northeim ihnen Gutes erwiesen habe, bevor sie nach New York ausgereist seien. Ich weiss nicht, ob Nettchen dieses Glück hatte.



Hannover.

«Ich weiss, dass es an jenem Tag geschneit hat.»

Eine Woche nach Nettchens Ankunft in Hannover wurde die Synagoge der Stadt niedergebrannt. Doch die Briefe, die sie in den kommenden Monaten an ihre Töchter nach Tel Aviv schickte, waren einigermaßen ermutigend. Sie habe sich ein schmuckes Bett und eine Kommode gekauft, und jedermann sage, ihr Raum *sei gemütlich*. Sie sei eifrig damit beschäftigt, einen Pullover für Ruth zu stricken (die Cousine meiner Mutter, die nun auch in Tel Aviv lebte), und hoffe, ihn bis zu Ruths Geburtstag fertigzubekommen. In einem anderen Brief war sie weniger frohgemut. Die Nachbarn hatten ihr die Geschichte zwei Wochen lang vorenthalten, um sie nicht aus der Fassung zu bringen («Aber jetzt *bin* ich aus der Fassung»,



vermerkte Nettchen). Ihre jüdische Nachbarin Erna Waller hatte den Entschluss gefasst, ihrer niederdrückenden Lage ein Ende zu setzen. Sie schrieb Briefe an Frau Jacobs, ihre Freundin, an den Pförtner und an die Putzfrau und warf sie ihnen in den Brieflesten. Dann schloss sie die Fenster, drehte den Gashahn auf und setzte sich an den Küchentisch. Als Frau Jacobs den Brief in Händen hielt, hastete sie in die Wohnung und fand Frau Waller tot vor. «Sie hätte es nicht anders machen können» schrieb Nettchen.

Seit Beginn des Krieges kamen keine Briefe mehr von Nettchen. In Tel Aviv litt Lucie Seelenqualen. Wie hatte sie nur zulassen können, dass ihre Mutter zurückgereist und in diese Falle geraten war? Zusammen mit ihrer Schwester Käthe schickte sie ihr eine Mitteilung über das Rote Kreuz. Sie wägen jedes Wort ab, und so kam es schliesslich zu diesem ganz schlichten Text: «Liebe Mutter, hoffentlich bist du gesund, wie wir Acht. Haben lange nichts von dir gehört. Herzlichste Glückwünsche zu deinem 70. Geburtstag. Antworte schnell, Kuss, Käthe, Lucie.» Ein paar Wochen später bekamen sie eine ermutigende Antwort, und nach einiger Zeit schickten sie eine zweite Nachricht über das Rote Kreuz, wobei es ihnen gelang, über jedes der Enkelkinder etwas einzufügen: «Liebste Mutter. Hoffentlich geht es Dir gut wie uns. Hermann arbeitet hier, Mirjam im Anwaltsbüro, Ruth lernt Haushalt in Tel Aviv, Ludwig Schüler. Küsse, Käthe, Lucie.» Bald darauf erhielten sie einen Antwortbrief, in dem Nettchen sich bedankte und hinzufügte: «Schade, dass wir nicht beisammen sein können. Habe grosse Sehnsucht nach Euch.»<sup>21</sup> Das war das letzte Mal, dass sie von ihr hörten.

21 Siehe Dokumente, Abb. 6-9.

Ich fahre zur Gedenkstätte nach Ahlem, die einst eine jüdische Gartenbauschule war und dann als Sammelstelle für Deportationen der Juden in den Osten diente. Heute ist es wieder eine Unterrichtsstätte.<sup>22</sup> Als ich ankomme, nehmen mich einige Schüler in Empfang und fragen, ob sie helfen könnten. Einer von ihnen führt mich ins Sekretariat und verkündet freudig:

«Wir haben einen Gast aus Kalifornien!»

Die Sekretärin gibt jemandem Bescheid: Der Mann, einen grossen Schlüsselbund in der Hand, führt mich über den Hof und öffnet mir eine Metalltür. Ich steige herab in den Keller, den die Gestapo als Gefängnis für Juden und politische Gegner benutzte. Hier ist jetzt ein kleines Museum untergebracht, und Wandtafeln geben Auskunft über die Menschen, die dieses Gefängnis durchliefen – Nettchen Stern ist unter ihnen. Am späteren Vormittag kommt eine Frau vom Museumsverband, Martina Mussmann, und führt mich durch die Gedenkstätte. Sie erzählt mir, wie die Nazis an einem Tag im Dezember 1941 die Juden auf Lastwagen nach Ahlem brachten, bevor sie auf Züge in Richtung Osten verfrachtet wurden. Wir stehen am Tor, durch das die Lastwagen fuhren. Omas Mutter war auf einem dieser Lastwagen.

«Wissen Sie, wie kalt es war?», frage ich.

«Ich weiss, dass es an jenem Tag geschneit hat», sagt Frau Mussmann.

Auch Lucie und Hugo hatten einen Aufenthalt in Hannover eingeplant, aber dieser Plan fiel ins Wasser. Hugo schrieb an meine Mutter, dass Hermann Kugelmann, ein weiterer jüdischer Anwalt, den sie in Wiesbaden getroffen hatten, sich darum

22 Die nach Justus von Liebig benannte Schule wurde Ende der 1980er Jahre auf einem Teil des Geländes der Gartenbauschule erbaut. Es handelt sich um eine berufsbildende Schule, die am Standort Ahlem Ausbildungen im Bereich Floristik, Gartenbau, Landwirtschaft und Tierpflege anbietet.

kümmern werde, was hier zu erledigen sei (was auch immer das gewesen sein mag). Mit dem Zug fahre ich zum Bahnhof Hannover-Linden. Nettchen wurde am 15. Dezember 1941 auf einem Lastwagen von Ahlem hierhergebracht. Der einzige Mensch, der mit mir aussteigt, ist ein junger Mann in einer Hose aus Leder. Jeder Fleck im Bahnhof ist mit Graffiti bedeckt. Ein Mann und eine Frau, ein junges Mädchen zwischen ihnen, rennen quer über die Schienen, um in den Zug einzusteigen. Der junge Mann in der Lederhose schreit irgendetwas hinter ihnen her. Vielleicht, sie sollten das gefälligst unterlassen. Er verschwindet in einem graffitiübersäten Durchgang, und ich folge ihm. Vor dem Bahnhof sehe ich, wie er erregt mit zwei Polizisten in hellgrüner Uniform spricht. Vielleicht macht er ihnen deutlich, wie aufgebracht er war, als er die Leute über die Schienen laufen sah.

Hier also hat alles stattgefunden. Ich sprach einmal mit zwei Frauen, die in demselben Deportationszug wie Nettchen gewesen waren: Ruth Joffe aus Arizona und Lore Oppenheimer aus New York. Beide waren damals junge Mädchen. An jenem Tag befanden sich eintausendeins Menschen in diesem Zug, daher überraschte es mich nicht, dass sie sich an eine einzelne siebzigjährige Frau nicht erinnern konnten. Aber beide erinnerten sich an die Umstände. Ich hatte mir einen Viehwaggon vorgestellt, doch Lore Oppenheimer klärte mich auf, es sei ein Personenzug gewesen. Vor dem Einsteigen nahmen die Deutschen den Juden alles weg, aber man durfte Dinge wie Nähmaschinen mitnehmen, die in den letzten Waggon verladen wurden. Die Türen wurden verriegelt. Drei Tage lang konnte man nicht aussteigen. Niemand wusste, wohin der Zug fuhr, bis das Gerücht kursierte, die Endstation sei Riga in Lettland.



Riga.  
«Was für eine wunderbare Welt.»

Lore Oppenheimer erzählte mir, dass einige ältere Menschen, nachdem sie in Riga den Zug verlassen hatten, beiseite geführt und erschossen wurden. Ruth Joffe sagte, es sei eisig kalt gewesen. Niemand weiss genau, was mit Nettchen in Riga geschah. Ihr Name ist auf einer Transportliste verzeichnet, daher steht ausser Zweifel, dass sie in dem Deportationszug war. Diese Namensliste ist der letzte offizielle Beleg, den wir haben.

In diesem Monat findet in Riga eine Matisse-Ausstellung statt, und unzählige Plakate in der Stadt kündigen sie an. Riga ist eine bildschöne Stadt, doch erst hier begreife ich, was Lucie in einem ihrer Briefe aus Düsseldorf schrieb: dass sie sich

Düsseldorf schrieb: dass sie sich an all dieser Schönheit nicht zu erfreuen vermöge. Ein Taxi bringt mich in jenen Stadtteil, in dem sich das Ghetto befand. Vielleicht starb Nettchen hier. Nach dem Krieg erhielten Lucie und Käthe einen Brief von Erwin Mosbach, dem Sohn eines ihrer zahlreichen Cousins und Cousinen, der ebenfalls nach Riga deportiert worden war, den Krieg überlebte und nach Schweden gelangte. Er schrieb, dass Nettchen ihre Essensrationen an junge Menschen weitergegeben habe und deshalb verhungert sei. Unvermittelt kommt mir in den Sinn, dass Mutter und Grossmutter nie hierhergefahren sind und dass sie es vielleicht gerne sehen würden, wenn ich irgendetwas in ihrem Namen vollführte, und so pflücke ich eine Blume und lege sie an der Ecke des Parks im ehemaligen Ghetto nieder.

Ein Taxi fährt mich zu den Massengräbern ausserhalb der Stadt. Wenn Nettchen nicht am Bahnhof erschossen wurde oder im Ghetto starb, dann ist sie hier ums Leben gekommen. Hier ist ein Wald, und ich bin ganz allein. Der Taxifahrer, der mich hierhergebracht hatte, bot mir an zu warten, doch ich sagte, er könne zurückfahren, was ich jetzt allmählich bereue. An einer Bank fallen mir Spritzbestecke und leere Bierflaschen auf, und in der Ferne nehme ich grölende und lachende Menschen wahr. Eine Art Specht verursacht ein angenehmes Trommeln. Ein sanfter Wind weht durch die Bäume, und einige Blätter fallen zu Boden. Es ist sehr ruhig, nur die Autogeräusche von der Hauptverkehrsstrasse lassen sich von Zeit zu Zeit hören. Die meisten Massengräber bestehen nur aus Zement-Umfassungen mit aufgehäufter Erde darin. Meine Mutter pflegte zu sagen: «Was für eine wunderbare Welt» wenn sie in den Nachrichten etwa von Massakern an Schwarzen in Südafrika hörte oder wenn sie ein Foto von einem niedergebrannten Dorf in Vietnam sah. Dies hier ist der erste Ort auf meiner Reise, an dem ich zusammensinke und weine.

Noch viele Jahre nach dem Krieg durchforstete meine Mutter regelmässig die offiziellen Publikationen des «Search Bureau for Missing Relatives», des Büros

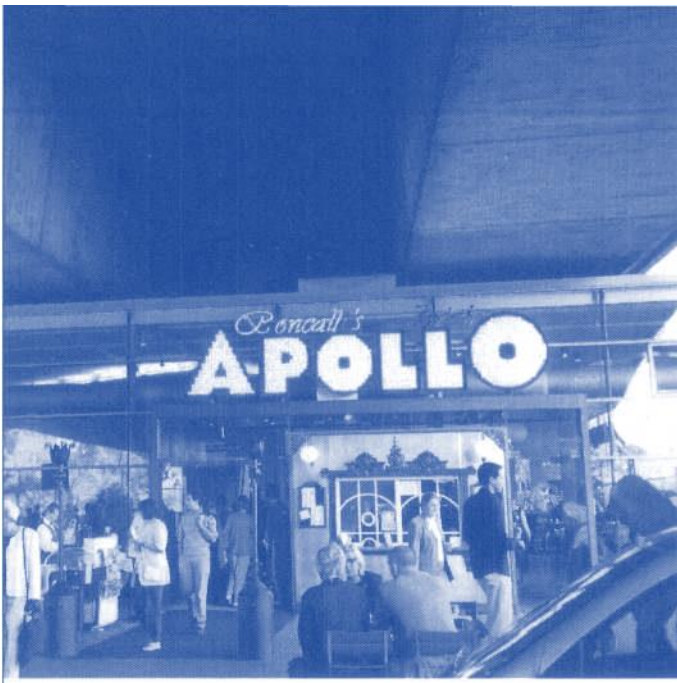
für die Suche nach vermissten Angehörigen, in dem Listen mit Namen von Überlebenden zusammengestellt waren. Obwohl es offensichtlich war, dass Nettchen nicht mehr lebte, hat meine Mutter den Tod ihrer Grossmutter nie vollends akzeptiert. Ich gehe zur Hauptverkehrsstrasse zurück. Nach langem Warten gabelt mich ein Taxi auf. Ein paar Kilometer weiter zeigt der Fahrer auf eine Frau, die am Strassenrand steht. «Ficken für Geld» erklärt er, lacht und macht eine Handbewegung für den Fall, dass ich nicht verstanden haben sollte, worum es ging. Ich erhasche einen Blick aus ihrem Gesicht, das sehr hübsch ist, während das Taxi mit erhöhter Geschwindigkeit zurückbraust gen Riga.

Raphi erzählte mir, dass Nettchen, wenn sie als Kinder zu ihr zu Besuch kamen, jedes zu segnen pflegte. Sie legte ihre Hände auf die Stirn der Sprösslinge und flüsterte in irgendwelchen mystischen Worten auf Hebräisch, die sie nicht verstanden, einen Segensspruch. Man nannte diesen Brauch *Benchen*<sup>23</sup>, er gehörte zum Ritual bei Besuchen in Northeim.

An der Ecke Reines-Strasse und Dizengoff-Platz in Tel Aviv stand ein Strommast auf einem massiven Zementsockel, wo sich immer, die Krücken neben sich, halb sitzend, halb angelehnt, ein einbeiniger Bettler aufhielt. Wenn wir an ihm vorbeigingen, gab mir Oma immer eine Münze, und ich ging langsam auf ihn zu und beäugte das hohle Hosenbein, das sorgfältig über seinem Knie zusammengerollt war. Nachdem ich ihm die Münze zugesteckt hatte, legte er seine Hände auf meinen Kopf, schloss seine Augen und segnete mich. Dies war die einzige Gelegenheit für mich, das Gesicht eines unrasierten Mannes so nahe vor mir zu sehen. Dabei riskierte ich einen Blick auf seine Bartstoppeln, während er etwas von Abraham, Isaak und Jakob murmelte, das mir stets unverständlich blieb.

23 Jiddisch beziehen.-segnen.

Wenn er das Segensritual beendet hatte, schlüpfte ich unter seinen Händen weg und lief zu Oma zurück, sie nickte ihm zu, und wir setzten unsere Unternehmungen auf den Strassen Tel Avivs fort.



28

Düsseldorf.

«Nicht ahin. Nicht aher. –  
Weder hier noch dort.»

**L**ucie und Hugo waren die ganze Zeit über in Düsseldorf geblieben, und nach meinem Abstecher zu den Orten ihres Leids stosse ich dort jetzt wieder zu ihnen. Jetzt, da wir wieder zusammen sind, fasse ich den Entschluss, im Apollo-Theater, so wie sie es damals taten, eine Varietévorstellung zu besuchen. Oma machte so etwas sehr gern – Jongleure, Clowns, Zauberkünstler und Akrobaten –, und als Kind liebte ich es, wenn sie mich zu solchen Vorstellungen in Tel Aviv mitnahm. (Ich weiss noch, wie aufgeregt sie einmal war – mindestens ebenso wie ich –, einen chinesischen Teller jongleur zu erleben.) Als Erwachsener, muss ich gestehen, kann ich solchen Shows nicht mehr so viel abgewinnen, vor allem nicht den Akro-



baten, die sich da bis hoch an die Saaldecke schwingen und jeden Augenblick abstürzen können. Das Apollo ist kein Ort, den man allein besucht, und ich fühle mich ein wenig unbehaglich unter den vielen Paaren und kleinen Gruppen von Menschen, die um mich herum Speisen und Getränke zu sich nehmen. Die Kabarettausstattung mit ihren roten Wänden und Sitzen wirkt gleichfalls leicht befremdlich auf mich. Das Apollo veranstaltete heute einen Tag der offenen Tür, an dem das Publikum einen Blick hinter die Kulissen werfen konnte, und während ich da so umherging, die Treppen hinauf und hinunter, fiel mir auf, dass ich die meiste Zeit mit etwas zubrachte, das zu einer lästigen Marotte für mich geworden ist: nach Stellen Ausschau zu halten, von denen Hugo sich überlegt haben könnte hinabzuspringen. Erst später sollte ich herausfinden, dass das Apollo-Theater heute in einem anderen Gebäude untergebracht ist als jenem, das sie besucht hatten.

Fallen ist ein immer wiederkehrender Angsttraum von mir. In meinen Träumen bin nicht ich es, der fällt, sondern andere Menschen, die von Hausdächern, Baikonen oder Felswänden herunterstürzen. Eines der Bücher, die uns Oma auf Deutsch vorlas, war der *Struwwelpeter*. Das erfolgreiche Kinderbuch malt aus, welche drastischen Folgen das ungezogene Verhalten von Kindern haben kann. Wenn du mit Streichhölzern spielst, dann fängst du Feuer, wenn du dich weigerst zu essen, dann magerst du ab und stirbst, wenn du am Daumen lutschst, dann kommt ein grosser Mann mit einer riesigen Schere und schneidet dir den Daumen ab. (Erziehungslehren, die 1845 von dem Psychiater Heinrich Hoffmann verfasst wurden.) Unter den vielen unglückseligen Kindern in diesem Buch ist auch *Hanns Guck-in-die-Luft*, der von einer Kaimauer ins Wasser fällt, weil er seinen Blick die ganze Zeit zum Himmel gerichtet hat, anstatt auf seinen Weg zu achten. Ich erinnere mich zwar nicht mehr, ob diese Geschichte mich als Kind so stark beeindruckt hat (das Mädchen im brennenden Kleid beindruckte mich viel mehr), doch

vielleicht war sie der Auslöser für meine Angst vor dem Fallen, vielleicht begann sie aber auch erst, nachdem ich von Hugos Selbstmord erfahren hatte.

Die Mendels waren damals ins Apollo gekommen, um sich gemeinsam mit den Pincoffs die neue Filmkomödie *Das Sonntagskind* mit Heinz Rühmann anzuschauen, doch vor Beginn des Films traten Akrobaten auf. Der traditionelle Gong ertönte, und Leute begannen durch die Luft zu fliegen, so wie sie es auch jetzt vor meinen Augen tun. «Okay, okay, ich habs kapiert», sage ich zu mir. «Jungs, dies wird nicht gut ausgehen.» Bei jedem akrobatischen Kunststück gibt es einen winzigen Augenblick, in dem der Akrobat weder hier noch dort ist. Er löst seinen Griff von dem einen Trapez in der Hoffnung, dass er das andere Trapez dort antreffen wird, wo er es erwartet. Er springt von der Schulter des einen Partners in der Hoffnung, auf der Schulter eines anderen zu landen. Wie man auf Jiddisch sagt: «*Nicht ahin. Nicht aher.*»<sup>24</sup>

Als meine Mutter mir an jenem Abend in unserem Haus bei Berkeley von Hugos Selbstmord erzählte, nach dem Abendessen, als die Kinder schliefen, sagte sie zu mir: Genau *das* sei es gewesen, was diese Reise mit Hugo gemacht habe. Er habe nie das Gefühl gehabt, dass er nach Israel gehöre, und diese Reise habe für ihn klar werden lassen, dass er auch nicht nach Deutschland gehöre. Er hing in der Luft. Gehörte weder hierhin noch dorthin.

24 Jiddisch: Weder hier noch dort.



29

Düsseldorf.

«Düsseldorf ist auch nicht mehr das,  
was es einst war.»

Ein anderer Mann. Eine andere Stadt. Ein anderes Treppenhaus. Der Mann ist Primo Levi, die Stadt ist Turin in Italien, das Treppenhaus ist das in seinem Wohnblock. An einem Tag im Jahr 1987 klopfte die Hausmeisterin in der vierten Etage an die Wohnungstür des renommierten Autors, um ihm die Post zu bringen. Herr Levi nahm die Umschläge in Empfang und dankte ihr mit einem Lächeln. Einige Minuten später hörte man einen schrecklichen dumpfen Schlag, und der Mann lag tot unten auf dem Boden des Treppenhauses. Und damit kam es zu einer breiten Debatte, ja sogar zwei Debatten, die bis heute andauern. Die erste: Ist er gefallen oder ist er gesprungen? Die zweite: Wenn er gesprungen ist, warum ist er gesprun-

gen? Hatte es mit dem zu tun, was ihm in Auschwitz angetan worden war, oder war der Auslöser eine Depression, die sich physiologisch erklären liess: vielleicht durch die Nebenwirkung eines Medikaments oder durch die Folgen einer Operation, von der er sich erholte?

Um Einkäufe zu erledigen, ging Lucie am folgenden Tag in die Graf-Adolf-Strasse, und Hugo blieb im Hotelzimmer, um seiner Tochter einen Brief zu schreiben. Das Leben hier ist etwas leichter, da sie mehr Leute kennen als in Wiesbaden. Gestern trafen sie sich mit einem Ehepaar aus Israel, das auf dem Weg nach Kanada war. Ich bin erstaunt, wie viele jüdische Bekannte sie in Deutschland hatten. Die meisten von ihnen waren auf dem Weg nach irgendwohin – in die USA, nach Kanada oder Australien. «So sagen sie jedenfalls», schrieb Hugo, und er fügte hinzu, die meisten von ihnen hätten sich sehr positiv über Israel geäußert. Nur ein jüdisches Ehepaar liess verlauten, sie hätten Israel verlassen, «weil es dort so viele Juden gibt».

Die Ansichtskarte, die sie in jener Woche verschickten, zeigt Düsseldorfs bekannten «Märchenbrunnen»: Drei nackte Kinder sitzen auf einem Felsen und schauen auf drei Frösche, die feine Wasserstrahlen in ein Becken spritzen. Vielleicht sind es aber auch drei Frösche, die auf drei nackte Kinder schauen. Auch darüber kann man debattieren. Und während in den Wohnungen, in denen Lucie und Hugo zu Besuch sassen, Strahlen von Kaffee in Porzellantassen eingegossen wurden, nahmen allmählich zwei Streitfragen über Hugos zukünftigen Tod Gestalt an. Die erste: Ist er gefallen oder ist er gesprungen? Die zweite: Wenn er gesprungen ist,

warum ist er gesprungen? Hatte es mit dem zu tun, was ihm angetan worden war, oder war der Auslöser eine Depression, die sich physiologisch erklären liess?

Hier in Düsseldorf verwarf Dr. Panse (der Leiter der Psychiatrischen Klinik) kategorisch irgendwelche traumatischen Nachwirkungen äusserer psychischer Stressfaktoren und richtete seine Forschungen weiterhin auf physiologische Erklärungen für psychische Probleme. Die Tatsache, dass er Mitglied der NSDAP gewesen war, bedeutet natürlich nicht, dass *alles*, woran er glaubte, unrichtig war. Eindeutig gibt es physiologische Triebkräfte für Depressionen, ebenso wie familiäre Faktoren. (Bei jenen, deren Grossväter sich das Leben genommen haben, wie bei Primo Levi oder mir, ist die Wahrscheinlichkeit höher, dass auch sie sich das Leben nehmen.)

Empörend an Dr. Panses Sichtweise ist die *kategorische* Verneinung äusserer Stressfaktoren. Als könnte jemand eindeutig behaupten, dass das, was Primo Levi in Auschwitz durchlitten hat, nichts mit seiner Depression zu tun habe, und dass sich alles mit chemischen Reaktionen oder genetischen Faktoren erklären lasse. Als ob Frau Waller, Nettchen Sterns Nachbarin, die sich das Leben genommen hat, sich unweigerlich früher oder später in ihrer Küche umgebracht hätte, ganz ungeachtet der Verfolgung von Juden. Als ob alle jüdischen Anwälte und Ärzte in Deutschland, die während der Nazi-Zeit ihrem Leben ein Ende gesetzt haben (und es waren derer viele), den Freitod gewählt hätten, weil sie von Natur aus depressiv waren, und nicht, weil ihnen das eigentliche Kernstück des Lebens, die Hoffnung, genommen worden war.

Im Gegensatz zu jenen, die die Antwort auf alles in Physiologie und Erbgut sahen, kamen andere Stimmen in Deutschland auf. Während Lucie und Hugo Düsseldorf durchstreiften, begann Professor Walter von Baeyer an der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg mit seinen Kollegen einen eher ganzheitlichen Ansatz zu verfolgen, der die Bedeutung von sozialen und umgebungsbedingten Faktoren anerkannte. Er wandte sich gegen den Versuch, alles für angeboren zu erklä-

ren, und glaubte nicht, dass die Psychiatrie sich ausschliesslich auf exakte Messverfahren stützen dürfe. Von Baeyer vertrat eine liberale Haltung und führte einen neuen Geist im Umgang mit seinen Mitarbeitern ein. In Heidelberg war es zum Beispiel üblich gewesen, dass jedermann sich von seinem Platz erhob, wenn der Direktor der Klinik den Raum betrat, doch von Baeyer brach mit dieser Gepflogenheit. Ich erfuhr dies von Professor Heinz Häfner, der mit von Baeyer zusammengearbeitet und gemeinsam mit ihm das Buch *Psychiatrie der Verfolgten* verfasst hat. Die Studie beruht unter anderem auf 240 Interviews, die Häfner mit Überlebenden des Holocaust führte. Sie erkennt den destruktiven Einfluss von Verfolgung an, vor allem in Fällen von starker Entwurzelungsdepression und ausgedehnter psychischer Traumatisierung.

Das also geschah: Kaffee wurde eingegossen. Frösche spritzten Wasser, die Kinder schauten zu. Hugo sass im Hotelzimmer, Lucie war Einkäufe tätigen, Panse und von Baeyer disputierten, und meine Mutter sass zu Hause und machte sich Sorgen, ohne zu ahnen, dass sie eines Tages mittenhinein in den Disput zwischen beiden geraten würde.

Am Samstag fuhren Hugo und Lucie zusammen mit ihren Freunden, den Pincoffs, nach Köln, um den berühmten Dom zu besichtigen. Zwei Jahre zuvor, im Jahr 1954, hatte ein italienischer Chemiker die Unternehmenszentrale der Bayerwerke in Leverkusen bei Köln aufgesucht und seine Fragen in fließendem Deutsch gestellt. Jemand merkte an, es sei eine Seltenheit, auf Italiener zu stossen, die deutsch sprächen. «Ich heisse Levi», antwortete der Chemiker, «ich bin Jude, und ich habe Ihre Sprache in Auschwitz gelernt.» Es folgte eine gestotterte Entschuldigung und langes Schweigen. Dies war Primo Levi, der bekanntlich nicht nur ein namhafter Autor, sondern auch Industriechemiker war und Deutschland mehrmals geschäftlich besucht hat. Levi war zu jener Zeit in Kampf Stimmung, lief in einem kurzärmeligen Hemd herum, das die tätowierte KZ-Nummer auf seinem Arm sichtbar

machte. Er war seit sechs Jahren für die italienische Farbenfabrik Siva tätig gewesen, und ein Jahr vor dem Vorkommnis bei Bayer war er zum technischen Direktor der Firma befördert worden. Vielleicht gibt es hier abermals etwas über Hugo Mendel zu lernen: Im Gegensatz zu Primo Levi, der als ein Sieger nach Deutschland zurückgekehrt war – trotz allem, was ihr mir angetan habt: Hier bin ich –, fühlte sich mein Grossvater Hugo als ein Besiegter.

Lucie und Hugo wollten nur noch weg. Lucie verbrachte die letzten Tage in Düsseldorf mit Kofferpacken und konnte es kaum noch erwarten, Deutschland zu verlassen. Am Mittwoch schickten sie einen Eilbrief an meine Mutter mit der neuen Adresse in Zürich. «Düsseldorf ist auch nicht mehr das, was es einst war» schrieb Lucie, «und ich scheide bestimmt nicht schweren Herzens.» Hugo schrieb, sie seien froh, «den Düsseldorfer Staub abschütteln zu können», und versuchte, den Aufruhr in seinem Inneren zu verbergen. Nur ein Lufthauch von jenem Sturm ging in seinen Brief ein: Er bat meine Mutter, *oft* zu schreiben, und unterstrich seine Bitte mit drei Strichen und zwei Ausrufezeichen.



30

Zürich.

«Du wolltest mir doch Schreiben und Lesen auf Hebräisch beibringen?»

Und somit waren sie, wie 1933, zurück in der Schweiz. Ein neutrales Land, das ihnen Zeit gab, ihre Gedanken zu sammeln. Sie waren im Hotel du Théâtre untergebracht, und Lucie teilte mit, dass in jedem Raum ein Telefon und Radio zur Verfügung standen und am Abend eine kleine Tafel Schokolade an ihrem Bett lag. Meine Schwester war gerade in die Schule gekommen, und Oma schrieb ihr, wie glücklich sie über Evas erste Schritte dort sei. Dann fragte sie unvermittelt: «Du wolltest mir doch Schreiben und Lesen auf Hebräisch beibringen?», so als wolle sie ein neues Kapitel in Israel beginnen, und dieses Mal nicht als halbe Fremde. Anstelle der deutschen Anrede «*meine geliebten*», die sie bei vielen ihrer Ansichts-



karten verwendete, begann sie auf einer Karte aus der Schweiz in einer Mischung aus Deutsch und Hebräisch: «*Geliebten sehe lanu*»<sup>25</sup>.

«Ich war glücklich, aus Deutschland heraus zu sein», schrieb sie. «Wenn man nicht unbedingt dort leben muss oder sich mit der Absicht sich zu assimilieren dort niederlässt, ist es ausgeschlossen, dort wieder Fuss zu fassen.» Und Hugo schrieb, obgleich es Juden gebe, die darin anders dächten, sehe er keine Möglichkeit, eine normale Beziehung zu Deutschen aufzubauen. «Wir sind ja dort nur theoretisch, da wir von Anfang an nicht ernsthaft vorhatten, in Deutschland zu bleiben.»

Und nun war Lucie am Zug, die Deutschen mit einem vernichtenden Schlag zu treffen. «Und überhaupt, in Deutschland habe ich keine eleganten Menschen gesehen», schrieb sie und fügte hinzu, in Düsseldorf habe sie *nur* «*Klärchens und Mariechens*», biedere Frauen, wahrgenommen, anders als in Zürich – einer «grossartigen» Stadt, wo «sich die Menschen nicht alle so ähnlich sehen».

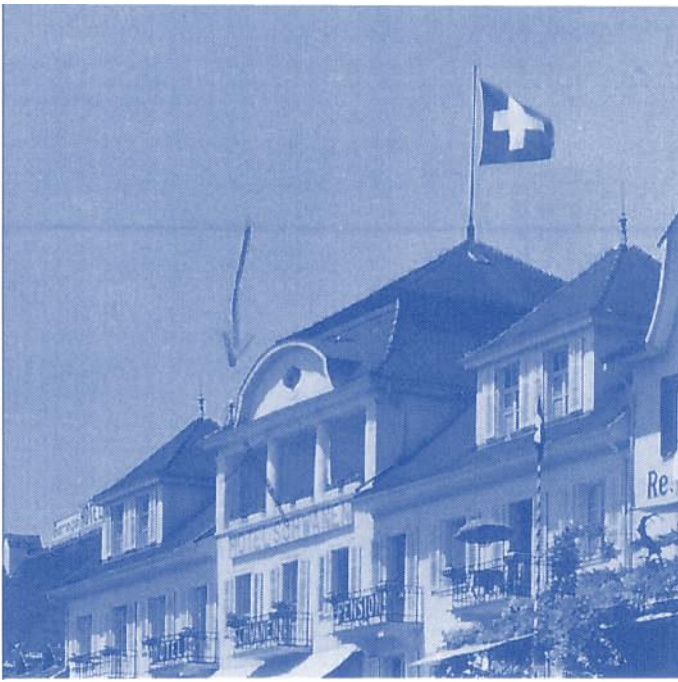
Abends frage ich im Hotel du Théâtre eine Mitarbeiterin an der Rezeption nach der Geschichte des Hotels. Ich will mich vergewissern, ob es dasselbe ist, in dem damals meine Grosseltern untergebracht waren. Sie ist sich nicht sicher, doch ich könne mich gern an den Hotelmanagerwenden. Und mit einem Schlag ist es mir ganz egal. Ich bin müde. Ist es nicht einerlei?

Ich mache einen Spaziergang auf der Bahnhofstrasse, gehe an Geschäften vorbei, die mich von jeher gleichgültig lassen – Chanel, Cartier, Rolex. Von weitem sehe ich eine Strassenbahn kommen – unten blau, oben grauweiss. Das ruft eine längst vergessene Erinnerung in mir wach. Ich war schon einmal hier. Mir war völlig entfallen, dass ich Zürich bereits als Teenager mit meiner Mutter und meiner

25 Hebr.: unsere.

Schwester besucht hatte. Ich kann mich an nichts mehr von dem Besuch in dieser Stadt erinnern, nur daran, dass ich einmal eine Haltestelle zu früh aus der Strassenbahn gestiegen und bis zur nächsten Haltestelle zu Fuss gelaufen bin, wo meine Mutter und meine Schwester auf mich warteten. Das war 1970. Meine Mutter wollte uns mit der Reise eine Ahnung von Europa vermitteln. Unser Aufenthalt in Italien und Frankreich und in den Schweizer Alpen (wo ich das erste Mal in meinem Leben Schnee sah) ist mir immer gegenwärtig geblieben doch der Besuch in Zürich hat sich irgendwie verflüchtigt. Wenn ich jetzt so darüber nachdenke: Waren wir damals auf einer ähnlichen Mission? Hat meine Mutter Zürich besucht, um zu verstehen, was auch ich jetzt mit meiner Reise zu verstehen versuche?

Erst nach meiner Rückkehr von dieser ganzen Reise sollte ich erkennen, dass unser Aufenthalt in Zürich im Jahr 1970 nicht Bestandteil einer Erkundung war, sondern eher Bestandteil eines Abschlusses.



# 31

Rapperswil.

«Du hast einen schrecklich schweren Tag vor Dir.»

Nach zwei Tagen Aufenthalt in Zürich fahren sie nach Rapperswil, einem idyllischen Städtchen am Zürichsee. Zürich kann teuer sein, wie sie feststellen mussten. Sie fanden ein schönes Hotel am See (ihr Zimmer markierten sie mit einem Pfeil auf der Ansichtskarte), und weil es Nachsaison war und sie nahezu die einzigen Besucher, genossen sie die besondere Aufmerksamkeit der Kellner, die allesamt darum wetteiferten, wer von ihnen die Mendels bedienen dürfe. Damals, 1933, nach dem Wegzug aus Hamm, hatten sich Lucie und die Kinder in Weggis aufgehalten, einer bezaubernden kleinen Stadt etwa eine Stunde von Rapperswil ent-

fernt, während Hugo nach Süddeutschland gefahren war, um die Gerätschaften für seine Firma zu besorgen. Es ist gut möglich, dass Hugo und Lucie Weggis nunmehr mieden, um nicht daran erinnert zu werden, wie optimistisch und hoffnungsvoll sie vor ihrer Übersiedlung nach Palästina gewesen waren.

Jetzt fühlten sie sich unbeschwert genug, sich mit Unbekannten zu unterhalten. «Am Nebentisch erzählte man uns, dass sie heute Mittag in Lugano wahnsinnig geschwitzt hätten, aber in höheren Gegenden seien sie durch Schnee gekommen» schrieb Lucie. Das erste Mal berichtete sie von einer Unterhaltung mit Menschen, die nicht unbedingt Juden waren.

Kaffee, Kuchen, eine Wanderung am See entlang, erstklassiger Service – und hinter all dem schlummerte eine kaum zu verbergende Traurigkeit. «Sollte der liebe Gott uns so freundlich gesinnt sein, uns nochmals in diesem Leben eine Euro-Parade zu bescheren, werden wir sie bestimmt nicht ohne euch machen», versprach Lucie. Am Ende ihres Briefes berührte sie den Schmerz meiner Mutter, denn der dritte Todestag meines Vaters rückte näher: «Du, geliebte Mirjam, hast einen schrecklich schweren Tag vor Dir. Wir möchten gern bei Dir sein. In Gedanken, sei versichert, sind wir's.»

Am 15. Oktober (an dem Tag, an dem mein Vater drei Jahre zuvor gestorben war) stiegen Lucie und Hugo in ein Flugzeug der Swissair und flogen nach Tel Aviv zurück. Dort, auf dem kleinen Tisch in ihrer Wohnung, breiteten sie die Geschenke aus, die sie uns mitgebracht hatten, darunter einen Badeschwamm in der Form eines Elefanten.



32

Tel Aviv.

«Auf die Allenby geht man nicht.»

**A**m Purimfest 1957 nahm meine Mutter nur Eva zum traditionellen Fotografieren in die Stadt mit. Vielleicht war ich krank, doch die wahrscheinlichere Erklärung ist eine andere: Die Besorgnis in der Reines-Strasse 5 hatte solch ein Ausmass erreicht, dass meine Mutter den Entschluss fasste, mich bei einem unserer Nachbarn in Obhut zu geben. Meine Schwester ging in jenem Jahr als Ballerina. Sie hielt zu beiden Seiten den Saum ihres Ballettröckchens und blickte auf eine Person, die neben dem Fotografen stand. Jemand schlug später vor, dass alle sich auf der Allenby-Strasse den Purim-Festumzug anschauen sollten, doch Hugo sagte: «Auf die Allenby geht man nicht.»

Man weiss nicht allzu viel darüber, was sich mit Hugo nach ihrer Rückkehr im Oktober zutrug, aber mein Onkel Raphi, der damals im Ausland weilte, entsann sich an die Berichte, die ihn aus Tel Aviv erreichten und nicht sehr optimistisch klangen. Nur zwei Wochen nach ihrer Rückkehr begann die Suezkrise. Die Fenster wurden mit dünner schwarzer Pappe abgeschirmt, damit kein Licht hindurch schimmerte, das womöglich von ägyptischen Bombern hätte entdeckt werden können. Vor dem Einschalten des Lichts am Abend liess Lucie die Fensterläden bis ganz nach unten herunter, so dass kein Lichtstrahl entweichen konnte. Als die Angst der ersten Tage dem riesigen Stolz über Israels Sieg gewichen war, nahm Hugo an den Feierlichkeiten nicht teil. Er verliess kaum noch die Wohnung.

Am 3. Januar 1957 schnitt Hugo einen Artikel aus der deutschen Zeitung aus. Darin wurde angekündigt, dass Kleinunternehmer wie Ärzte und Juristen, die Deutschland hatten verlassen müssen, weil sie Juden waren, für die Reputation, die ihr Unternehmen aufgebaut hatte, eine Entschädigungszahlung erhalten könnten. Die Zeitung verwendete den englischen Begriff «Goodwill» um das Konzept zu erläutern, und Hugo schrieb die Wörter, ja ätzte sie fast, zweimal auf den Zeitungsausschnitt: «Goodwill. Goodwill.» Einige Tage später, am 9. Januar, untersuchte ihn der Neurologe Dr. Ben Uriah Lowenstein. Hugo klagte über ein Zittern in der linken Hand, und Dr. Lowenstein diagnostizierte atherosklerotische Cerebralerscheinungen mit Symptomen von Parkinson. Einige Wochen vor dem Purimfest suchten Hugo und Lucie einen weiteren Neurologen auf, Dr. Siegfried Steckelmacher in der Bialik-Strasse. Er diagnostizierte in Hugo einen vorgealterten Patienten mit hypochondrisch gefärbter Gemütsver Stimmung und Tremor in der linken Hand.

Von diesen medizinischen Untersuchungen erfuhr ich aus der Mappe, die mir Mechtild gegeben hatte. Ein weiteres Schriftstück, vorgefunden in den Kartons, die ich aus dem Haus meiner Mutter mitgenommen hatte, war Hugos israelischer

Pass, und der erzählt vielleicht am ehesten, was zwischen Hugos Rückkehr nach Israel und seinem Tod geschehen ist. Die Aussenhülle des Passes war irgendwann einmal gewaltsam aufgerissen worden, womöglich in der Wut eines zwiegespaltenen Mannes, der von niemandem mehr etwas hören wollte. Wenn jemand anruft, sagt, ich bin tot, und sagt es nicht nur denen, die während des Mittagsschläfchens anrufen, sondern sagt es nahezu jedermann. Vielleicht denken sie dann darüber nach, warum sie nicht schon früher einmal angerufen haben. Und langsam beginnt sich der Kreis zu verengen, und das «nahezu» wird weniger und weniger, bis zu dem Punkt, wo er sagen wird: Wenn jemand anruft, selbst Mirjam, sagt, ich bin tot.

Am 19. März 1957, zwei Tage nachdem das Foto mit meiner Schwester als Ballerina entstanden war, fasste Hugo den Entschluss, seinem Leben ein Ende zu setzen. (Wie ist das eigentlich: Entschliesst man sich zu so etwas am Morgen und führt es dann am Mittag aus? Ich hab' keine Ahnung.) Als mir meine Mutter – dreissig Jahre später – von dem Selbstmord erzählte, sagte sie zu mir: Als er die Worte sprach: «Auf die Allenby geht man nicht», geschah dies, so glaube sie, deswegen, weil er sich auf der Allenby-Strasse bereits das Gebäude ausgesucht hatte, von dem er es machen würde.

Meine Schwester, damals sechs Jahre alt, erinnert sich, dass meine Mutter eines Tages im Badezimmer, beim Anlegen ihrer Ohrringe, zu ihr sagte, den Blick noch in den Spiegel gerichtet:

«Opa ist die Treppe heruntergefallen und liegt im Krankenhaus.»

Nach ein paar Tagen fragte Eva, wie es denn dem Opa gehe, und meine Mutter antwortete unwirsch, er sei immer noch im Krankenhaus. Als meine Schwester das nächste Mal nachfragte, erwiderte meine Mutter auf Anhieb, so, als ob sie die Textzeile einstudiert und auf ihren Einsatz gewartet hätte:

«Er ist die Treppe heruntergefallen und er ist tot.» Ende der Geschichte. Meine Schwester sollte fast dreissig Jahre brauchen, um herauszufinden, was wirklich geschehen war, doch fürs Erste reichte diese Erklärung aus. Ich war noch so klein, dass ich nicht einmal begriff, dass eine Erklärung nötig war.

Es ist früh am Morgen in Tel Aviv, und ich nehme mir vor, das Gebäude ausfindig zu machen, in dem Hugo sich umgebracht hat. Ich weiss, dass es auf der Allenby-Strasse in der «Passage Tamar» war, einem Einkaufszentrum, wie man es aus den Fünfzigern kennt. Es ist ruhig in der Stadt. Ein Mann spritzt mit einem Schlauch den Bürgersteig vor seinem Geschäft ab. Ich finde ein Gebäude, das wie diese Passage aussieht. Ich betrete das alte Bauwerk, das schon bessere Zeiten gesehen hat. Die Geschäfte mit den altertümlichen Ladenschildern sind noch geschlossen: ein Uhrmacher, ein Fachgeschäft für Hörgeräte, ein Reisebüro. Die Tür einer Versicherungsagentur ist geöffnet, ich werfe einen kurzen Blick hinein. Ein Mann Mitte fünfzig sitzt an einem kärglichen Schreibtisch, die Laminatschicht löst sich schon ab.

«Ist das die ‚Passage Tamar‘?» frage ich ihn.

«Ja, das ist die ‚Passage Tamar‘«. Wen suchen Sie?» fragt er.

Für einen Augenblick spiele ich mit dem Gedanken, es ihm zu erzählen, doch ich sage bloss einen kurzen Dank, und als ich mich umwende, entdecke ich an der Ecke des Gebäudes den Treppenaufgang. Ich gehe die Treppe bis zur dritten Etage hoch und schaue hinunter auf den Berührungspunkt. Es ist kein Bürgersteig wie in dem Witz, den ich meiner Mutter erzählt habe, sondern ein Boden aus Marmorplatten, die vermutlich gegläntzt haben an jenem Tag.



Als ich einige Monate nach meiner Rückkehr von Tel Aviv an meinem Schreibtisch in Menlo Park sitze, durchfährt mich ein Gedanke. Ich schiebe den Gedanken weg, aber er kehrt immer wieder zurück. Ich weiss, dass Hugo sein Leben in der Allenby beendet hat, und ich weiss auch, dass meine Mutter zu jener Zeit in der Allenby gearbeitet hat. Na und? frage ich mich, es ist eine lange Strasse. Doch ich muss die Hausnummern überprüfen. Im Netz finde ich heraus, dass die «Tamar Passage» an der Allenby-Strasse 111 liegt. Ich schaue in die Akte, die mir Mechtild zusammen mit einigen Bürounterlagen von Dr. Lichtenstein gegeben hat, und sehe die Adresse auf seinem Briefkopf: Allenby-Strasse 112, nur zwei Minuten entfernt. Hat Hugo noch einmal im Büro meiner Mutter vorbeigeschaut, bevor er es getan hat? Hat er irgendetwas gesagt? Hat sie geantwortet? Hat sie Leute schreien gehört, dass jemand von der dritten Etage gestürzt sei? Hat sie Sirenen gehört? Ist sie ans Fenster gegangen, um festzustellen, was passiert war? Ist sie dorthin gerannt?

Jutta Lindenbaum

Eliahu Rosenthal

VERMAEHL/TE

Ramat Gan, 19. 3. 1957.

(452/3)

Mein innigstgeliebter Mann, unser herzensguter Vater, Grossvater, Bruder und Schwager

**Dr. HUGO MENDEL**

(fr. Hamm, Westfalen)

ist plötzlich verschieden.

In tiefer Trauer

LUCIE MENDEL geb. Stern

MIRJAM ROSEN geb. Mendel u. Familie

RAFAEL MEDAN u. Familie, z. Zt. New York

LIESE RAWITZ geb. Mendel

Die Beerdigung findet heute, Mittwoch, 20.III.1957 um 3 15 h nachm. von der Hadassa Tel-Aviv, Maze Str. aus statt.

Wir danken für die Anteilnahme, die uns anlässlich des Ablebens unserer teuren

33

**Tel Aviv.**

**"Zu seinem tragischen Tod."**

«Du hast dich um die Beerdigung gekümmert» fragt Ruth Grossman ihren Ehemann Benjamin – ohne Fragezeichen. Sie sind schon seit so vielen Jahren zusammen (mehr als sechzig nach meiner Berechnung), und zwischen ihnen besteht eine erprobte Vertrautheit, die ein Satzzeichen überflüssig zu machen vermag.

«Ja, und ich war ihn identifizieren» fügt er hinzu. Sollte ihm irgendein Bild von jenem Gang in die Leichenhalle vor den Augen aufblitzen, so findet es den Weg nicht zu Benjamins Gesicht, das bewegungslos bleibt. Benjamins Haar wird dünn, sein Gesicht füllig und rot. Ruths Haar ist rabenschwarz, ihr Gesicht ist blass. Ruth ist die Tochter von Harry Binheim und seiner Frau Käthe (Lucies

Schwester), sie ist also die Cousine meiner Mutter. Aber sie war nicht bloss ihre Cousine, sie war auch eine ihrer besten Freundinnen. Sowohl meine Mutter als auch Ruth brachten «polnische» Ehemänner mit heim (die von ihren Eltern, trotz der Überheblichkeit der *Jeckes*, herzlich willkommen geheissen wurden). Beides wurden gute Ehen, die von Ruth eine sehr lange, die meiner Mutter eine sehr kurze.

Ich sitze im Esszimmer der Grossmans in Giv'atajim, unweit von Tel Aviv. Es ist heiss draussen, die Jalousien sind geschlossen, und innen ist es kühl. Vor seinem Ruhestand arbeitete Benjamin beim israelischen Energieversorgungsunternehmen «Israel Electric Corporation» als Ingenieur. Das Grossmansche Haus ist mir als Kind wie ein Palast vorgekommen – mit einem repräsentablen weiträumigen Wohnzimmer, und, was ich vorher noch nie gesehen hatte, einem Treppenaufgang innen, der zu den Schlafzimmern im Obergeschoss führte. Benjamin trinkt Tee in der Küche und hört dabei Radio, gelegentlich kommt er zu uns, um die ein oder andere Frage von Ruth zu beantworten oder um die neuesten Nachrichten zu vermehren. Das Telefon unterbricht uns ständig, und jetzt klingelt es schon wieder. Falsch verbunden.

«Was ist mit dem Telefon heut' los?» murrte Ruth, und ich kann meine Augen schliessen und meine Mutter hören. Wieder fällt mir jene Freundin meiner Mutter ein, die mir sagte, sie vermisse meine Mutter so sehr, dass sie sich dabei ertappe, «alten Jeckes-Damen nachzulaufen». Und genau das ist der Grund, warum ich jetzt Ruth Grossman nachspüre. Heute bin ich hier, damit sie mir beim Übersetzen der Kondolenzbriefe hilft, von denen einige ein unleserliches Geschreibsel sind.

Wir wundern uns, warum sich Benjamin um die Beerdigung kümmern musste und nicht Raphi, der Bruder meiner Mutter.

«Ich werde ihn morgen fragen», sage ich, «aber ich glaube, er war im Ausland.»

«Er war im Ausland» entsinnt sich Ruth, oder vielleicht wiederholt sie bloss meine Worte.

Am nächsten Tag wird mir Raphi bestätigen, dass er damals tatsächlich in New York war und dass Benjamin sich deshalb um die Bestattung kümmern musste. Alles andere hatte meine Mutter zu schultern: von der Kautions für Hugos Totenkleider bis zur Todesanzeige in der *Jeckes-Zeitung*. Und noch etwas anderes wurde ihr aufgebürdet, so, als hätte sich ein schwerer, plumper Vogel lastend auf ihren Schultern niedergelassen: Schuld. Mit dem Instinkt eines Menschen, der spürt, wie sich solch ein Vogel in seiner Kleidung verheddert, erzählten meine Mutter und meine Oma jedem (und nicht nur Eva), Hugo sei die Treppe hinuntergestürzt. Denn wenn er gestürzt war, dann war er eben gestürzt – ein Unglücksfall. Aber wenn er gesprungen war, dann konnte sein Sprung nicht nur als Verzweiflungstat gedeutet werden, sondern auch als Eingeständnis, dass sein Leben umsonst gewesen war. Und wenn sein Leben gescheitert war, dann waren sie vielleicht Teilhaber dieses Scheiterns, und um die Schmach einer solchen Teilhabe von sich abzuwehren, kam die offizielle Version auf: Hugo ist die Treppe hinuntergestürzt. Ihm ist schwindelig geworden, und er ist gestürzt. So war es ! Und um sicherzustellen, dass niemand durch die Klatschpresse auf falsche Vermutungen geriet, tauschte sich meine Mutter mit einigen ihrer Freunde aus, die gute Verbindungen zur Polizei und zu den Medien hatten, und nach einigen Telefonaten und Fürsprachen hatte sie das Gefühl, alles, was in ihrer Macht stand, getan zu haben, um die Ehre ihres Vaters, wie schwach auch immer, zu bewahren.

Ruth liest mir einen Kondolenzbrief von Trude und Hugo Aschenberg vor, Verwandten aus New York. Sie hatten die traurige Nachricht von Ernst und Hilde Katzenstein erfahren, die sich damals in den Vereinigten Staaten aufhielten. Trude Aschenberg erinnerte sich an die Verlobungsfeier von Hugo und Lucie in Northheim. Sie schrieb: «Wie vergnügt wir damals noch alle waren, und wie zahlreich!» Ernst Katzenstein schrieb aus New York, er hätte nicht gedacht, dass ihr Zusam-

mensein in Frankfurt «unser letztes Wiedersehen mit Hugo sein würde». (Ruth weiss noch, wie einst in Hameln, als sie ein kleines Mädchen war, Ernst Katzenstein, ihr Nachbar, sich bei ihren Eltern beschwerte: «Es ist ja schön und gut, wenn Ruth während der Mittagsruhe singt. Aber warum gerade unter meinem Fenster?») Mary und Franz Fürstenberg erinnerten in ihrem Brief an die schönen gemeinsamen Tage in Wiesbaden, Rüdesheim und Frankfurt. Mary ergänzte, dass auch für sie nicht alles rund gelaufen sei. Franz habe fast den ganzen Winter hindurch hohen Blutdruck und eine Blaseninfektion gehabt. Es sei doch erfreulich gewesen, dass Hugo «wieder einmal Europa gesehen» habe, das er so sehr geliebt habe, und es sei «ein Trost» dass «alles ganz schnell gekommen sei, ohne viel Leiden». Benjamin Grossman kommt aus der Küche, um weitere Nachrichten zu verkünden. In Afula, einer Stadt im Norden, habe ein Terrorangriff stattgefunden.

Hugo starb an einem Dienstag, und am folgenden Tag, um Viertel nach drei nachmittags, setzte sich der Trauerzug vom Hadassah-Krankenhaus zum Friedhof in Bewegung. Zum zweiten Mal innerhalb von vier Jahren ging meine Mutter hinter einem Toten her, den sie geliebt hatte. Ich nehme an, dass sie den nächsten Tag in der Wohnung ihrer Mutter in der Reines-Strasse verbrachte, und ich weiss nicht, ob ihnen jemand Zeitungen vorbeibrachte oder ob sie zum Kiosk ging, um sich welche zu besorgen. Ich bin allerdings sicher, dass sie bestürzt war, als sie die Zeitungsberichte über Hugo Mendel las, einen Sechsunsechzigjähre alten Mann, der von der dritten Etage eines Treppenhauses in den Treppenschacht eines Gebäudes in Tel Aviv gesprungen sei. Ein Polizeiauto habe ihn ins städtische Krankenhaus gebracht, wo er eine Stunde später verstorben sei. Einzig *Jediot Acharo-*

*not*<sup>26</sup>, eine der auflagenstärksten Tageszeitungen in Israel, hatte das Anliegen meiner Mutter unterstützt: «Anfangs ging die Polizei von einem Suizid aus, doch weitere Nachforschungen haben ergeben, dass der Verstorbene in dem Gebäude nach einem Büro Ausschau hielt, und da er an Schwindelanfällen litt, stolperte er und stürzte die Treppe herunter.» Ein weiterer Keulenschlag traf die Reines-Strasse 5, als eine Beileidsbotschaft von irgendwelchen fernen Verwandten den Ausdruck «tragischer Tod» enthielt, das gebräuchliche Schlüsselwort für Selbstmord. So sah es also aus. So würde Hugo Mendel im Gedächtnis bleiben, und meine Mutter blieb zurück mit der Last eines weiteren Scheiterns.



Tel Aviv.

«Es war kein Honigschlecken.»

Zum Purimfest 1958 standen wir erneut auf dem kleinen Podest im Fotostudio Gilai – ein junger Matrose, der brav in die Kamera schaute, und ein chinesisches Mädchen mit einem verhaltenen Lächeln. Wenn ich zurückdenke, wuchs ich in einer Welt der Frauen auf. Die Männer – mein Vater und Hugo – waren noch für einige Jahre gegenwärtig dank ihrer Nassrasierer, die aus irgendeinem Grund in den Badezimmern liegen geblieben waren, aber dann auch irgendwann verschwanden. Raphi war zumeist auf Reisen. Die anderen Männer aus der Familie sahen wir nur in den Ferien, und dann erkundigten sie sich bei mir nach der Schule. Ich kam recht gut ohne die Männerwelt klar. Der Erziehungsguru meiner

Mutter war Dr. Benjamin Spöck, der in seinem Buch behauptete, ein heranwachsender Junge ohne Vater müsse so viel wie möglich mit anderen Jungen spielen. Das tat ich. Den Nachbarjungen Udi, der ein Jahr jünger war als ich, überzeugte ich, dass wir, wenn wir auf eine Bank klettern und unsere Arme schnell genug hin- und herbewegen würden, wie Vögel abheben könnten. Wir wussten, es war wenig aussichtsreich, und je mehr wir es versuchten, desto mehr wussten wir's. Als nächstes eröffneten wir ein Hotel auf Udis Guaven-Baum und servierten die Konservierungsflüssigkeit von eingemachten Gurken als Suppe. Von einem älteren Jungen lernte ich, wie man im Stehen pinkelt, ein anderer Junge zeigte mir, wie man Fahrrad fährt, und die meisten Nachmittage spielte ich Cowboy oder Indianer und warf Zapfen von Zypressen auf andere Jungen. Auf unserem Hinterhof nahm ich ehrgeizige Projekte in Angriff: hob einen Teich aus, gründete einen Zirkus, schoss eine Rakete auf den Mond. Ich war ziemlich beliebt, und trotz meiner miserablen Sportleistungen wählten mich die Jungen immer wieder zu ihrem Mannschaftsführer. Dies fand aber ein jähes Ende, nachdem ich unbeabsichtigt einen schweren Ball senkrecht anstatt horizontal geschleudert hatte, und meine Mitspieler um ihr Leben laufen mussten.

Jahre später, als wir eigene Kinder hatten, schrieb ich meiner Mutter, wie sehr ich jetzt im Nachhinein darüber staunte, dass sie uns ganz allein aufgezogen habe. Sie schrieb zurück: «Es war kein Honigschlecken», und erinnerte sich, sie sei ständig müde und knapp bei Kasse gewesen, doch sie fügte hinzu, ich solle nicht vergessen, dass sie jede Menge Unterstützung von Oma, Opa und Ora bekam («Witzig, wenn man nur einen Buchstaben austauscht», kommentierte meine Mutter). Ora war unsere heissgeliebte Putzfrau, die zweimal in der Woche aus einer entfernt gelegenen Wohngegend kam und Eva und mir Geschichten von ihrem Leben im fernen Jemen erzählte. Sie verdient es unbedingt, hier mitgenannt zu werden. Verblüfft war ich darüber, dass auch Opa zu dieser Unterstützergruppe zählte, war



er doch aus unserem Leben verschwunden, seit ich vier Jahre alt war, doch meine Schwester hat noch gut in Erinnerung, wie er uns samstags «Shabbes-Bonbons» mitbrachte und uns mit Liebe überschüttete. Es gab auch noch einige Nachbarn, die meiner Mutter zur Hand gingen, aber ohne Zweifel war es Oma, die mehr als alle anderen meiner Mutter beistand, um uns grosszuziehen.

Ich konnte Stunden in ihrer kleinen Wohnung verbringen, mich mit alten Drähten, durchgebrannten Sicherungen und einem Zauberkasten beschäftigen. Wenn mir all dies zu langweilig wurde, klappte ich den gelben Deckel des Sekretärs nach vorne aus, in dem Hugos Balgenkamera, ein Schreibblock, Farbstifte, eine Stimmgabel und Dutzende von grünen Briefumschlägen mit der aufgedruckten Adresse seiner Anwaltskanzlei zu finden waren. Und wenn mir irgendwann auch dies zu langweilig wurde, spielten wir eine Partie Dame, oder Oma las mir die Streiche von Max und Moritz vor oder die grauenvollen Strafen, die ungezogene Kinder im *Struwelpeter* erleiden. Am Wochenende besuchte uns Oma manchmal in unserem Haus am Stadtrand. Dann stand sie vor der Tür mit einer Tüte Pistazien und ihrer guten Laune. An den Spaziergängen mit ihr durch die Felder in unserer Umgebung fand ich fast ebenso viel Gefallen wie an unserem Bummeln durch die Stadt. Nach dem Mittagessen, wenn meine Mutter sich zu ihrem Schläfchen hinlegte, stellte Oma einen Klappstuhl auf den Rasen und jätete Unkraut. Wenn sie auf einer Seite des Rasens fertig war, stellte sie ihren Klappstuhl auf einer anderen Seite auf und machte weiter. Auf besondere Nachfrage zupfte sie einen langen Grashalm aus und trompetete auf ihm, oder sie erzählte mir den neuesten Klatsch und Tratsch aus der grossen Stadt.

Einmal, so erzählte sie mir, sei ihr, als sie auf dem Weg zu uns in den Bus gestiegen sei, ein schwarzer Hund nachgelaufen und habe sich neben sie auf den Boden gelegt. Der Busfahrer wies sie daraufhin, dass die Mitnahme von Hunden im Bus nicht gestattet sei, sie solle den Hund aus dem Bus entfernen. Oma erklär-

te ihm, dies sei nicht ihr Hund. Der Busfahrer glaubte ihr nicht und bestand darauf, dass sie den Hund unverzüglich aus dem Bus fortschaffen müsse. Da erhob Oma ihre Stimme und sagte ihm die Meinung, worauf der Kontrahent zu dem unschlagbaren Mittel der Busfahrer griff: dem Ultimatum, er werde keinen Meter weiterfahren, solange der Hund im Bus sei. Bei den anderen Fahrgästen wurde Unmut über Oma laut. Gerade als die Situation zu eskalieren drohte, rannte der Hund aus dem Bus, womöglich hinter einer Katze her. Als Oma uns einige Wochen später besuchte, wollte ich von ihr wissen, ob ihr auf dem Weg zu uns wieder mal irgendetwas Aussergewöhnliches zugestossen sei. Sie könne es ja kaum glauben, berichtete sie, aber derselbe schwarze Hund sei ihr auch dieses Mal wieder hinterhergelaufen – und sie erzählte eine beinahe gleiche Geschichte, nur mit einem anderen Busfahrer. Auch dieser Fahrer unterstellte Oma, es sei ihr Hund, und wiederum bestritt Oma, die Besitzerin zu sein, was der Busfahrer ihr nicht glaubte, und so weiter. Einige Wochen vergingen, da kam Oma erneut zu uns zu Besuch. Noch bevor sie die Pistazien aus ihrer Tragtasche herausholte, fragte ich sie, ob irgendetwas vorgefallen sei. Oma erwiderte, so unglaublich es auch klingen möge, der gleiche Zwischenfall sei schon wieder geschehen. Ich war fasziniert, als sie jedes kleine Detail beschrieb, doch ein Funke Zweifel glomm in mir auf. Als sie fertig war, sah ich mich veranlasst, sie zu fragen:

«Oma, ist das alles wahr?»

«Nein» gab sie zur Antwort, ohne das geringste Anzeichen von Entschuldigung.

Ich stellte ihr noch weitere Fragen, und mit jeder Antwort nahm das Ausmass ihres Schwindels zu. Ich hätte es ja willig hingenommen, wenn sie die Geschichte dieses dritte Mal wiederholt hätte, um mir eine Freude zu machen. Vielleicht sogar, wenn ihre Erzählung schon beim zweiten Mal nicht die Wahrheit gewesen wäre, doch als ich begriff, dass das Ganze überhaupt nie geschehen war, fühlte ich

mich betrogen. Kein Hund war ihr jemals in den Bus hinterhergelaufen. Kein Busfahrer hatte sich aufgeregt. Nichts.

«Es ist bloss eine Geschichte» sagte Oma.

«Aber sie ist nicht wahr!»

Ich erzähle diese Geschichte mit dem schwarzen Hund, weil mich die gesamte Thematik von Geschichten und Verschleierungen bewegt. Als Kinder wussten wir nichts von Opas Selbstmord. Wir wussten auch nichts über Nettchens Tod, und Oma gab sich als das sorglose kleine Mädchen, das auf einem Grashalm Töne pfeifen konnte. Vielleicht war das letzten Endes auch gut so, wir waren Kinder, und es war unsere Rolle, dem Leben der Erwachsenen in unserer Familie Glück einzuhauchen. Überdies bin ich nach vielem Nachdenken zu dem Schluss gekommen, dass man in Oma, wenn man ihre Gute-Laune-Hülle abstreifte, einen ziemlich glücklichen Menschen vorfinden konnte. Daher glaube ich nicht, dass Oma, so wie wir sie kannten, bloss eine Geschichte war.

Und trotzdem ärgert es mich, wie wenig ich damals wusste. Was mit Nettchen geschehen war, was mit Hugo geschehen war, das hockte ja doch die ganze Zeit als Last auf ihren Schultern, und manchmal führte es Schnabelhiebe gegen sie aus. Was, wenn ich dies oder jenes getan hätte? Was, wenn ich etwas anderes gesagt hätte? Vielleicht wäre Nettchen dann nicht nach Deutschland zurückgekehrt? Vielleicht wäre Hugo dann nicht in die Allenby-Strasse gegangen? Ich hatte keine Ahnung von ihrem Schmerz. Und auch nicht von ihren alltäglichen Sorgen. Die Tatsache etwa, dass Oma uns Pistazien mitbrachte (die, das wusste ich bereits, teurer als Erdnüsse oder Sonnenblumenkerne waren), machte sie in meiner Vorstellung zu einer Millionärin. Doch die Wahrheit sah ganz anders aus. Die monatliche Entschädigung, die Hugo für den Verlust seiner Berufsausübung von den Deutschen erhalten hatte, war nach seinem Tod um vierzig Prozent gekürzt worden, und so

war es schwer für Lucie, über die Runden zu kommen. Und mit der finanziellen Not gingen kleine Kränkungen einher. Vor Hugos Tod hatte ein Rechtsanwalt namens Adlerstein die ersten Schritte unternommen, Hugo bei zwei weiteren Schadensersatzansprüchen gegen die Deutschen zu unterstützen. Der eine bezog sich auf die Verschlechterung seines Gesundheitszustandes, der andere auf den immateriellen Wert (den Goodwill) seiner früheren Anwaltspraxis. Da diese Ansprüche auch noch nach Hugos Tod galten, suchte Lucie eines Tages die Anwaltskanzlei auf, um sich nach dem Stand der Angelegenheit zu erkundigen.

Adlerstein war nicht da, und seine Mitarbeiterin teilte Lucie mit, man habe keine Kenntnis von den neuesten Entwicklungen in ihrer Sache. Doch als sie sich zum Gehen wandte, konnte sie einen handschriftlichen Vermerk auf ihrer Akte erspähen, der besagte, ihr Fall sei aussichtslos. Verwirrt und verletzt stürmte sie aus der Kanzlei. In solchen Fällen war es meine Mutter, bei der Oma ihren Schmerz ablad, und ich kann mir das Gefühl der Vergeblichkeit vorstellen, mit dem sie im Namen ihrer Mutter ein Protestschreiben an Dr. Adlerstein tippte und eine Erklärung verlangte: Wieso handelt es sich hier um einen aussichtslosen Fall? Ich nehme an, dass meine Mutter in Erwägung zog, die Angelegenheit an ihren Chef, Dr. Lichtenstein, weiterzuleiten, doch der war auf die jüdische Gemeinde in Danzig spezialisiert. Deshalb wagte sie vielleicht nicht, ihn zu bitten, den Fall zu übernehmen, oder hielt es für ungehörig. Hier scheitert sie ein weiteres Mal. Nicht nur ist jedem bekannt, dass ihr Vater einen «tragischen Tod» erlitten hat – nun ist auch noch sie, die täglich den Juden in Danzig hilft, nicht in der Lage, ihrer eigenen Mutter zu helfen.

Letztendlich lastete alles auf den Schultern meiner Mutter: Mutter, meine Schwester und ich, Tante Liese, die Mandanten in ihrem Büro, der Tod ihres Vaters und vielleicht auch der von Nettchen. Und es war nicht zu übersehen. Meine Mutter war schnell aufgebracht, und manchmal brach die Gereiztheit, die wir alle

von Onkel Max geerbt hatten, auch aus ihr hervor, und sie fauchte uns auf Deutsch an: «*Herr Jesus noch mal!*» Zuweilen war sie niedergeschlagen: Sie schloss die Jalousien, verschloss sich selbst, schloss die Schlafzimmertür, lag im Dunkeln auf ihrem Bett, und wir wussten, dass sie einen Migräneanfall hatte und wir nicht einmal flüstern durften. Nach ein paar Stunden kam sie aus dem Schlafzimmer, antwortete auf unsere Frage nach ihrem Befinden: «Es ist besser», und machte uns das Abendessen. Sie rauchte eine Schachtel Zigaretten pro Tag, und beständig knibbelte sie an der Haut um ihre Fingernägel. Einmal war an ihrer linken Hand ein Finger so entzündet, dass sie, so erzählte sie uns mit einem Augenzwinkern, Dr. Lichtenstein gebeten habe, in seiner Korrespondenz Wörter mit den Buchstaben R, T und B zu vermeiden (die Buchstaben, die am häufigsten mit dem lädierten Finger anzuschlagen waren).

Ihr trockener Humor stand ihr hilfreich zur Seite und liess kaum Freiraum, gemeinsam Schmerz zu empfinden. Wenn ich mich verletzte, sagte sie: «Bis zu deiner Hochzeit ist der Schmerz weg» (sie hatte recht). Wenn ich Widerworte gegen sie erhob, fragte sie: «Bin *ich* die Mutter, oder bist *du* der Sohn?» Wir kannten keine langen, bedeutungsvollen Gespräche, aber ihre lakonischen Aussprüche hatten etwas Vertraut-Verlässliches, so wie eine Jukebox in einem Lokal, die genau die Musik abspielt, die man mit einem Knopfdruck gewählt hat. Wenn ich sagte, das Essen sei heiss, gab sie zur Antwort, kalt kochen könne sie nicht. Wenn ich einen Satz mit «Ich denke ...» begann, unterbrach sie mich: «Überlass das Denken den Pferden, die haben grosse Köpfe.» Als ich mich albern benahm, begann sie im Selbstgespräch über Frau Steinmann zu rasonieren, eine Bekannte, die in eine psychiatrische Klinik eingewiesen worden war: «Ja klar ..., so hat es bei Frau Steinmann auch angefangen.» Als ich an Bronchitis erkrankt war und klagte, das Atmen bereite mir Schmerzen, gab sie zurück: «So hör auf zu atmen.» Wenn sie nachts in ihr Bett sank, hörte ich sie sagen: «Auf diesen Moment habe ich gewartet», was meine Frau und ich immer noch zu sagen pflegen, wenn unser Kopf mit dem Kopf-

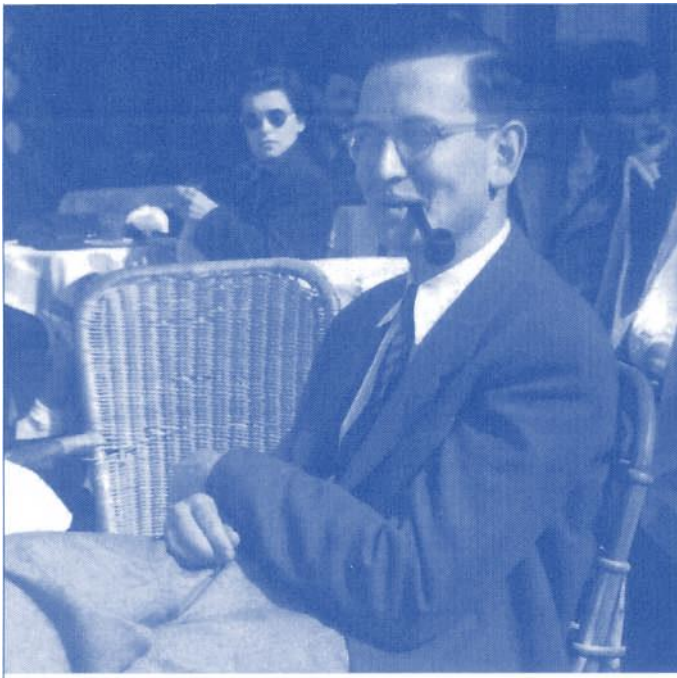
kissen in Berührung kommt, nachdem wir einen besonders hektischen Tag hinter uns gebracht haben.

Zur Sommerzeit packte meine Mutter ein paar englische Bücher und ihren Badeanzug ein und fuhr mit uns für eine Ferienwoche ins Ben-Yehuda-Hotel in Haifa, in dem sie als Offizierswitwe verbilligt wohnen konnte. Stundenlang sass sie lesend am Pool, während meine Schwester und ich uns im Wasser tummelten. An einem Nachmittag in Haifa nahm sie mich mit, um mir Israels neues Wunder der Technik zu zeigen: die Karmelit. Das war die erste U-Bahn in Israel, sie verkehrte zwischen dem Hafenviertel und der Anhöhe von Haifa, dem Berg Karmel. Nach einer unspektakulären U-Bahnfahrt stiessen wir auf eine weitere Erfindung, der wir zuvor noch nie begegnet waren: eine Rolltreppe. Ich verstand nicht so ganz, was sich da vor meinen Augen entfaltete – wie diese Stufen plötzlich aus dem Nichts auftauchten und nach ein paar Augenblicken des Glanzes wieder im Boden verschwanden. Wie es schien, durchschaute auch meine Mutter dieses System nicht, aber sie schritt voll Zuversicht voraus, um zu demonstrieren, wie man es macht, und trat stracks auf die Spalte zwischen zwei Trittflächen. Das nächste, was ich sah, war meine bestürzte Mutter, die hingestreckt auf der fahrenden Treppe lag. Ich war mir sicher, sie würde da oben in dem Schlitz, in den die Stufen hineingleiten, auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Das war s dann. Ich würde ein Waisenkind sein, und kein besonders würdiges. Mein Vater, ein Armeeeoffizier, war an einem Herzinfarkt gestorben, nicht auf dem Schlachtfeld. Und meine Mutter? Von einer Rolltreppe gefressen. Meine Mutter, so vertraute sie mir später an, war von einer praktischeren Sorge beherrscht: Sie habe damit gerechnet, dass ihr Kleid an irgendeinem Metallteil oder einer Schraube hängenbleiben werde, und habe sich bereits vorgestellt, wie sie in ihrer Unterwäsche in eines der naheliegen-

den Geschäfte rennen würde, um dort irgendetwas zu ihrer Bedeckung zu kaufen. In letzter Sekunde lief ein junger Mann, der einige Stufen höher auf der Rolltreppe stand, die Stufen hinunter und half, als echter *Kavalier*) meiner Mutter wieder auf die Beine. Wir konnten ihm nicht genug Dank sagen, und mehr als zwanzig Jahre lang betrat meine Mutter keine Rolltreppe mehr.

Dieses Erlebnis – wie meine Mutter auf der Rolltreppe hinaufgefallen war – wurde sehr schnell zu einer der beliebtesten Familiengeschichten, wesentlich gefragter als die Geschichte, die niemals mehr erwähnt wurde: von Opa, der eine Treppe hinabgefallen war.

Die Wörter «Hugo» oder «Opa» oder «*Vati*» wurden in der kleinen Wohnung in der Reines-Strasse oder in unserem Haus höchst selten ausgesprochen. Doch als Unterströmung herrschten Scham und Kränkung darüber, dass das Leben von Dr. Hugo Mendel auf diese Weise geendet hatte.



Jerusalem.  
«Lucie passte sich dem Fluss des  
Lebens an.»

**I**ch fahre durch Raphis Stadtviertel nahe Jerusalem, und während ich rechts und links nach seiner Wohnung Ausschau halte, verfolgen Passanten mein Auto mit argwöhnischen Blicken. Ein Selbstmordattentäter hat sich gestern in Afula, einer Stadt im Norden, in die Luft gesprengt. «Entspannt euch» teile ich den mich musternden Augen mit. «Ich bin hier wegen eines anderen Selbstmords.»

Auf dem Weg hierher hatte ich in einem Einkaufszentrum haltgemacht, um Deodorant zu kaufen, und ein Sicherheitsmitarbeiter am Eingang kontrollierte meinen Rucksack. Er war ein kräftiger Mann mit starkem russischem Akzent.



«Irgendwelche Waffen?» fragte er wie bestimmt tausend Mal am Tag. «Nein» sagte ich, und er langte mit der Hand bis ganz unten in meinen Rucksack. Bei sich in Russland ist er womöglich Ingenieur oder Chemiker gewesen.

Raphi öffnet die Tür und versucht seinen überfreundlichen, lockigen Hund im Zaum zu halten, der sich fast bis zu meinem Gesicht streckt, um mich abzuschlecken. Wir haben immer mal miteinander telefoniert, doch gesehen habe ich Raphi mehrere Jahre hindurch nicht, und ich bin ein wenig erschüttert, als ich ihn jetzt wiedersehe. Er geht auf die Achtzig zu, leidet an der Parkinson-Krankheit und geht ein wenig gebeugt. Es braucht etwas Zeit, bis ich in seinem jetzigen Erscheinungsbild den gutaussehenden Onkel mit Pfeife erkenne, der mit den Ohren wackeln konnte (die erheblich gewachsen sind). Er trägt dieselbe Brille mit dem breiten Gestell, die er schon immer getragen hat, und hat sein lichter werdendes Haar zur Seite gekämmt. Er sieht immer noch würdevoll aus. Wenn man ihn in der Nähe von israelischen Botschaften oder bei Delegationen erblickte, geschah es mehr als einmal, dass er mit Israels Aussenminister Abba Eban verwechselt wurde.

Wir sitzen am Esstisch in der kleinen Wohnung. Raphi erinnert sich, bei den Mendels daheim in Hamm sei eine gewisse Überheblichkeit zu spüren gewesen. Wenn er einen Freund mit nach Hause brachte, der dem Niveau der Familie nicht entsprach, hiess es: «Ein Mendel schreibt auf besserem Briefpapier.» Sie machten sich lustig über *Käfers* – Provinzler, die sie typisch verkörpert fanden in einer Putzfrau mit ihrem Lieblingsausspruch: «Wat de Buer nich kennt, dat frett he nich.» Sie schauten auf Neureiche herab wie auf die Metzgersfrau, die sich stets beklagte: «Ich hab' den ganzen Tag dafür gebraucht, mein Sterling-Tafelsilber zu putzen.» Sie schätzten das Jiddische gering, das sie als verhunztes Deutsch betrachteten.

Obwohl das Wort *Ostjuden* tabu war, hielten sie sich für etwas Besseres als die Juden aus Osteuropa, die nicht einmal in der Lage waren, Wörter mit Umlauten wie *Stück* oder *Vögel* richtig auszusprechen.

Und mit jeder Gruppe, auf die sie herabschauten, hoben sie sich selber empor. Sie waren keine *Käfers*, sie waren keine *Ostjuden*, sie waren keine Neureichen. Sie waren Mitglieder eines exklusiven Clubs, die mit zwei leuchtenden Umlaut-Punkten über ihren Köpfen umherstolzierten, korrektes Deutsch sprachen, makellose Tischmanieren beherrschten und neue Rezepte aus fernen Orten wie Paris ausprobierten. Sie befanden sich auf dem Gipfel der Welt. Vielleicht hat diese Höhe ihren Sturz so tödlich werden lassen.

Raphi erinnert sich, wie sein Vater Hugo an einem heißen Sommertag in Tel Aviv – in Anzug und Krawatte – einen Spaziergang machte, bisweilen stehenblieb, seinen Strohhut abnahm und mit dem Daumen über das innere Band fuhr, um den Schweiß wegzuwischen. «Hugo lebte so, wie man eben zu leben hatte», erklärt Raphi, und mir fällt der Vers ein, den Gertrud Katz mir in New York einmal vorlas und der davon spricht, dass man sich manchmal im Leben bücken müsse.

Darum drehte es sich vielleicht. Hugo wuchs mit nur einem Lebensschema auf, in dem festgelegt war, wie die Dinge abzulaufen hätten, und er ging davon aus, auf diese Weise geradlinig und aufrichtig durchs Leben gehen zu können. Als er sich mit einer neuen Weltordnung konfrontiert sah, schaffte er es zu keiner Zeit, sich ihr zu beugen. Oma war anders. «Lucie passte sich dem Fluss des Lebens an», sagt Raphi. «Sie versuchte nicht, Dinge zu ändern, sondern nahm die Gegebenheiten hin, denen sie sich gegenüber sah, und machte das Beste daraus.» Sich anzupassen ist oft mit einem gewissen Sichbeugen verbunden.

Auf die Oma, die ich kannte, trifft dies zu. Bei ihr kann ich mich nicht an irgendein Vornehmtun entsinnen. Ja, sie hatte ihre Vorurteile, aber sie mochte Menschen und bezeugte Neugier auf sie. Vor den Eltern meines Vaters hatte sie

Hochachtung, obwohl sie *Ostjuden* aus Polen waren. Sie scheute sich nicht, ihre Sprache hie und da mit jiddischen Ausdrücken zu würzen. Vielleicht ist das der Grund, warum Oma sich mehr mit Israel verbunden fühlte als Opa. Sie hat es nie gemocht, wenn die Leute auf der Strasse herumschreien oder sich in der Schlange vordrängeln, aber sie hat es hingenommen als etwas, das zu diesem Land gehört.

Ich denke an den Mann aus Russland, der heute Morgen im Einkaufszentrum meine Tasche kontrolliert hat. Wie geht es ihm dabei, wenn er sich so beugen muss ? Ich vermute, es hat damit zu tun, welchen Anteil das Ingenieursein daran hatte, was er in Russland gewesen ist. War er Boris der Ingenieur? Oder Boris der Vater, der gleichzeitig Ingenieur ist? Oder Boris, der gerne Blauhäher füttert und der zugleich Vater und Ingenieur ist? Und ich vermute, es hat auch damit zu tun, wie wichtig es ihm ist, was andere über ihn denken. Die meisten Menschen sind der Meinung, dass ein Sicherheitsmitarbeiter in einem Einkaufszentrum weniger wichtig ist als der Ingenieur, der den Bau dieses Einkaufszentrums geplant hat. Die meisten Menschen sind der Meinung, dass das Verkaufen von Drahtzäunen weniger ehrenwert ist, als vor Gericht aufzutreten, um die Einbrecher zu verteidigen, die diese Zäune durchgeschnitten haben. Es hat etwas mit Stolz zu tun. Wenn sich anzupassen mit einem gewissen Sichbeugen verbunden ist, werden die Stolzesten sich nicht anpassen.

Raphis Parkinson-Krankheit ist nicht neu, er hat sie schon seit Jahren doch mir kommt es vor, als habe sich sein Zittern verschlimmert. Er hat die Tür zwar selbst geöffnet, die meiste Zeit aber sitzt er und neigt seinen Kopf seitwärts. Eine freundliche Frau von den Philippinen namens Violetta kümmert sich um den Haushalt. Er spricht mit klarer Stimme und spielt dabei mit seiner Tabakpfeife in der Hand. Als Kind bin ich einmal vor Stolz geplatzt, als er mir eine seiner Pfeifen für das Purimfest-Kostüm auslieh. Mit Hugos Kamera über der Schulter und einem Koffer in der Hand verwandelte Oma mich in einen Touristen. (Oder war es

vielleicht meine Mutter, die sich in jenem Jahr das Kostüm ausgedacht hat?) Raphi erzählt mir, wie er vor Jahren von seiner Parkinson-Krankheit erfahren habe. Er war im Ausland und hatte sich von einem Arzt routinemässig durchchecken lassen. Bevor er ging, wollte der Arzt von ihm wissen, wie er mit seinem Parkinson umgehe. Raphi begriff nicht, wovon die Rede war, doch der Arzt erklärte, an Raphis Art zu gehen könne er erkennen, dass er diese Krankheit habe. Das ist nun fünfzehn Jahre her, und Raphi hat gelernt, mit diesem Zustand umzugehen und mit ihm zu leben. Bei Hugo war kein Parkinson festgestellt worden, doch im letzten Jahr seines Lebens war bei ihm ein Zittern zu beobachten, und vielleicht hatte er den Entschluss zu sterben gefasst, um niemandem zur Last zu fallen, wenn sein Zustand sich verschlechterte. Vielleicht hatte er nicht begriffen, welch eine schwere Last sein Selbstmord hinterlassen würde.

Raphi erzählt nicht viel von seiner Zeit beim Mossad, doch im Hammer Stadtarchiv fand ich heraus, dass er in den frühen 1950er Jahren seinen Wohnsitz in Hamm angemeldet hatte. Ich vermute, dass die deutsche Staatsangehörigkeit ihm förderlich war, da er eine Abteilung des Mossad leitete, die Nazi-Verbrecher aufzufindig machen sollte. Aus einem israelischen Zeitungsartikel erfuhr ich, dass über ihn die Verbindung zu Fritz Bauer bestand, dem jüdisch-deutschen Generalstaatsanwalt im Bundesland Hessen, der Israel entscheidende Hinweise gab, wo sich Adolf Eichmann aufhielt, jener Nazi, der für die Organisation der Massendeporationen der Juden in Ghettos und Vernichtungslager zuständig gewesen war. Im Mai 1960 nahmen Raphis Kollegen Eichmann in Argentinien fest und brachten ihn nach Israel, wo im April 1961 in Jerusalem der Prozess gegen ihn begann.

Wie jedermann in Israel kaufte auch meine Mutter ein Transistorradio und hörte den Rundfunk-Übertragungen des Eichmann-Prozesses zu. Es war ein seltsamer und trüber Frühling. Meine Mutter ging morgens mit dem Transistorradio

in der Hand zur Arbeit. Abends, so habe ich noch im Gedächtnis, stand sie an der Spüle, erledigte nach dem Abendessen den Abwasch und lauschte dabei der täglichen Zusammenfassung des Prozesses. Raphi befand sich damals in Israel, wo ihn alle möglichen Aufgaben auf Trab hielten, und er erzählt mir, wie er eines Tages vor Prozessbeginn in das Büro des Chefanklägers Gideon Hausner kam und diesen beim Einüben seiner Eröffnungsrede antraf. Hausner bat Raphi zu bleiben und seiner berühmten «Six Million Accusers'-Rede zu lauschen.<sup>27</sup>

Ich habe mir den Prozess im Radio nicht angehört. Einige Kinder sprachen darüber, und ganz Mutige zeichneten ein Hakenkreuz in den Sand und verwischten es sofort wieder, oder sie zeichneten eines auf ein Stück Papier und verbanden dann die Linien, um es in ein quadratisches Fenster mit Gitterstäben zu verwandeln.

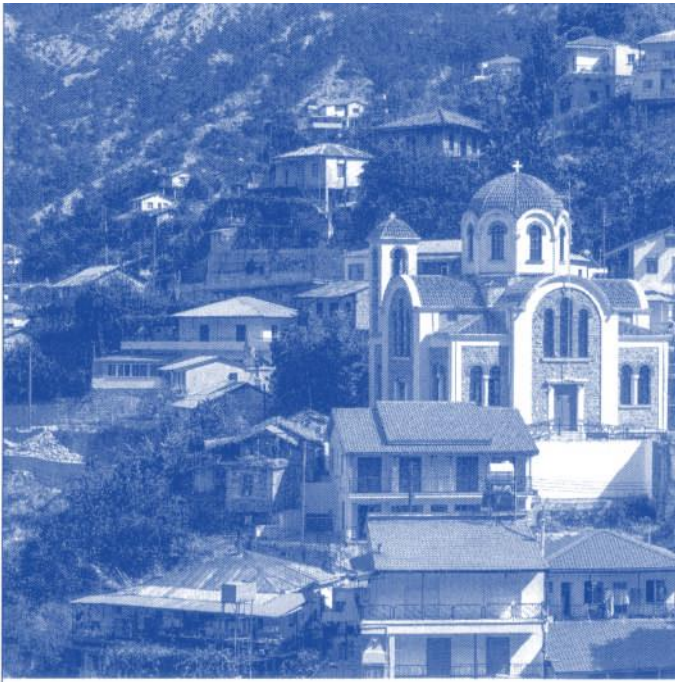
Wie Lucie auf den Prozess reagiert hat, weiss ich nicht mehr. Doch ich kann mir vorstellen, dass er, wie bei so vielen anderen, den dünnen Schorf über ihrer Wunde abgeschabt hat. Die Deportationen von deutschen Juden nach Riga waren auf Eichmanns persönliche Initiative hin geschehen, und er war mehrmals selber in Riga gewesen. Ich weiss nicht, ob Lucie oder meine Mutter auch die Aussage von Eliezer Karstadt aus Riga gehört haben, der vor Gericht die Erschiessungen bezeugte. «Da stand ein Deutscher mit einem Maschinengewehr. Sie mussten Gräben ausheben und ihre Habseligkeiten auf den Boden legen. Wer Glück hatte, bekam eine Kugel und war tot, die, die kein Glück hatten, wurden in die Gräben gestossen und erstickten bei lebendigem Leibe.»

Dutzende von Zeugenaussagen machten nicht nur das Ausmass der Gräueltaten deutlich, sondern auch ihre ganze Vielfalt und die Tatsache, dass es mehr als nur einen Weg gab, ein Opfer des Holocaust zu werden. Gewiss, die Opfer, wie man sie kennt, waren jene, die in den KZs vergast wurden, oder Menschen wie Nett-

27 Der Beginn von Hausners Rede: «Mit mir treten zu dieser Stunde sechs Millionen Kläger auf»

chen, die erschossen wurden, oder solche, die verhungerten oder sich in den Lagern und Ghettos Krankheiten zuzogen. Doch wie steht es mit jenen, die, wie Nettchens Nachbarin Frau Waller, nicht in der Lage waren, den seelischen Belastungen standzuhalten, und sich entschieden, ihr Leben selbst zu beenden? Benno Cohen, einer der führenden Köpfe der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland, bezeugte im Eichmann-Prozess das Ausmass des Suizid-Phänomens unter deutschen Juden: «Wir erhielten bedrückende Mitteilungen aus allen Städten, dass der und der Anwalt, dieser Arzt, jener Industrielle, der und der Grosskaufmann sich das Leben genommen habe. Sie konnten den Schmerz nicht ertragen, der ihnen als Folge des Verlustes von Status und Würde zugefügt worden war. Sie begriffen nicht, was sich abspielte, und entschieden sich für diesen Weg», trug Cohen vor.

Meine Mutter machte den Abwasch und hörte zu. Diese Menschen waren auch Opfer der Nazis. Ihr Vater hatte haargenau dieselbe Entscheidung getroffen wie sie.



36

## Nikosia. «Auf Wiedersehen.»

Am 14. August war der Eichmann-Prozess zu Ende, und zwei Tage später, als wenn sie nach frischer Luft schnappen wollten, nahmen Oma, meine Mutter und Tante Liese uns mit nach Zypern. Oma hatte ihren Traum nicht aus den Augen verloren, uns die Schönheit Europas zu zeigen, doch so eine Reise überstieg ihre finanziellen Mittel, und womöglich befürchtete sie auch, ihr Erlebnis von 1956 könne sich wiederholen. Zypern war im Jahr 1961 ein begehrtes Reiseziel für Israelis, und die drei Frauen nutzten die günstigen Preise. Wir flogen nach Nikosia. Die Stadt war dermassen überfüllt mit Israelis, dass die Läden mit Hinweisschildern auf Hebräisch lockten. Ihre Sehnsucht nach Europa liess die drei Frauen die

Israelis meiden. Wir wohnten in einem von Bäumen umstandenen abgelegenen Hotel, weit entfernt von den Touristenströmen. Am zweiten Tag erkrankte Oma an einer Lebensmittelvergiftung. Über das Hotel rief meine Mutter nach einem Arzt, und als er eintraf, war der Mann hochofregut, sich mit den drei Damen auf Deutsch unterhalten zu können, das er auf der Universität gelernt hatte. Omaz Zustand kam ihm wohl nicht sehr besorgniserregend vor, er verschrieb irgendeine Medizin. Beim Abschied sagte er: «*Auf Wiedersehen?*»

Meine Mutter war darüber nicht sehr erfreut, und als er gegangen war, murrte sie über seine Wortwahl.

«Wir möchten ihn nicht Wiedersehen», sagte sie.

*Sein Auf Wiedersehen* wurmte sie auch noch in den folgenden Tagen. So wie sie ihre Glücksaussichten kannte, würde bestimmt etwas Schreckliches geschehen. Dennoch brachte sie es fertig, es sich in jener Woche gut gehen zu lassen, und die drei waren bemüht, jeden Tropfen von Europa, den Zypern bieten konnte, aufzufangen. Ihre grösste Freude war es, mich und meine Schwester bei der allerersten Berührung mit westlicher Zivilisation zu beobachten – wie wir unsere erste Flasche Coca Cola tranken, die erste Fernsehshow sahen und das erste Mal «Thankyou» auf Englisch sagten. Wir fühlten uns wie echte Weltenbummler, kauften ein Dampfbügeleisen, machten eine Busrundfahrt und besuchten ein Kloster – alles neue Erfahrungen. Als unser Bus auf einer engen Strasse nicht mehr weiterkonnte, weil uns ein anderer Bus entgegenkam und der Fahrer einige hundert Meter zurücksetzen musste, stand für meine Mutter fest, wir würden in den Abgrund rollen und, falls wir das Glück hätten, nicht sofort tot zu sein, dem Dr. *Auf Wiedersehen* wiederbegegnen. Doch nein, wir überlebten die Fahrt, und wie immer traf uns das Unheil von unerwarteter Seite: Einen Tag vor unserem Rückflug nach Tel Aviv quetschte Tante Liese sich die Hand in der zufallenden Tür eines Taxis. Das Hotel benachrichtigte den deutschsprechenden Arzt, der einen



Knochenbruch vermutete und Liese und meine Mutter ins Krankenhaus brachte. Als Liese mit einem Gipsverband um die Hand zurückkehrte, verkündete meine Mutter:

«Ich hab' ihm gesagt: *Kein Auf Wiedersehen* dieses Mal. *Guten Tag ist gut genug.*»

In jener Nacht, unserer letzten auf Zypern, schlief meine Mutter in Tante Lieses Zimmer, und Oma schlief bei uns. Wir unterhielten uns mit Oma über unsere Rückkehr nach Israel, und sie sprach von einem fürstlichen Empfang, dem wir auf dem Flughafen entgegensehen dürften. Sie erhob sich in ihrem Nachtgewand aus dem Bett, stolzierte einen roten Teppich rauf und runter und verwandelte sich vor unseren Augen in eine Prinzessin, dann in einen Radioreporter, der Lucie Mendel anlässlich ihrer Rückkehr interviewte, und – zu unserem Erstaunen – in den israelischen Premierminister David Ben Gurion höchstselbst, der gekommen war, um Oma persönlich willkommen zu heissen. Das Zusammentreffen zwischen Oma und Ben Gurion war besonders spassig für uns, denn bis dahin war uns noch nicht mal klar gewesen, dass Oma überhaupt wusste, wer Ben Gurion war. Sie war die Unterhalterin, die auf einem Grashalm Trompete blasen konnte und uns an den Wochenenden Pistazien mitbrachte, und er war der, der das Land regierte. Und jetzt das? Wir kugelten uns vor Lachen auf dem Boden, als ein lautes (aber unaufdringlich verhaltenes) Klopfen an der Tür zu vernehmen war. Als Oma öffnete, stand vor ihr die verantwortliche Erwachsene – Mirjam Rosen –, und wir drei wurden ausgeschimpft. Tante Liese leide im Zimmer nebenan unter Schmerzen, und wir machten solch einen Tumult?

Als meine Mutter das Zimmer verlassen hatte, kehrte Oma auf den roten Teppich zurück, doch sie und Herr Ben Gurion wechselten ihre Begrüssungsworte nunmehr im Flüsterton.



37

Tel Aviv.  
«Mein Vater fühlte sich nie mit  
Palästina verbunden.»

Womöglich war es der Eichmann-Prozess, vielleicht auch die Reise, die meiner Mutter Energie verliehen. Irgendwann || f in diesen Monaten gelangte sie zu der Überzeugung, dass sie etwas tun müsse, um ein anständiges Einkommen für ihre Mutter sicherzustellen, und, vielleicht noch wichtiger, die verlorene Ehre ihres Vaters zurückzugewinnen, auch wenn dies das öffentliche Eingeständnis seines Selbstmords erforderlich machen sollte. Sie sprach mit Oma – und dann mit ihrem Chef. Obwohl Oma nicht, wie alle anderen seiner Mandanten, aus Danzig stammte, erklärte sich Dr. Lichtenstein einverstanden, den Fall zu übernehmen. Keine Klage auf Entschädigung für den immateriellen Wert der Praxis, auch keine auf

Verlust der Gesundheit, sondern eine Klage auf «Entschädigung für Schaden an Leben» von Dr. Hugo Mendel. So, als wenn die Nazis ihn im KZ umgebracht hätten.

Zu Beginn des Jahres 1962 machten sie sich an die Arbeit. Meine Mutter suchte alle Unterlagen zusammen: Hugos Zeugnisse und Berechtigungsnachweise, den Brief, der ihm das Auftreten vor Gericht verbot, Hugos und Lucies Briefe an uns aus Deutschland. Sie zog den grauen Plastiküberzug von ihrer Underwood-Schreibmaschine ab und begann zu tippen. Wir hatten natürlich keine Ahnung, an was für einer Arbeit sie da sass. Eine brennende Zigarette auf dem Aschenbecher neben sich, unterbrach sie das Tippen von Zeit zu Zeit, zog an der Zigarette und dachte nach. Dann tippte sie weiter. Tak, tak, tak. Husten. Ratschen. Klingeln.

Gemeinsam mit Lucie verfasste sie in deren Namen eine Stellungnahme, in der sie alles Geschehene schilderte: wie Hugo von null an seine Kanzlei in Hamm aufgebaut und was sich dann zugetragen hat, als die Nazis an die Macht kamen. «Der Verlust der Kanzlei, die er mit sehr viel Hingabe aufgebaut hatte, war ein grosser Schock für meinen Mann, der nicht zu jenen Menschen zählte, die über Schicksalsschläge leicht hinwegkommen«, schrieb Lucie. «Vor unserer Ausreise wurde er zweimal von der Gestapo in Haft genommen, die auf der Suche nach Adressen von jüdischen Aktivisten war, und diese Festnahmen deprimierten ihn ausserordentlich.» Lucie beschrieb die Auswanderung nach Palästina, die Drahtfabrik und deren Pleite, und wie Hugo zum Handelsvertreter für die von ihm aufgebaute Firma wurde. Sie schilderte auch ihre Tätigkeit im Café Palatin und wies daraufhin, wie sehr dies Hugo belastet habe, «da es unseren sozialen Niedergang im Vergleich zu unserem Status in Hamm widerspiegelte»«.

Sechzehn Jahre lang war Hugo als Handelsvertreter tätig. Erst im April 1956, als er eine monatliche Entschädigung «wegen Berufsschadens» erhielt, verbesserte sich seine wirtschaftliche Lage, «aber die Jahre zwischen 1933 und 1956 verursachten seinen physischen und seelischen Zerfall» schrieben sie. Lucie be-

richtete über ihre Deutschlandreise und fasste zusammen: «Der Besuch in Deutschland veränderte den Zustand meines Mannes nicht zum Positiven, wie ich gehofft hatte. Im Gegenteil, er verschlimmerte ihn. Er fühlte sich zu Deutschland gehörig, aber die Tatsache, dass er nicht zurückkehren konnte, traumatisierte ihn und verschlimmerte die Depression, unter der er seit Jahren litt.»

Einen deutschen Anwalt zu finden, der die Interessen meiner Grossmutter in Deutschland wahrnehmen würde, erwies sich als grosse Herausforderung. Dr. Lichtenstein hatte gute Verbindungen nach Danzig, aber nicht nach Westfalen. Sie schrieben an einen Anwalt in Hamm, doch der machte einen Interessenkonflikt geltend. Sie nahmen auch Kontakt zu einer anderen Kanzlei in Hamm auf, die in einem ausführlichen Schreiben begründete, warum sie die Übernahme des Falls ablehnte. Die Frist bei Todesfällen sei abgelaufen, und es werde sehr schwer, einen Zusammenhang zwischen der Verfolgung im Jahr 1933 und dem Suizid im Jahr 1957 nachzuweisen. Die Aussicht auf Erfolg sei so gering, dass man Frau Mendels Geld nicht sinnlos vergeuden wolle. Abgesehen davon habe Lucie in früher geführter Korrespondenz mit Behörden erklärt, dass Hugos Tod ein Unfall gewesen sei, so dass man nun einen Suizid beweisen müsste. Der Anwalt unterstrich seine Bereitwilligkeit zu helfen, falls ihr Rechtsfall ohne anwaltliche Vertretung ins Stocken geraten würde, doch die grundsätzliche Botschaft war eindeutig: Die Chancen sind gleich null.

Meine Mutter war sehr korrekt. Ich hörte sie beispielsweise nie das englische Wort «*shit*» sagen. Aber sie beherrschte vier Sprachen, Englisch war nur eine davon (und für die britischen Perlen der Weisheit bestimmt, wie «Charity begins at home» – «Nächstenliebe beginnt zu Hause», was ich oft aus ihrem Mund vernahm). Wenn sie wütend wurde (etwa beim Stolpern über Spielzeug), griff sie auf das deutsche «*Verdammte Scheisse!*» zurück. Wenn sie über etwas aufgebracht

und enttäuscht war, dann war das Wort «*Scheisse!*» gerade recht. Wenn ihr Ärger eher rational bedingt war, wechselte sie ins Französische: «*Merde!*» (das sie, wie ich glaube, von Raphi aufgeschnappt hatte). Das hebräische Wort *Chara* benutzte sie, wenn sie zur allgemeinen politischen Lage in Israel Stellung nahm. Ich denke, als sie die Akte von der Kanzlei zurückbekam, handelte es sich um einen Fall von «*Scheisse!*».

Die Sinfonie von Klappern, Klingeln und Husten wurde lauter, als meine Mutter einen Entwurf nach dem anderen zu ihrer eigenen eidesstattlichen Erklärung anfertigte. «Mein Vater fühlte sich nie mit Palästina verbunden, weder wirtschaftlich noch kulturell noch emotional» schrieb sie und beschwor das Bild eines betagten, angesehenen Anwalts, der von einem Baumaterialgeschäft zum anderen lief, um seine Waren feilzubieten. «Der Statusverlust, der damit einherging, war unerträglich.» Sie berichtete über die Deutschlandreise ihrer Eltern und zeichnete ihren Vater, der nach dreiundzwanzig Jahren in sein Geburtsland zurückgekehrt war, als einen seinem Land entfremdeten Mann ohne Wurzeln und Heimat. Sie schrieb über die Verschlechterung seiner Gesundheit, die nach ihrer Überzeugung eine Folge der Reise war, und über die letzten Monate seines Lebens, die er zuhause in einem Zustand von Depression und Unruhe zubrachte. Lichtenstein verfasste ein separates Schreiben, in dem er den Standpunkt meiner Mutter untermauerte. Ja, es treffe zu, durch die monatliche Zuwendung, die die Landesrentenbehörde ihm «wegen Berufsschadens» zu zahlen begonnen habe, sei seine Lage ein wenig verbessert worden, aber Geld habe ihm nicht das Gefühl gegeben, die Kontrolle über sein Leben wiedergewonnen zu haben. Er habe gewusst, dass er nicht imstande sein würde, seine frühere Position in Deutschland wieder einzunehmen, und dies sei ihm bei seinem Deutschlandbesuch 1956 zur schmerzlichen Gewissheit geworden.

Im Mai 1962 sandten sie die eidesstattlichen Erklärungen und alle Unterlagen nach Deutschland, und einige Zeit später teilte ihnen die *Landesrentenbehörde* (LRB) von Nordrhein-Westfalen das Aktenzeichen des Vorgangs mit. Auf diese Eingangsbestätigung folgte ein langes Schweigen.



38

Zürich.

«Lassen Sie uns warten, bis Ihre Tochter zurückgekommen ist.»

Fast ein Jahr nach Absenden des Forderungsschreibens war immer noch keine Antwort gekommen, und meine Mutter fuhr das erste Mal als erwachsene Frau nach Europa. Ihr Besuch hatte nichts mit der Klage oder mit Deutschland zu tun. Die Idee zu der Reise war aufgekommen, als unsere Nachbarn Uzi und Sarah Yellin ihre Absicht äusserten, nach Italien, Frankreich und in die Schweiz zu reisen, und meine Mutter einluden mitzukommen. Die karge Haushaltskasse, zwei Kinder daheim, der Beruf und Tausende anderer Dinge, die sie um die Ohren hatte, liessen sie nein sagen, doch irgendjemand sorgte dafür, dass sie mitreisen konnte. Am 2. April 1963 begleiteten wir sie nach Haifa zum Passagierschiff «Moledet». Mei-

ne Mutter sah glücklich aus. Mit ihrer Sonnenbrille, dem dichten schwarzen Haar und einer eleganten Handtasche sah sie aus wie Jackie Kennedy (aber nicht Onassis). Wir durften mit an Bord gehen, um die Kabine in Augenschein zu nehmen, die sie sich mit Sarah teilte (Uzi hatte im Zusammenhang mit einer Geschäftsreise nach Europa das Flugzeug genommen). Nachdem wir Abschied genommen hatten, luden Oma und Raphi uns ein, Hummus zu essen und ausserdem mit der Karmelit-U-Bahn zu fahren. Omas neugieriger Geist liess es nicht zu, aus Haifa abzureisen, ohne die Rolltreppe, von der sie so viel gehört hatte, ausprobiert zu haben. Anders als ihre Tochter setzte sie ihren Fuss auf die richtige Stelle und wurde emporgetragen wie eine Prinzessin. Von dort gingen wir in das Panorama-Café, das einen idealen Blick über den ganzen Hafen bot, doch das Schiff, das wir zu sehen hofften, war bereits ausser Sicht.

Als hätten die Deutschen nur auf den Aufbruch meiner Mutter aus ihrem Land gewartet, um auf Lucies Klageschrift zu reagieren, erreichte die Antwort Dr. Lichtensteins Kanzlei einen Tag nach ihrer Abfahrt. Die *Landesrentenbehörde* wies die Forderung ab, da man keinen kausalen Zusammenhang zwischen Hugos Verschlechterung seines Krankheitszustands und seinem Suizid feststellen könne. Der Anwalt aus Hamm hatte mit seiner Vermutung wohl letztlich recht gehabt. Dr. Lichtenstein teilte Lucie den Bescheid in einem kurzen Brief mit. «Lassen Sie uns warten, bis Ihre Tochter zurückgekommen ist, und dann beschliessen wir, wie wir weiter verfahren werden», schrieb er.

Ich kann nur spekulieren, wie sich Lucie gefühlt hat, als sie diesen Brief in Händen hielt, doch als Kinder merkten wir nichts. Während des Auslandsaufenthaltes meiner Mutter war Oma in unser Haus gezogen und hatte ein ausführliches Unterhaltungsprogramm vorbereitet, das sie wie geplant umsetzte. Im Kino schauten wir uns den Film *Im weissen Rössl* an, und Oma hatte so viel Gefallen an den



Liedern, dass sie im Kino mitzusummen begann und meine Schwester und ich sie beschwören mussten, still zu bleiben. In einem noblen Hotel assen wir zu Mittag, wo wir um ein Haar die griechische Filmschauspielerin Aliki gesehen hätten, die, wie man munkelte, im Hotel Quartier genommen hatte. Das war das Grossartige an Oma. Es stimmt, sie lud viel von ihrem Schmerz auf den Schultern meiner Mutter ab, doch sie glich nicht so sehr einem Elefanten, der nie vergisst, sondern eher einem Schwamm, der, nachdem das schmutzige Wasser herausgequetscht wurde, die reine Freude des Augenblicks einsaugt.

Oma freute sich auch, von der Reise meiner Mutter bis ins kleinste Detail berichtet zu bekommen, und unser schwitzender Postbote mit dem roten Kopf hatte fix gelernt, jedes Mal auf Deutsch «*Post von Mirjam*» anzukündigen, wenn er einen Brief von ihr zustellte, denn er wusste, wie glücklich diese Briefe Frau Mendel machten. Erst als ich Jahre später die Korrespondenz zwischen meiner Mutter und Oma während jener Reise las, wurde mir etwas klar: Oma war nicht nur diejenige gewesen, die ihre Tochter zu einer Auszeit in Europa gedrängt und angeboten hatte, sich um uns zu kümmern, sondern auch diejenige, die von ihren Ersparnissen die Kosten dieser Reise trug. Auch wenn so vieles auf den Schultern meiner Mutter lastete – Oma war immer noch ihre Mutter, und unter allen Umständen wollte sie ihre Tochter glücklich sehen. Meine Mutter war ihr natürlich dankbar und bekundete dies unaufhörlich in ihren Briefen an Oma. Irgendwann, als die Dankeschöns Überhandnahmen, platzte Oma der Kragen: «Wenn du noch einmal schreibst, dass du diese Reise nicht ohne mich gemacht haben könntest, dann muss auch ich dir mal was sagen: Für mich ist es die grösste Freude, mit den Kindern zusammen zu sein. Wenn du mal Grossmutter bist, wirst du das verstehen.»

Unter den Postkarten, die meine Mutter von dieser Reise geschickt hat, war auch eine aus Zürich, dem einstigen Zufluchtsort ihrer Eltern und der einzigen Örtlich-

keit, wo sich ihre Reise mit jener von Hugo und Lucie überschneidet. Und vor allem hier, am letzten Reiseziel ihrer Eltern, muss sie ganz stark an sie gedacht haben. Warum benötigen die Deutschen so viel Zeit? Sie muss Vorsorge für die Zukunft ihrer Mutter treffen, und sie muss ihrem Vater helfen, seine Würde zurückzugewinnen. Wann werden die Deutschen sich melden?

1. 239/63

Verkündet am 17.  
Schmelzer, Justiz  
als Urkundsbeamt-  
stelle

Beweisbeschluss

in Sachen

Mendel ./. Land Nordrhein-West

Beweis erhoben werden darüber,  
Selbstmord des am 19. März 1957 verstorbenen  
Mendel mit Wahrscheinlichkeit darauf zurückzuführen,  
daß die erlittene nationalsozialistische Verfolgung  
die Wahrscheinlichkeiten

39

Tel Aviv.

«Lucie Mendel gegen das Land  
Nordrhein-Westfalen.»

Als meine Mutter aus Europa zurückkehrte, wartete die Antwort auf ihrem Schreibtisch, und sie setzte sich unverzüglich hin, um der *Landesrentenbehörde* zu antworten. Mitte Mai übermittelte Dr. Lichtensteins Kanzlei einen wohlformulierten Einspruch gegen die Entscheidung. Dieses Mal waren die Deutschen schnell. Etwa eine Woche später schickten sie einen Brief, der, nahezu Wort für Wort, ihre vorhergehende Entscheidung wiederholte: Nein. Der Suizid sei nicht Bestandteil einer Kette von Ereignissen, die 1933 ihren Anfang genommen habe.

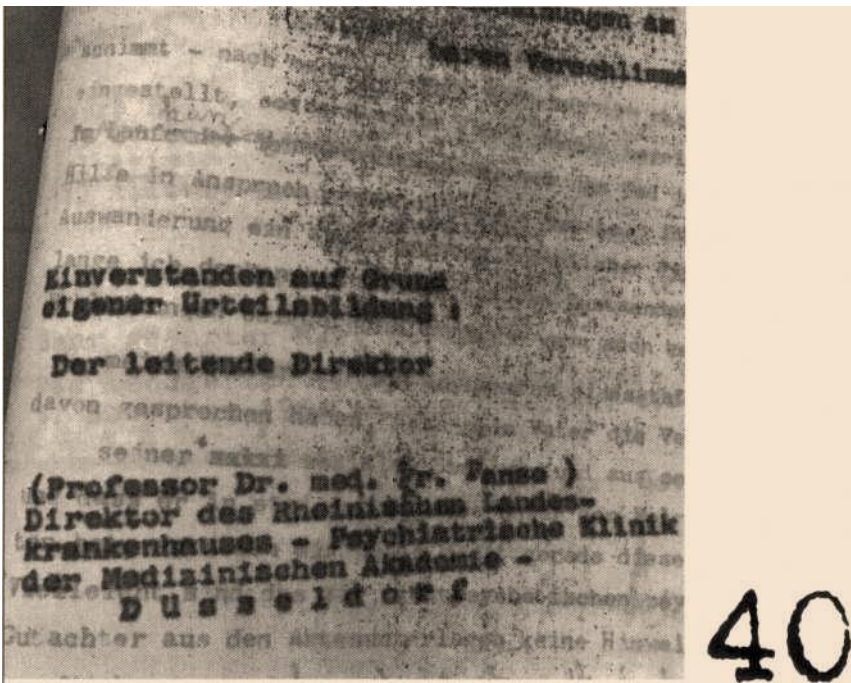
Ich stelle mir vor: Meine Mutter steht morgens auf, macht uns fertig für die Schule und begibt sich auf den Weg zur Bushaltestelle, während die ganze Zeit

der plumpe Vogel auf ihrer Schulter hockt und ihr ins Ohr kreischt: Unrecht! Unrecht! Hier wurde ein Unrecht begangen, für das niemand zur Verantwortung gezogen wurde, und sie entsinnt sich an die Gespräche mit ihrem Vater: darüber, dass Gerechtigkeit walten müsse. Der Bus kommt, sie findet einen freien Platz und schaut aus dem Fenster. Draussen ist ein junges Mädchen, das die Hand seines Vaters hält. Jetzt das Handtuch zu werfen würde bedeuten, all das zu begraben, woran er geglaubt hat. Der Bus erreicht die Endstation. Sie stürmt zu Fuss in die Kanzlei auf der Allenby-Strasse und redet mit ihrem schlaksigen Chef. Am Abend spricht sie mit Oma, und sie sind einer Meinung: weitermachen.

Weiterzumachen hiess, das Land Nordrhein-Westfalen zu verklagen. Dr. Lichtenstein setzte sich mit einem anderen Anwalt in Tel Aviv in Verbindung, der ihnen empfahl, Kontakt mit dem Duisburger Anwalt Dr. Gert Dahlfeld aufzunehmen. Im August 1963 verfasste meine Mutter einen langen Brief, in dem sie einen Überblick über die ganze Geschichte formulierte. Sie übermittelten ihn an Dr. Dahlfeld mit der Frage, ob er bereit sei, Lucie in dieser Angelegenheit zu vertreten. Dahlfeld stimmte zu, und einige Wochen später wurde am Landgericht Düsseldorf ein neues Verfahren – unter der Bezeichnung «Lucie Mendel gegen das Land Nordrhein-Westfalen» – eröffnet.

Dahlfelds Einschätzung nach der ersten Gerichtsverhandlung war vorsichtig optimistisch, weil ihm einer der Richter als anständiger Mensch bekannt war, und kurz danach beauftragten die Richter einen angesehenen Psychiater als Sachverständigen, der ein Urteil zu der zentralen Frage abgeben sollte: Gibt es eine begründete Verbindung zwischen den Ereignissen von 1933 und Dr. Hugo Mendels Suizid von 1957?

Der Sachverständige war ein renommierter Professor aus Düsseldorf namens Dr. Panse.



Menlo Park.  
«Ist das der?»

**I**ch sitze an meinem Schreibtisch in Menlo Park und versuche zu verstehen: Ist das der? Ist das derselbe Dr. Friedrich Panse, der während der NS-Zeit psychisch kranke Menschen in den Tod schickte? Es sieht tatsächlich so aus, aber es zu glauben, fällt mir schwer. Sein Vorname erscheint nicht auf der Gerichtsakte, die ich in Händen halte. Nur die Buchstaben «Fr.» stehen vor seinem Familiennamen. Steht das für Friedrich? Vielleicht auch für Fred oder Frank oder irgendeinen deutschen Titel? Oder ist es vielleicht ein anderer Friedrich Panse? Vielleicht ein Cousin, der ebenfalls Psychiater war? Mein Deutsch ist nicht gut genug, um sicher zu sein, dass ich hier nicht Nichtzusammengehöriges vermenge.

Vor mir habe ich ausserdem einen ausführlichen Artikel auf Englisch, den kürzlich Dr. Ralf Forsbach, Privatdozent am Institut für Ethik, Geschichte und Theorie der Medizin an der Universität Münster, über Dr. Friedrich Panse (jenen, der Patienten in den Tod schickte) verfasst hat. Ich sende Dr. Forsbach eine E-Mail, füge eine Fotokopie der Akte bei und erkläre, dass ich herauszufinden versuche, ob es sich bei dem Mann, der in dem Prozess in Sachen Hugo Mendel als Sachverständiger auftrat, um denselben Mann handelt, der Patienten in den Tod geschickt hat.

Ein Tag nach dem anderen vergeht ohne Antwort. Laut Dr. Forsbachs Untersuchung war Panse in der zweiten Hälfte des Jahres 1940 externer Gutachter für die sogenannte «Aktion T4», die zum Zweck der «Höherzüchtung der arischen Rasse» die «Vernichtung lebensunwerten Lebens», von Menschen mit kongenitalen Fehlbildungen, chronischen Erkrankungen oder geistigen Behinderungen, plante. Im Rahmen seines Auftrags evaluierte Panse Meldebögen von Patienten aus schlesischen und österreichischen Heil- und Pflegeanstalten und sprach in fünfzehn Fällen Tötungsempfehlungen aus. Ferner las ich, dass Panse an das Erbgesundheitsobergericht in Berlin berufen wurde, eines der Gerichte, die als letzte Instanz über Anträge zur Zwangssterilisation entschieden, und dass er von 1937 bis zum Ende des NS-Staates 1945 einen Lehrauftrag für «Rassenhygiene» wahrnahm. Ist dies der Mann, den ein deutsches Gericht als Sachverständigen für das Rechtsansinnen einer jüdischen Witwe ausgewählt hatte?

Je mehr ich weiterlese, desto mehr wird mir bewusst, dass mit der Beauftragung Dr. Panses als Gerichtssachverständigem (falls es derselbe Dr. Panse ist) das Schicksal dieses Verfahrens besiegelt war. Wie ich aus Dr. Forsbachs Untersuchung erfahre, glaubte Panse, dass viele Soldaten, die er nach dem Ersten Weltkrieg untersuchte, nicht wirklich an einem Trauma litten, sondern dies lediglich vortäuschten, um in den Genuss staatlicher Hilfeleistungen zu gelangen. Er glaubte

ferner, dass auch deutsche Soldaten, die im Ersten Weltkrieg tatsächlich traumatisiert worden seien, kein Anrecht auf irgendeine Art von Unterstützung hätten, weil ihr Leiden typischerweise das Ergebnis ihrer ‚psycho-pathologischen Minderwertigkeit‘ sei. Ein Buch, das ich in der Bibliothek finde, beschreibt Panse als einflussreichen Vertreter einer Denkrichtung innerhalb seiner Zunft, die jegliche traumatischen Nachwirkungen externer Stressfaktoren kategorisch abstritt.

Nach acht Tagen erhalte ich eine E-Mail von Dr. Forsbach: «Ja, wir alle sprechen hier von ein und demselben Friedrich Panse. Ihr beigelegtes Dokument stammt von ihm.» Er fügte hinzu, es sei unter den Historikern der Psychiatrie als Skandal wohl bekannt, dass Panse nach dem Krieg weiterhin als Hochschullehrer tätig war und Fälle von Menschen begutachtete, die Opfer von Nazi-Verbrechen waren.

«Als Skandal wohl bekannt» doch im Jahr 1964, als sie ungeduldig auf eine Expertenmeinung warteten, hatten, so glaube ich, weder meine Mutter noch irgendeiner der anderen an dieser Rechtssache Beteiligten die geringste Ahnung, mit wem sie es da zu tun hatten, denn sie beschwerten sich vor allem darüber, dass das Gutachten so lange auf sich warten liess. In jenem Jahr tat sich nichts in der Angelegenheit. Lucie begann Französischunterricht und meine Mutter Fahrunterricht zu nehmen (in der Hoffnung, irgendwann ein Auto zu kaufen). Nach einigen Monaten Stille wurde ein Schreiben nach Deutschland geschickt: Was dauert denn da so lange? Doch der Sachverständige hüllte sich in Schweigen, und das Schriftstück mit der Aktennummer 1238 setzte Staub an. Erst im März 1965 begann die *Scheisse* zu dampfen, als die Expertenmeinung von Dr. Panse in Tel Aviv eintraf: Er blieb seiner allgemeinen Auffassung treu und behauptete, es sei unwahrscheinlich, dass ein Kausalzusammenhang zwischen den Ereignissen von 1933 und dem Suizid bestehe. Unter Berücksichtigung des Gesamtbildes sei es wahrscheinlich, dass ein Zusammenhang mit einer Altersdepression vorliege, die oft mit Zerebral-

sklerose verbunden sei. Die Depression habe in diesem Fall mehr als zwanzig Jahre nach der Immigration begonnen, man habe es also wohl mit einer endogenen Erkrankung zu tun. Mit anderen Worten, sie ist nicht auf externe Faktoren zurückzuführen.





41

Tel Aviv.  
«Ich kann das nicht mehr  
mitmachen.»

Wie blind ich war für ihren Schmerz. Das Einzige, woran ich zu jener Zeit dachte, waren alberne Einfälle und Dummejungenstreiche. Einmal, als Eva und ich herausfanden, dass unsere büchervernarnte Mutter noch nie in einem Schlafsack gelegen hatte, überredeten wir sie zu einem Versuch. Wir brachten sie dazu, sich in der «Halle» auf den Boden zu legen, in den engen Schlafsack zu schlüpfen und dabei die Hände eng am Körper zu halten. Dann zogen wir den Reißverschluss bis ganz oben zu, setzten uns in den Sessel am Telefon und hörten uns an, wie Mutti flehte: «Lasst mich hier raus!» Ich habe sie, versteht sich, wohl noch nie so glücklich gesehen wie damals, als sie, abwechselnd protestierend und lachend, auf

dem Boden lag. Dies war eine unserer glücklichsten Stunden als Familie, fast so wie früher, wenn wir uns samstagsmorgens gemeinsam die *West Side Story* oder *My Fair Lady* anhörten. Um diese Zeit, fällt mir jetzt ein, erzählte ich ihr allerdings auch den Witz mit dem Sturz von einem hohen Gebäude, der einen nicht umbringt. Ich könnte in den Erdboden versinken vor Scham, wenn ich an meine Mutter denke, und ich spüre den eisigen Blick, der sich in ihrem Gesicht zeigte, wenn sie zornig war. Mutti, ich hab' es nicht gewusst. Wenn ich eine Zeitmaschine besessen hätte, dann hätte ich mich ins Jahr 1965 zurückkatapultiert und dir alles erzählt, was ich von Dr. Panse in Erfahrung gebracht habe, anstatt dir alberne Witze zu erzählen.

Dr. Panses Gutachten erreichte Tel Aviv am Donnerstag, dem 11. März 1965, genau eine Woche vor dem Purimfest. Wahrscheinlich ging ich meiner Mutter wegen des Kostüms auf die Nerven, während sie dachte, nun sei alles aus. Doch sie sass umgehend wieder an der Schreibmaschine, und bis Samstag hatte sie eine neue Stellungnahme fertiggestellt: Die Erkrankung ihres Vaters sei nicht einfach abrupt zwanzig Jahre nach seiner Ankunft in Palästina ausgebrochen, wie der Gutachter unterstellte, sondern habe schon viel früher begonnen. «Ich weiss nicht», schrieb sie, «ob mein Vater vor der Einwanderung nach Palästina ein fröhlicher Mensch gewesen war, aber solange ich ihn hier in Erinnerung habe, litt er unter Depressionen.» Um ihre Behauptung zu untermauern, fügte sie zwei eidesstattliche Versicherungen von Menschen bei, die ihn von seinen Anfangsjahren in Tel Aviv her kannten: Else Schweitzer und Arthur Katz. Schweitzer schrieb über die langjährige Bekanntschaft mit den Mendels. Von den allerersten Monaten in Tel Aviv an seien sie Nachbarn gewesen. «Doktor Mendel hat in Palästina nie Wurzeln geschlagen», schrieb sie. «Er war ganz in seiner Arbeit als Anwalt aufgegangen, und in all den Jahren, die ich ihn kenne, ist er nie darüber hinweggekommen, dass man ihn seines Berufs beraubt hat.» Sie erinnerte sich, wie er immer wieder zu ihr und ihrem Mann gesagt habe:

«*Ich habe es satt*» und «*Ich kann das nicht mehr mitmachen*» und wie sie und ihr Mann ihm dann gut zugeredet hätten, um ihn von Selbstmordgedanken abzubringen. Arthur Katz, der jetzt in einem Schuhgeschäft in New York tätig war, erinnerte sich, wie Hugo ihm den gewaltigen Unterschied zwischen seinem Leben in Deutschland und seinem Leben in Palästina erläutert habe. «Hugo sprach kein Hebräisch und fühlte sich in Israel nie zu Hause» schrieb Katz. «Ich gewann den Eindruck, dass er Deutschland sehr stark vermisst hat, aber dass er nach so vielen Jahren und nach all dem, was geschehen war, dort seinen Platz nicht mehr finden würde.»

Dr. Lichtenstein schrieb einen langen Brief an Dahlfeld, in dem er seine Enttäuschung über den Gutachter kundtat. Sie hätten so lange auf dessen Urteil warten müssen, und was dann schliesslich gekommen sei, habe keinen Sinn ergeben und sei nicht wissenschaftlich fundiert gewesen. Dem Gericht übermittelte Dahlfeld zusätzlich eine eigene Stellungnahme. Das Gutachten des Sachverständigen, so schrieb er, mache deutlich, dass es unmöglich sei, den Fall ausschliesslich aus psychiatrischer Perspektive zu beurteilen. Er zitierte aus einer veröffentlichten Auflistung jüdischer Anwälte, die aufgrund der Verfolgung durch die Nazis Selbstmord begingen: Dr. Georg Pick aus Berlin, Dr. Jakob Bär, der sich vergiftete, Dr. Friedrich Schöndorf aus Breslau, Dr. Adolf Friedländer aus Limburg. Hinzu fügte er Namen von Anwälten, die zusammen mit ihren Ehefrauen ihrem Leben ein Ende gesetzt haben: Karl Neumeyer aus München, Guido Leser aus Heidelberg, Richard Kann aus Berlin. All diese Fälle haben sich unter dem Regime der Nazis ereignet, und Dahlfeld zog den eindeutigen Schluss: Es sei die Verfolgung gewesen und nicht irgendeine endogene depressive Störung, die zum Tod dieser Menschen geführt habe. Ob es denn so schwer zu begreifen sei, dass die Verfolgung und all das danach Geschehene jemanden veranlassen könne, sich zwei Jahrzehnte später das

Leben zu nehmen? Vor allem wenn der Betroffene gerade von einem Besuch in Deutschland zurückgekehrt war, wo er schmerzlich habe erkennen müssen, wie sehr sein Leben aus dem Gleis geraten sei?

Einige Wochen nach Absenden dieser Briefe keimte von unerwarteter Stelle neue Hoffnung auf. Meine Mutter, Lichtenstein und Dahlfeld hatten bereits seit einiger Zeit den Fall von Dr. Wolfgang Freund an Deutschlands höchstem Gericht, dem Bundesgerichtshof (BGH), verfolgt. Freund, ein jüdischer Apotheker, flüchtete in der Nazi-Zeit nach Shanghai. Nach dem Krieg übersiedelte er mit Frau und Tochter nach Australien. Als er dann in Erfahrung brachte, dass seine Eltern und andere Familienmitglieder in Europa umgekommen waren, verfiel er in tiefe Depression und nahm sich 1954 das Leben. Frau und Tochter forderten eine Entschädigung, aber die deutschen Behörden wiesen den Anspruch ab. Im Februar 1965 jedoch entschied der BGH, es bestehe die berechtigte Annahme, dass die Verfolgung zur Verminderung von Friends seelischer Belastbarkeit geführt habe und dass demnach diejenigen, die ihn verfolgt hätten, auch für seinen Tod verantwortlich seien. Nach dem Gerichtstermin im Mai 1965 schickte Dahlfeld eine hoffnungsvolle Mitteilung: Die Richter hätten darauf hingewiesen, dass das Urteil im Fall Freund eine ganz neue Lage ergebe, und vorgeschlagen, die Sache an die *Landesrentenbehörde* zurückzuverweisen. Diese könne sich nunmehr womöglich auch ohne eine gerichtliche Entscheidung zur Entschädigungszahlung bereitfinden. Damit erklärte sich Dahlfeld im Namen von Mutter und Tochter einverstanden.

Einige Monate später wies jedoch die LRB die Forderung erneut zurück: Sie sehe keinen Grund, ihre frühere Entscheidung zu revidieren. Die nächste Gerichtsverhandlung wurde auf den 28. März 1966 festgelegt, doch einige Tage vor dem

Termin meldete sich der Vorsitzende Richter bei Dahlfeld per Telefon: Es sei ihm sehr unangenehm, aber der grösste Teil der Unterlagen sei spurlos aus der Akte verschwunden. Ob sich der Gerichtstermin verschieben lasse?

Spurlos verschwunden?

Ja, die Akte sei zwar vorhanden, doch sie enthalte nur einige wenige Seiten. Man vermute, dass die restlichen Dokumente aus dem Aktendeckel herausgefallen seien und nun irgendwo im Gericht herumlägen. Man habe überall gesucht, habe sie aber bislang nicht wiedergefunden. Könne man den Gerichtstermin verschieben? Dahlfeld lehnte ab. In der Verhandlung bekundete das Gericht seine Enttäuschung darüber, dass die LRB nach wie vor auf dem Rechtsweg bestehe. In Anbetracht von Lucies fortgeschrittenem Alter bat Dahlfeld das Gericht, die Suche nach den verschollenen Dokumenten unbedingt zu forcieren.

Wenn es etwas gab, was Mutter und Oma zur Weissglut trieb, dann war es Unordnung. In diesem Punkt gab es mit mir als Kind, das weiss ich noch, die meisten Reibereien. Wenn Oma in meinem Zimmer irgendetwas auf dem Boden herumliegen sah, das dort nicht hingehörte, lehnte sie sich an den Türrahmen und fokussierte ihren Blick auf das betreffende Objekt, so als ob sie versuchte, dieses Ding mit telekinetischen Kräften emporzuheben – so lange, bis ich klein beigab und es eigenhändig ins Regal zurücklegte. Und aus meiner Mutter liess Durcheinander in meinem Zimmer die Übellaunigkeit von Onkel Max hervorbrechen – mit einem gelegentlichen «*Scheisse!*» oder sogar «*Verdammte Scheisse!*». So kann ich aus persönlicher Erfahrung sagen: Die Justizangestellten an diesem Gericht konnten sich glücklich schätzen, dass Mutter und Oma nicht nach Düsseldorf geflogen kamen. Oma und meine Mutter waren ganz gewiss schockiert darüber, dass so etwas in Deutschland passieren konnte. Bei einer der Sitzungen ein paar Monate zuvor

war ein Prozessbeauftragter der LRB ohne Unterlagen erschienen und hatte, da ihm die nötigen Dokumente fehlten, keine einzige Frage zu beantworten vermocht. Oma und meine Mutter hatten sich nie an das israelische *Balagan*<sup>28</sup> gewöhnen können, aber nun dasselbe auch in Deutschland?

Einige Wochen später kam ein Brief von Dahlfeld mit der frohen Botschaft: Die Unterlagen seien gefunden worden! Wie sich herausgestellt hatte, waren sie in der Akte eines gewissen Alfred Mendel abgelegt worden. «Ich kann nicht entscheiden, ob dies ein harmloses Versehen war oder nicht», schrieb Dahlfeld. Die Gereiztheit in der Stimme meiner Mutter kommt mir ins Ohr, wenn ich in ihrem Antwortschreiben an Dahlfeld lese: «Frau Mendel kennt niemanden mit dem Namen Alfred Mendel. Alfred Mendels Rechtsfall steht in keinerlei Verbindung mit Lucie Mendel. Wir bitten Sie zu überprüfen, dass alle Unterlagen in vollem Umfang voneinander getrennt sind.»

Es hatte den Anschein, als arbeite alles gegen sie. Zu dieser Zeit wurde Dr. Friedrich Panse zum Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Nervenheilkunde gewählt.<sup>29</sup> Jawohl! Der Mann, der die Ermordung von am Geist oder an der Seele erkrankten Patienten empfohlen hatte, wurde von seinen Kollegen zum Vorsitzenden derjenigen Organisation gewählt, die dazu da ist, diesen Kranken zu helfen. Doch dann, inmitten der Finsternis, zeichnete sich ein Lichtstreif am Horizont von Lucie Mendels Gerichtsverfahren ab. Trotz Panses hohem Ansehen und in unmittelbarem Widerspruch zu seiner Auffassung kam das Gericht im September 1966 zu der klaren Entscheidung, dass Hugo Mendels Suizid durch

28 Hebr.: Chaos, Unordnung, Durcheinander, Verwirrung.

29 Panse war 1965/66 Präsident der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Nervenheilkunde.

die Verfolgung verursacht worden sei. Beiden Parteien legte es nahe, einem Vergleich zuzustimmen. Als die LRB eine Änderung ihrer Auffassung ablehnte, kam das Gericht erneut zusammen, um eine Entscheidung zu verkünden. Am 6. März 1967 bekräftigte das Gericht seine Überzeugung, dass Hugo Mendel an einer *Entwurzelungsdepression* gelitten habe, und verurteilte das Land, an die Klägerin Frau Mendel eine monatliche Rente zu zahlen und ausserdem, vom Todestag Hugo Mendels an gerechnet, einen Rentenrückstand, der sich auf 78.367 Deutsche Mark summierte. Dr. Lichtenstein zeigte sich über die Entscheidung überrascht, da Gerichte in solchen Verfahren eher den Meinungen der Gutachter zu folgen pflegten. Dahlfeld wies umgehend daraufhin, dass die Gegenpartei in Berufung gehen könnte. Andererseits, so überlegte er laut, hätten sie vielleicht nur jemanden gebraucht, der ihnen die Entscheidung abnehme, und würden nunmehr darauf verzichten, die Sache weiterzuverfolgen.



42

Tel Aviv.  
«Vor allem, wenn sie schlafen.»

**I**m Mai 1967 war bei uns auf dem Schulhof zu vernehmen, dass Hitler letzten Endes möglicherweise doch noch erreichen werde, was er schon immer geplant habe. Wir hörten von ägyptischen Panzern an der Grenze, bereit zum Angriff, und dass sie uns womöglich ausradieren würden. Die Männer aus unserer Gegend waren wochenlang an der Front gewesen. Premierminister Levi Eschkol galt als schwach und flösste uns nicht viel Vertrauen ein. In unserem Wohnviertel gab es keine Luftschutzräume, und die Möglichkeit, von Bomben getroffen zu werden, war durchaus real, zumal unser Haus nur knapp sechzehn Kilometer von der Grenze zur Westbank, die damals zu Jordanien gehörte, entfernt lag.



Daher hoben wir Jugendlichen Gräben in den Hinterhofgärten aus, teilweise aufgeregt und teilweise verängstigt. Ende Mai wurde eine Rede von Levi Eschkol im Radio übertragen. Er verhaspelte sich bei einigen Sätzen, was die Menschen noch mehr beunruhigte. Ist das der Mann, der uns zum Sieg führen wird? Am 1. Juni wurde Mosche Dajan, der ehemalige Generalstabschef der israelischen Armee, zum Verteidigungsminister ernannt, und es hiess allgemein, die Lage werde sich jetzt zum Besseren wenden.

Eva und ich meldeten uns freiwillig, überall in unserer Nachbarschaft Gräben auszuheben. Doch als die Reihe an unseren Hinterhofgarten kam, waren wir zu erschöpft und hörten mittendrin auf. Als meine Mutter an jenem Tag nach Hause kam, warf sie einen Blick auf den fussknöcheltiefen Graben und murrte: «Nächstenliebe beginnt zu Hause.» Als in jener Nacht die Sirenen heulten, befahl sie uns, unter ihr Bett im Vorderzimmer zu kriechen, da lagen wir alle drei, und plötzlich hörten wir laute Explosionen. Am nächsten Tag besah ich mir ein beschädigtes Gebäude, nicht weit von unserem Haus. Die gesamte Vorderseite war weg, sodass man in die Wohnung der Leute hineinschauen konnte wie in ein Puppenhaus. Glücklicherweise war die dort lebende Familie in ihrem Schutzgraben gewesen. Die Jungs dort erzählten mir, die Jordanier hätten das Haus von Mosche Dajan, der in unserer Gegend wohnte, treffen wollen, es jedoch verfehlt.

Binnen weniger Tage wendete sich das Blatt vollkommen, und Israel eroberte die Sinai-Halbinsel, die Westbank und die Golanhöhen. Meine Mutter wirkte froh, aber nicht so froh wie jedermann um sie herum. Sie nahm an allem teil, und anders als ihr Vater fühlte sie sich Israel zugehörig, dabei jedoch immer ein klein wenig abseits. Meine Cousine Techia, deren Mann in diesem Krieg gefallen und die mit zwei Kindern allein zurückgeblieben war, besuchte uns eines Abends, um sich mit meiner Mutter zu unterhalten. Sie redeten lange miteinander im Wohnzimmer, und als sie fertig waren, rief mich meine Mutter ins Zimmer und sagte zu Techia: «Siehst du? Sie wachsen heran und sind gute Kinder.» Zwei Sekunden Pause. «Vor

allem, wenn sie schlafen» fügte sie hinzu und streichelte mir dabei mit dem Handrücken über die Wange.

Ungefähr einen Monat nach dem Sechstagekrieg erwiderte die *Landesrentenbehörde* das Feuer und ging gegen Lucie Mendel in Berufung. Mit welchem Recht hatten die Richter das Gutachten eines renommierten ärztlichen Sachverständigen wie Dr. Panse ignorieren und ihre eigene Diagnose der «Entwurzelungsdepression» stellen können? Dahlfeld entgegnete: Wenn die Gegenseite die Autorität des Gerichts, das Geschehene zu beurteilen, in Frage stelle, so sei dies «medizinische Arroganz». Die LRB fuhr noch ein weiteres Geschütz auf: Sie warf dem Gericht vor, Frau Mendels Darlegung ihrer finanziellen Verhältnisse hingenommen zu haben, ohne sie allzu sorgfältig zu prüfen. Wieso sich ihr Vermögen in den Jahren 1964 und 1965 so stark verringert habe, fragten sie und fügten hinzu, mutmasslich habe Frau Mendel ihr Geld irgendwo investiert, dies dem Gericht jedoch verschwiegen.

Zu dieser Zeit hielt sich Dr. Lichtenstein in Europa auf, wo er unter anderem mit Günter Grass zusammentraf, der sich im Hinblick auf sein Buch *Aus dem Tagebuch einer Schnecke* für das Schicksal der Juden in seiner Geburtsstadt Danzig interessierte. Doch nach den Anschuldigungen durch die LRB konnte meine Mutter nicht länger auf die Rückkehr ihres Chefs warten. Es gab keine grössere Kränkung, als die Integrität meiner Mutter in Zweifel zu ziehen, deshalb musste sie einfach darauf reagieren. Dr. Lichtenstein würde die anderen Aspekte angehen, schrieb sie an Dahlfeld, aber fürs Erste müsse man bezüglich der Zahlen Stellung beziehen. Es gebe da keine Ungereimtheiten. Frau Mendels Vermögen sei 1964 aus dem Grund geringer geworden, weil sie im Jahr zuvor Ausgaben für einige Unternehmungen getätigt habe, einschliesslich einer Reise ihrer Tochter nach Europa.

Im Dezember 1967 teilte Dahlfeld mit, das Oberlandesgericht habe entschieden, einen neuen Sachverständigen zu benennen: Dr. Walter Ritter von Baeyer, Psychiater und Hochschullehrer in Heidelberg sowie Mitverfasser des Buches *Psychiatrie der Verfolgten*. Der Name von Baeyer mochte zwar vielversprechend klingen, aber Dr. Lichtenstein und meine Mutter konnten ihre tiefe Enttäuschung dennoch nicht verbergen. Sie hatten gehofft, dass das Gericht die Berufung der LRB abweisen würde, und nun begann alles wieder von Neuem: das lange Warten auf Nachrichten, die brieflichen Anfragen, warum alles so lange dauere. Im Oktober 1968 übermittelte Dahlfeld dem Gericht ein Erinnerungsschreiben: Frau Mendel würde im nächsten Monat ihren 70. Geburtstag feiern.



Tel Aviv.

’Für Mutti gab’s schöne und schwerere Zeiten: Sie blieb immer tapfer, auf Verderb und Gedeih.’”

**I**ch stehe vor Dr. Lichtensteins Büro in der Yosef-Eliyahu-Strasse 13 in Tel Aviv. Im Jahr 1967 bereitete sich der grossgewachsene Mann auf seinen Ruhestand vor. Sämtliche Akten brachte er von seiner Anwaltskanzlei in der Alenby-Strasse 112 in eine umgestaltete Garage des Mehrfamilienhauses, in dem er wohnte. Er hegte die Hoffnung, seine Rechtsfälle nacheinander abzuschliessen, um sich auf andere Dinge konzentrieren zu können, wie etwa auf eine Dokumentation über die Geschichte der Danziger Juden. Das Haus liegt in einer kleinen, engen Strasse im Stadtzentrum, und obwohl es um die Mittagszeit ist,

ist in den vergangenen zehn Minuten kein Auto hier vorbeigefahren. Nur wenige Häuser weiter wohnte Menachem Begin (einst Israels Premierminister), für den Entschädigungsgelder von Blut befleckt waren und der kompromisslos dagegen kämpfte, irgendwelche Gelder aus Deutschland anzunehmen. Hier in Dr. Lichtensteins schmalem Büro waren auf engstem Raum einige hundert Akten von Danziger Juden zusammengepfercht, darunter die Akte Nummer 1238 von Lucie Mendel aus Hamm. Doch entgegen Dr. Lichtensteins Plänen, mit dem Schliessen der Akten zu beginnen, weigerten sich die Rechtsfälle, abgeschlossen zu werden. In dem winzigen Raum mit dem strengen Geruch von Pappe hockten Dr. Lichtenstein, meine Mutter, eine weitere Sekretärin und ein, zwei Mandanten für weitere zwanzig Jahre aufeinander. Ein winziges Karree in der Ecke des Raumes wurde als Toilette abgetrennt, und wenn ein Mandant sich dorthin zurückzog (manche kamen aus Haifa oder Jerusalem), begann meine Mutter mit einem besonders heftigen Stakkato auf ihrer Schreibmaschine, um jegliches Geräusch, das womöglich von dort zu hören sein würde, zu übertönen.

Ich lehne mich an ein geparktes Auto, schaue auf das Anwaltsbüro und denke daran, wie sie mir über die keimende Freundschaft zwischen Dr. Lichtenstein und Günter Grass erzählte und wie sie sich tagelang damit plagte, dieses Verlies zu reinigen und die Aktendeckel bestmöglich zu arrangieren, um für den Besuch des Schriftstellers bei ihnen gerüstet zu sein. (Das war Jahre, bevor er den Literaturnobelpreis erhielt, und noch mehr Jahre, bevor er zugab, als Siebzehnjähriger der Waffen-SS beigetreten zu sein.) Ich musste auch daran denken, was meine Mutter über ihren ersten Besuch in Deutschland geschrieben hatte: «Als ich in München vor dem Gerichtsgebäude stand, in dem mein Vater mehrmals als Anwalt aufgetreten war, da wurde ich von Wut gepackt gegen diejenigen, die ihn aus seinem Beruf, seinem Heimatland, seiner kulturellen und geistigen Umgebung hinausge-

stossen hatten und die für seinen Tod verantwortlich sind.» Und diese Frau ver-  
misse ich, die so hartnäckig für ihren Vater und ihre Mutter gekämpft hat.

In der Tat feierte Oma im November 1968, wie Dahlfeld dem Gericht angekündigt hatte, ihren 70. Geburtstag, und in den Wochen vor diesem Ereignis verbrachte meine Mutter einige Extra-Stunden an ihrer Schreibmaschine. Ihr Text war jetzt kürzer, und die Rauchpausen länger als üblich. Es war Familientradition, zu Geburtstagen Gedichte zu verfassen, und meine Mutter legte sich ins Zeug, ein Loblied auf ihre Mutter zu Papier zu bringen. Die Verfasser solcher Hymnen waren gewöhnlich bestrebt, mit wirkungsvollen Reimen die Zuhörer zum Lachen zu bringen, und auch meine Mutter nutzte die Gelegenheit zu der Andeutung, sie werde womöglich einige Zeit in Paris verbringen und ihr Bruder, «der Junge», müsse dann der Oma die Post-Streiks in Frankreich erklären. Doch sie erlaubte sich auch, eine ernstere Strophe in das Geburtstagslied aufzunehmen: «Wer heute siebzig wird, hat viel gesehen, / Vor siebzig Jahren war die Welt noch nicht verrückt, / Inzwischen haben Zeit- und Kriegsgeschehen / Die Menschheit immer wieder neu ‚beglückt‘.» Und weiter schrieb sie: «Für Mutti gabs schöne und schwerere Zeiten, / Sie gingen alle nicht spurlos vorbei, / Doch eines kann niemand heute bestreiten: / Sie blieb immer tapfer, auf Verderb und Gedeih.»

Viele Monate verstrichen mit Briefen hin und her. Dahlfeld schlug die Berufung eines neuen Sachverständigen vor, da das Gutachten des Professors noch immer auf sich warten liess. Das Gericht lehnte das Ansinnen ab, richtete jedoch wenig später ein ungeduldiges Schreiben an Professor von Baeyer. Als dessen Gutachten endlich eintraf, zeigte sich, dass von Baeyers Meinung zu jener von Panse, dem vorherigen Sachverständigen, in vollkommenem Widerspruch stand. Tatsächlich stellte von Baeyer fest, es habe sich um eine Entwurzelungsdepres-

sion gehandelt, die um eine reaktive Depression erweitert und durch eine Zerebralsklerose verschlimmert worden sei.

Anscheinend hat dieses neue Gutachten die Verärgerung der LRB noch verstärkt, sie wollte wissen, was von Baeyer denn besser mache als Dr. Panse. Dahlfeld antwortete: seine wissenschaftlichen Erfahrungen. Von Baeyer sei Fachmann für die Psychologie der Verfolgten und daher in der Lage zu diagnostizieren, wenn ein Fall von Entwurzelungsdepression vorliege. Die LRB wartete mit einem ihrer eigenen Mediziner auf, der von Baeyers Theorie in Frage stellte. Zerebralsklerose, die den Fall vorgeblich verschlimmert habe, sei niemals durch einen Herzinfarkt oder Schlaganfall nachgewiesen worden. Und warum gründe das Gericht sein Urteil auf Aussagen von Familienmitgliedern oder Laien wie Schweitzer oder Arthur Katz? Und ob es tatsächlich Suizid oder nicht doch ein Unfall gewesen sei, wie die Familie unmittelbar nach Dr. Mendels Tod behauptet habe?

*«Merde!»*

Und dann, an einem Tag im November 1969, sieben Jahre und fünf Monate, nachdem Lucie ihre Forderung nach Schadensersatz erstmals erhoben hatte, traf das endgültige Urteil des Oberlandesgerichts ein.<sup>30</sup> In einem ausführlichen Schriftstück begründeten die Richter ihr Urteil geduldig Punkt für Punkt, wie weise Stammesälteste, die schon alles erlebt haben. Ja, es bestehe zwar zwischen der Unfall- und der Suizid-Version scheinbar ein Widerspruch, aber es sei wohlbekannt, dass Familien die Selbsttötung eines geliebten Anverwandten oftmals gegenüber der Mitwelt zu verschleiern versuchten. Das Gericht hege keinen Zweifel, dass hier ein Suizid vorliege. Zu dem Vorwurf, das Gericht habe zur Feststellung der Depression die Aussagen von Laien verwertet, wiesen die Richter darauf hin, dass

<sup>30</sup> Siehe Dokumente, Abb. 17.

sich in zahlreichen Fällen, die ihnen von Psychiatern vorgelegt würden, selbst diese Experten auf die Beobachtungen von Freunden und Familienmitgliedern stützten. Das Gericht halte diese Zeugenaussagen für glaubwürdig und sehe keinen Grund, ihnen nicht zu vertrauen. Mit Empathie und Mitgefühl äuserten sich die Richter über ihren Kollegen Dr. Hugo Mendel: Dieser sei 1956 in sein Heimatland zurückgekehrt, wo er begriffen habe, dass dies nicht mehr sein Heimatland und er auch nicht mehr derselbe Mann gewesen sei, der es dreiundzwanzig Jahre zuvor verlassen habe. Wer auch immer hauptsächlich verursacht habe, dass er das Land verliess, sei verantwortlich für seinen Tod, stellte das Gericht fest. Das Land Nordrhein-Westfalen müsse an Lucie Mendel den Betrag zahlen, der bereits zuvor festgelegt worden sei.

An dem Tag, als meine Mutter von dem Sieg erfuhr, musste sie vorsichtig sein. Wenn sie im Haus einen Freudensprung getan hätte, wären womöglich zu viele Fragen von uns gekommen, und sie hätte uns über den Selbstmord ihres Vaters aufklären müssen (was sie all die Jahre hindurch vermieden hatte). Ich entsinne mich, dass sie uns irgendetwas von Oma erzählte, die jetzt ganz viel Geld bekomme, weil die Deutschen Opas Gesundheit kaputt gemacht hätten. Meine Mutter war erschöpft, kein Zweifel, doch es war die Erschöpfung einer Marathonläuferin, oder treffender: die einer Anwältin, die gerade den grössten Fall ihres Lebens gewonnen hatte. Sie hatte dafür gesorgt, dass ihre Mutter den Rest ihres Lebens in Würde leben konnte, und was vielleicht noch wichtiger war: Die Tochter, die vierzig Jahre zuvor in seiner Kanzlei an der Schreibmaschine sass, hatte den Beweis erbracht, dass die Nazis für den Tod ihres Vaters und erhofften Anwaltpartners verantwortlich gewesen waren. Und noch etwas hatte sie bewiesen, etwas, das Hugo Mendel sehr froh gemacht hätte: Das Gericht hat den Staat zwingen können, diese Wahrheit anzuerkennen. Mittlerweile verstehe ich, dass die Reise



nach Europa, die meine Mutter, meine Schwester und ich einige Monate nach dem Prozess unternahmen, solch ein Freudensprung war, und ich bin mir sicher, dass sich mit unserem Besuch in Zürich für meine Mutter ein Kreis geschlossen hat. Sie hatte weder die Kraft noch das Interesse, Deutschland zu besuchen, doch die Stadt, in der ihre Eltern damals Zuflucht gefunden hatten, hat sie in den Reiseplan aufgenommen.

Was mich betrifft, so müsste ich lügen, würde ich behaupten, dass ich keinen Zorn gegenüber Hugo empfinde, dafür, dass er seine Tochter, dass er uns im Stich gelassen hat. Doch über die Jahre ist mein Zorn ein wenig abgeklungen, da ich manches besser verstanden habe. Ich habe verstanden, dass er unsere Familie dadurch gerettet hat, dass er Lucie 1933 davon überzeugte, Deutschland zu verlassen. Ich habe verstanden, dass wir unsere Liebe für seine Tochter, meine Mutter, mit ihm geteilt haben. Und ich habe verstanden, dass ich nicht viel über gequälte Seelen weiss. Im Jahr 1943 hat Hannah Arendt in ihrem Essay «Wir Flüchtlinge» über den Selbstmord geschrieben. Für gläubige Menschen, so erklärte Arendt, bedeute «Selbsttötung, wie Mord, einen blasphemischen Angriff auf die gesamte Schöpfung»<sup>31</sup> und so etwas wie eine öffentliche Erklärung, dass das Leben nicht lebenswert sei. Bei säkularen europäischen Juden, die sich entschieden, ihrem Leben ein Ende zu setzen, sei das anders. Sie erläuterte: «... unsere Selbstmörder sind keine verrückten Rebellen, die dem Leben und der Welt ihre Missachtung entgegenschleudern, die mit sich das ganze Universum zu töten versuchen. Ihre Art zu verschwinden ist still und bescheiden, sie scheinen sich entschuldigen zu wollen für die heftige Lösung, welche sie für ihre persönlichen Probleme gefunden haben.»<sup>32</sup>

31 Hannah Arendt: *Wir Flüchtlinge*. Aus dem Englischen übersetzt von Eike Geisel. 9. Aufl. Ditzingen 2018 (Reclam UB19398), S. 20.

32 Ibid.

Ich weiss nicht, ob Hugo seine Selbsttötung als einen Protest ansah, der das Leben als nicht lebenswert erklären sollte, oder ob er einfach nur leise verschwinden wollte. Falls letzteres seine Absicht war, dann ist er, so fürchte ich, nicht leise verschwunden, denn seine Selbsttötung schrillte im Kopf meiner Mutter ihr ganzes Leben lang.

Ich unternahm den überwiegenden Teil dieser Reisen, als ich fünfzig war, doch eine innere Stimme sagte mir: «Kehre zu diesem Buch zurück, wenn du in seinem Alter bist.» Heute habe ich das Alter erreicht, in dem er starb, und bin ich immer noch zornig auf ihn, doch es regt sich in mir auch Mitgefühl. Und nachdem ich mich durch die ganze dicke Akte gearbeitet, all die Zeugenaussagen vernommen und die Entscheidungen der Richter gelesen habe, ist die Wut, die ich verspürte, als ich Opa das erste Mal bei der Beisetzung meines Vaters entdeckte, vor allem einer tiefen Traurigkeit gewichen. Wann immer ich höre, dass jemand Selbstmord begangen hat, muss ich an meine Mutter denken, wie sie auf das Lenkrad schlug und schluchzte: «Diese gottverdammten Schuldgefühle» und es macht mich traurig, dass sie diese all die Jahre hindurch mit sich schleppen musste.



44

## Epilog

Meine Mutter setzte ihre Tätigkeit bei Dr. Lichtenstein für viele weitere Jahre fort und half Überlebenden, Entschädigungsgeld aus Deutschland zu erhalten. Sie verlor nie ein Wort über irgendwelche Fälle, doch ich weiss, dass viele ihr dankbar waren, denn im Buffet in unserem Wohnzimmer gab es eine Schublade, in der ich häufig eine Schachtel Pralinen vorfand, und immer, wenn ich fragte, woher sie die habe, antwortete sie:

«Die sind von einer Mandantin. Sie kam einfach so damit im Büro vorbei.»  
Als Dr. Lichtenstein den Entschluss fasste, alles hinter sich zu lassen und – nach Jahren in der umgewandelten Garage – in den Ruhestand zu treten, wandte er sich

an das israelische Justizministerium, um meine Mutter als seine Nachfolgerin berufen zu lassen, auch wenn sie keinen Abschluss in Rechtswissenschaft besitze. Die Angelegenheit wurde bis zum Justizminister höchstpersönlich weitergeleitet, doch dieser gab der Bitte nicht statt. Ich glaube, meiner Mutter fiel ein grosser Stein vom Herzen, da auch sie sich auf den Ruhestand freute. Etliche Jahre lang war sie, um die Wahrheit zu sagen, nur aus Loyalität zu ihm und zu den Mandanten ins Büro gegangen. Sie machte sich morgens fertig, murmelte so etwas wie «dieses elende Büro», warf einen Blick auf ein kleines Schild in der «Halle», das sie von einer ihrer Reisen mitgebracht hatte: «Heute ist der erste Tag vom Rest deines Lebens», und hastete zur Arbeit. Jetzt, da Dr. Lichtenstein im Begriff war, sich zurückzuziehen, und sie die Anwaltspraxis nicht übernehmen konnte, freute sie sich auf die Zeit, die sie für Lesen, für Reisen und für das Zusammensein mit den Enkelkindern haben würde. Sie begann auch, als Gasthörerin an der Universität Tel Aviv Kurse in Linguistik, Übersetzen und Geschichte zu besuchen. «Vielleicht werde ich nach allem jetzt etwas aus mir machen», schrieb sie mir.

1972, ein Jahr bevor der Psychiater Friedrich Panse starb, verlieh die Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie und Nervenheilkunde ihm die Ehrenmitgliedschaft, doch im Jahr 2011 erkannte sie ihm diese Ehrenmitgliedschaft wieder ab mit der Begründung, dass seine «Teilnahme an der Selektion der ‚Euthanasie-Opfer‘ eine «Mittäterschaft an oder Beihilfe zu einem Genozidverbrechen» darstelle.

«*Wo ist man daheim? Wo man geboren wurde oder wo man zu sterben wünscht?*»  
So beginnt der Dramatiker Carl Zuckmayer seine Autobiografie *Als wär's ein*

*Stück von mir.* Als ein Deutscher mit jüdischen Wurzeln (der in die Vereinigten Staaten flüchtete und in der Schweiz starb), war er mit diesem Dilemma gut vertraut. Als wir unserer Mutter erzählten, dass wir vorhätten, künftig in Kalifornien zu bleiben, akzeptierte sie unsere Entscheidung, ermunterte uns aber auch, das nicht als zu tiefgreifenden Einschnitt zu sehen. «Gott sei Dank geht es hier nicht um das Weggehen aus einem Land, in das man nicht mehr zurückkehren kann (wie bei jenen Menschen, die jetzt die Sowjetunion verlassen, oder wie es bei meinen Eltern der Fall war, als sie Deutschland verliessen)», schrieb sie. «Ich glaube, heutzutage darf man sich etwas mehr als Weltbürger fühlen, der die Wahl hat, ob er in dem einen oder anderen Land leben möchte», fügte sie hinzu. «Und trotzdem, wenn ich heute früh wieder die Zeitung lese, und wenn ich überhaupt an all die *Chara*, den ganzen Mist hier, denke, dann, so traurig es ist, finde ich es richtig, dass ihr dort drüben wohnen bleibt», schrieb sie.

Von einem mütterlichen Instinkt getrieben, versuchte sie mich auf den ewigen Konflikt eines Migranten vorzubereiten, den sie und ihr Vater so gut gekannt hatten: «Wenn du hier in Israel bist, wirst du dein Kalifornien genau so vermissen, wie du dort unser Israel vermissen wirst.» In der Tat, ich habe Israel vermisst, besonders in den frühen Jahren, und ich bin für alle Zeiten mit diesem Land verbunden, mit seiner Musik und meinen Freunden und meiner Familie dort. «Im Deutschen spricht man von ‚Herz-Fasern (mit allen Fasern des Herzens)‘, im Englischen von ‚Herz-Strängen, *heartstrings*«, schrieb uns meine Mutter und fügte hinzu: Obwohl sie sich nie allzu gut in Anatomie ausgekannt habe, sei sie davon überzeugt, dass es so etwas wirklich gebe. «Es steht für mich fest, dass sich da so etwas wie Stränge zu euch allen hinüberspannt: Ich denke die ganze Zeit an euch und möchte alles erfahren, über eure Eindrücke, eure Erlebnisse, eure Unternehmungen.» Das mindeste, was ich tun konnte, war, diese Bitte zu erfüllen, und so schrieb ich meiner Mutter jede Woche einen Brief. Bei ihren Telefongesprächen

mit Oma übersetzte sie die Briefe jedes Mal ins Deutsche, und Oma schrieb sich die neuesten schlaun Äusserungen ihrer Urenkel auf, damit sie diese ihren Jecke-Freundinnen mitteilen konnte.

Oma hat ihre kleine Wohnung in der Reines-Strasse 5 nie verlassen. Die Zypern-Reise war das letzte Mal gewesen, dass sie Israel verliess, aber sie war völlig *zufrieden*. Was sie mehr als alles andere wertschätzte, war ihre Familie: Für sie scheute sie keine Unkosten, und ihr widmete sie ihre Zeit. Selbst als ich ein erwachsener Mann war, zückte sie jedes Mal, wenn ich ihr einen Besuch abstattete, das Portemonnaie, griff nach einem Geldschein und drückte ihn mir in die Hand. Es hatte keinen Zweck zu widersprechen. In einem Café zu sitzen, natürlich mit Blick auf den Bürgersteig, und dabei ihr Enkelkind (oder ihr Urenkelkind) zu beobachten, wie es ein Buch las und lachte – das machte für sie ein gutes Leben aus. Und was die Zuckerpäckchen betrifft: Die hat sie bis zum Ende ihrer Tage mitgehen lassen.

1986 erlitt Oma einen Schlaganfall und wurde mit Blaulicht ins Krankenhaus gebracht, wo sie etliche Monate bleiben musste. In dieser Zeit brachen tatsächlich *Ganovim* in ihre Wohnung ein, doch meine Mutter, die gehnt hatte, dass dies bei ihrem Glück unausweichlich einmal passieren würde, hatte bereits die meisten wertvollen Gegenstände in Sicherheit gebracht. Oma weinte viel im Krankenhaus, über traurige oder über glückliche Erlebnisse. Als meine Mutter sie besuchte, um ihr mitzuteilen, dass wir unser viertes Kind erwarteten, diskutierte sie erst einmal lang und breit mit Oma über die Frage, worüber es sich lohnt zu weinen und worüber nicht. Nach dieser Vorbereitung strahlte Oma nur noch, als meine Mutter ihr von der Schwangerschaft berichtete.

«Ich habe solche Angst, dass sie weint, denn dann muss ich mich zusammennehmen, um nicht mit zu heulen», schrieb meine Mutter. Oma starb 1988. In ihren

letzten Tagen – so erzählte mir meine Mutter – ist nur noch ein einziges Wort über ihre Lippen gekommen. Sie rief nach ihrer Mutter, auf Deutsch: «*Mutti*»

1992 wurde bei meiner Mutter Krebs diagnostiziert. Dr. Lichtenstein lebte noch, aber er konnte sie nicht in der Klinik besuchen. Ich brachte ihr einen Brief von ihm in das Krankenzimmer auf der Intensivstation, und sie las ihn mir vor. Zweimal in ihrem Leben ist meine Mutter in Tränen ausgebrochen, als sie mir einen Brief vorlas. Dieses war das zweite Mal. Das erste Mal war, als ich sie darum bat, mir einen Brief zu übersetzen, den die Leitung der jüdischen Gemeinde Hamm an ihren Vater gerichtet hatte, bevor die Familie 1933 nach Tel Aviv aufbrach. Ihre Stimme hatte bei jenem Abschnitt des Briefes zu zittern begonnen, in dem sie ihm für seine ehrenamtliche Tätigkeit in der Gemeinde dankten, die er mit so viel Liebe und Sachkenntnis ausgeübt habe. Beim nächsten Absatz war sie zusammengebrochen: «Wir hoffen und wünschen Ihnen, dass Ihnen bald bessere Aussichten für die Zukunft beschieden sein mögen, und würden uns freuen, bald von Ihnen zu hören, dass Sie für alle die Seelenqual, die Sie und Ihre Familie unverschuldet in den letzten Monaten erleiden mussten, entschädigt werden.»<sup>33</sup>

Meine Mutter brauchte nicht mehr auf der Intensivstation zu bleiben und sollte am nächsten Tag aus dem Krankenhaus entlassen werden. Ich musste zurück nach Berkeley, und es galt, sich zu verabschieden. Als ich sie im Krankenhausflur umarmte, biss sie sich in den kleinen Finger, um nicht zu weinen. Ich küsste sie und ging. Sie weinte in ihrem Zimmer, ich weinte im Treppenhaus. Nach ein paar Tagen in Berkeley wollte ich sie noch einmal sehen, und so wie mit der Glastür, die

33 Der Brief der Hammer Synagogen-Gemeinde ist datiert 5. Oktober 1933 – Siehe Dokumente, Abb. 5.

ich im Wiesbadener *Kurhaus* geöffnet hielt, um mich an den Kurpark zu erinnern, flog ich nach Israel zurück, um in ihren letzten Tagen bei ihr zu sein. Am 20. September 1992 stand ich am Fuss der Rolltreppe und sah zu, wie sie empor-schwebte, zum Abschied winkend.

Ich höre immer noch zufällige Wörter auf Deutsch in meinem Kopf, wenn ich Deutschland besuche, aber ich habe mich an sie gewöhnt, und sie gehen nicht so irrwitzig durcheinander wie bei jenem ersten Besuch in Düsseldorf. Meine Beziehungen zu Deutschland haben sich im Laufe der Jahre weiterentwickelt, während ich mich bei meinen ersten Besuchen meist wie ein völlig Fremder fühlte, fühle ich mich jetzt ein wenig mehr zu Hause. Natürlich kam die Veränderung in meinem Empfinden nicht von heute auf morgen, aber wenn ich einen Wendepunkt benennen müsste, würde ich mich für einen bestimmten Spätnachmittag im Dezember 2003 entscheiden.

Die Stadt Hamm hatte auf dem Parkplatz, wo früher die Synagoge stand, eine Gedenkstätte errichtet, und ich wurde zu ihrer Eröffnung eingeladen. Ich habe mich nicht unbedingt darauf gefreut, weil ich Feierlichkeiten, denen gewöhnlich ein paar Würdenträger und Ehrengäste beiwohnen, nicht besonders mag. Aber ich entschied mich trotzdem hinzufahren.

Der Festakt war für vier Uhr nachmittags geplant. Es war ein kalter und düsterer Tag, und ich war mir sicher, dass ausser denen, die da sein mussten, niemand erscheinen würde. Und wirklich war der Bereich um den Parkplatz, als ich ankam, wie erwartet fast leer. Wir, einige Nachkommen jüdischer Familien aus Hamm, wurden vom Bürgermeister und seinen Mitarbeitern begrüsst. Ein Fernsehteam kam und interviewte meinen Onkel Raphi und Paul Otto Samuelsdorff. Ich stand eine geraume Weile da und blickte auf die kleine Bühne, wo man die letzten Vor-



bereitungen traf. Ein Techniker überprüfte, ob das Mikrofon funktionierte. Um die Bühne herum hielten sich einige Gymnasiasten (vielleicht ein Chor?) auf. Ein Mann mit Kippah (ein Rabbi?, ein Kantor?) blätterte in einigen Schriftstücken. Es war schon etwas dunkler geworden, und dann drehte ich mich um und sah sie – die Menschen von Hamm: Männer und Frauen, gross und klein, dünn und rundlich. Ich war so lange auf die Bühne fixiert gewesen, dass ich gar nicht beachtet hatte, was hinter meinem Rücken vor sich ging. Sie standen still den ganzen Gehsteig entlang. Sie überschritten nicht die Abgrenzung zwischen dem Bürgersteig und dem Parkplatz, auf dem wir standen, so, als formierten sie eine Ehrenwache, um Respekt zu zollen, um einen Kreis zu schliessen. Es war keine kleine Ansammlung von Menschen, es waren vielleicht zwei- oder dreihundert Personen – genug, um zu zeigen, dass dies mehr als eine verordnete Pflichtveranstaltung des Erinnerns war. Und als der Bürgermeister ans Mikrofon trat und zu sprechen begann, überschritten die Hammenser die Abgrenzung zum Parkplatz und standen um uns herum, bei uns.

Seit jener Zeit habe ich Hamm mehrmals besucht. Als ich unlängst wieder einmal dort war, nahm mich Mechtild mit zu einer Flüchtlingsunterkunft unweit von Hamm, in der sie und eine Gruppe von Freunden ehrenamtlich mitarbeiteten, um mehrere Dutzend Asylsuchende aus Syrien, dem Sudan, Eritrea und anderen Ländern zu unterstützen. Es war ein heller Tag im März, das Gras war grün, und etwas entfernt lachten Kinder. Als wir auf eines der Gebäude zingingen, deutete Mechtild auf einige Fenster, deren Jalousien ganz heruntergelassen waren.

«Sieh dir diese Fenster an» sagte sie, «die Menschen werden depressiv.» Es war zehn Uhr am Vormittag, und Mechtild erklärte, manche Bewohner, die keine Arbeit finden könnten, würden noch schlafen. Mein Grossvater Hugo in seiner kleinen Wohnung in Tel Aviv kam mir in den Sinn. Ich hatte noch nie darüber

nachgedacht, aber ich könnte wetten: Als er damals stundenlang im Bett sass, im zugeknöpften Schlafanzug, waren die Jalousien auch ganz heruntergelassen.

Und ich erinnere mich, wie Oma, wenn ich bei ihr übernachtete, morgens ins Zimmer trat und herzlich die Jalousien hochzog, und das Licht durchflutete den Raum.



# Anmerkungen

## **Vorbemerkung des Autors**

Dies ist eine wahre Geschichte, die auf Briefen, Dokumenten, Interviews und meinen eigenen Erinnerungen beruht. Nur an wenigen Stellen habe ich mir die Freiheit genommen, etwas zu verändern. So tragen Greta S. und Frau Steinmann in Wirklichkeit andere Namen. Die auf den Spuren meiner Grosseltern unternommene Reise hat nicht an einem Stück und auch nicht in derselben Reihenfolge stattgefunden, wie sie im Text beschrieben wird.

## **Vorbemerkung des Übersetzers**

Die im Text erwähnten und fallweise zitierten Dokumente (u.a. Privat- und Anwaltskorrespondenz) befinden sich im Besitz des Autors, ebenso, sofern nicht anders angegeben, die abgebildeten Fotos. Wörter, die im englischen Text auf Deutsch verwendet werden, sind in der vorliegenden Übersetzung *kursiv* wiedergegeben. Alle genannten Webseiten wurden am 3. Januar 2021 auf ihre Gültigkeit überprüft.

### **1. Tel Aviv. «Für mich ist es nicht lustig.»**

Das Foto aus den 1960er Jahren zeigt Mirjam Rosen, aus dem Küchenfenster schauend.

### **2. Menlo Park. «Nicht hier im Auto.»**

Das Foto stammt von 2019.

Die **Briefe im Karton** haben die Reise zum Inhalt, die Hugo und Lucie Mendel vom 14. August 1956 bis zum 15. Oktober 1956 nach Deutschland, in die Niederlande und die Schweiz unternommen haben.

**Menlo Park:** Kleinstadt im Silicon Valley in Kalifornien mit rund 34.000 Einwohnern, ca. 50 Kilometer südlich von San Francisco.

**Margret Thatcher** (1925-2013): Die frühere britische Premierministerin war bekannt für ihren eisernen Willen und ihre stets perfekt sitzende Frisur. **Danny Kaye** (1911-1987): Beliebter US-amerikanischer Schauspieler, Komiker und Sänger.

**Berkeley:** Stadt in der nordkalifornischen San Francisco Bay Area, ca. 20 Kilometer von San Francisco entfernt, Sitz der renommierten University of California, Berkeley.

### **3. Los Angeles. «Sie hat es stets bedauert, zurückgekehrt zu sein.»**

Das Foto zeigt Martin Mendel, 2010.

Der Autor hat zahlreiche Interviews und Gespräche mit **Martin Mendel** geführt. Nähere Informationen über die Familie Mendel in Menden finden sich in: Franz Rose, *Die Synagogengemeinde Menden 1900-1942*, Arnsberg/Menden 1991.

**Mary und Franz Fürstenberg:** siehe Anmerkungen zu Kapitel 20.

**Laurel Canyon:** Beliebte Wohngegend in Los Angeles.

**Kristallnacht:** Die Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, in der vom nationalsozialistischen Regime organisierte und gelenkte Gewaltmassnahmen gegen

Juden in Deutschland und Österreich durchgeführt wurden.

**Trader Joes:** US-amerikanische Lebensmittel-Einzelhandelskette mit zahlreichen Dependancen vor allem im Westen der USA.

**Maria, I just met a girl named Maria:** Weltbekanntes Liebeslied aus dem Musical *West Side Story* (1961), dessen Musik Leonard Bernstein komponierte.

**CNN (Cable News Network):** US-amerikanischer Fernsehsender, der weltweit ausschliesslich Nachrichten sendet.

**George W. Bush** (,1946): 43. Präsident der USA (2001-2009), der infolge der Anschläge in New York am 11. September 2001 im selben Jahr den Krieg gegen Afghanistan und 2003 den Irakkrieg begann.

**Menden:** Kleinstadt im Sauerland in Nordrhein-Westfalen.

**Manila:** Im Februar 1945 verübten japanische Truppen in der philippinischen Hauptstadt ein Massaker an Zivilisten, dem etwa 100.000 Menschen zum Opfer fielen. Siehe auch Anmerkungen zu Kapitel 20.

#### **4. New York. «Ich musst' mich manchmal bücken.»**

Das Foto zeigt Gertrud Katz, August 2003.

Interview des Autors mit **Gertrud Katz** am 29. August 2003.

**Washington Heights:** Stadtviertel in New York im Norden von Manhattan. In den 1930er Jahren siedelten sich hier viele deutsche und österreichische Juden an, die vor den Nazis geflohen waren.

**Jecke**, auch *Jekke*, *Yekke*, Plural: **Jeckes**: Bezeichnung für die deutschsprachigen jüdischen Einwanderer der 1930er Jahre in Palästina und ihre Nachkommen im heutigen Israel.

**1936** (bis 1939) fand in Palästina eine Serie von Gewaltakten arabischer Einwohner gegen Juden und die britische Mandatsmacht statt.

**Bnei Brak:** Stadt nordöstlich von Tel Aviv, die zumeist von ultraorthodoxen Juden bewohnt wird.

**Dizengoff-Strasse:** Hauptverkehrsstrasse in der Innenstadt von Tel Aviv, benannt nach dem langjährigen Bürgermeister der Stadt, Meir Dizengoff (1861-1936). Sie mündet in den **Dizengoff-Platz** (engl. Dizengoff Circus oder Dizengoff Square), einen der Hauptplätze in Tel Aviv.

Die **deutschsprachige Zeitung Jedioth Chadashoth** («Neuste Nachrichten») erschien seit 1935 unter verschiedenen Namen und war eine beliebte Tageszeitung in Israel.

**Sabbat-Süssigkeiten (Shabbos-Bonbons):** Schabbes, Sabbat: Ruhetag und wöchentlicher Feiertag, an dem Gläubige keinerlei Arbeit nachgehen dürfen. Die Kinder bekommen an diesem Tag Süßigkeiten geschenkt. *My Fair Lady*: Populäres Musical (1956) mit der Musik von Frederick Loewe.

Doktor **Mendel:** siehe Anmerkungen zu Kapitel 12.

## 5. Über dem Ozean «Nichts.»

Fotomontage des Autors.

## 6. Tel Aviv. «Juuu-huuuu!»

Das Foto zeigt Hugo und Lucie Mendel, 1940er Jahre.

**Hamm/Westfalen:** siehe Anmerkungen zu Kapitel 23.

**Hermann Kugelman:** Interview des Autors mit der Nichte von Hermann Kugelman, Idith Althausen, am 16. Oktober 2005. Sein Name ist erwähnt in der Dokumentation von Simone Ladwig-Winters, *Anwalt ohne Recht. Schicksale jüdischer Anwälte in Deutschland nach 1933*, hrsg. von der Rechtsanwaltskammer Berlin. Berlin: be.bra verlag, 2007, S. 341. – Für weitere Informationen zu den anderen hier erwähnten Rechtsanwälten (Samuelsdorff, Herzfeld und Katzenstein) siehe Anmerkungen zu Kapitel 20. – Siehe auch Michael Kissener / Andreas Roth, *Notare in der nationalsozialistischen «Volksgemeinschaft». Das westfälische Anwaltsnotariat 1933-1945* Baden-Baden: Nomos, 2017.

**«Arierparagraph»:** Der verlangte Nachweis «arischer» d.h. nichtjüdischer Abstammung, bedeutete für viele Menschen ein Berufsverbot. Beamte, Richter, Professoren, Rechtsanwälte, Ärzte, Apothekerjournalisten und Schauspieler wurden beurlaubt, später entlassen oder verloren ihre Zulassungen. Der «Arierparagraph» gegen jüdische Rechtsanwälte und Notare trat am 7. April 1933 in Kraft.

**Palästina:** 1920 wurde Grossbritannien das Palästina-Mandat übertragen. Staatsoberhaupt war ein Hochkommissar, der Träger der legislativen und exekutiven Gewalt war. 1947 übergab Grossbritannien die Palästinafrage an die UN, das britische Mandat für Palästina endete am 14. Mai 1948.

**Wiedergutmachungsabkommen:** In diesem am 10. September 1952 von Bundeskanzler Konrad Adenauer und Aussenminister Mosche Scharet unterzeichneten Abkommen verpflichtete sich die Bundesrepublik Deutschland, als materielle Entschädigung der vom NS-Regime verfolgten europäischen Juden einen Beitrag von insgesamt 3,45 Mrd. DM an Israel zu leisten ([https://www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument\\_de&dokument=0016\\_lux&l=de](https://www.1000dokumente.de/index.html?c=dokument_de&dokument=0016_lux&l=de)).

**Menachem Begin** (1913-1992): Israelischer Ministerpräsident von 1977 bis 1983. Der in Polen geborene Jurist emigrierte 1942 nach Palästina und wurde Anführer der zionistischen paramilitärischen Untergrundbewegung Etzel. Begin war in den 1950er Jahren ein energischer Gegner der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zu Deutschland und des Wiedergutmachungsabkommens.

**Jewish Claims Conference** (JCC, auch Claims Conference bzw. Conference on Jewish Material Claims Against Germany): Zusammenschluss jüdischer Organisationen, der seit seiner Gründung 1951 Entschädigungsansprüche jüdischer Opfer des Nationalsozialismus und Holocaust-Überlebender vertritt. Die Organisation hat ihren Sitz in New York mit Dependancen in Frankfurt a.M., Wien und Tel Aviv.

## **7. Tel Aviv. «Dann pinkel doch über den Besenstiel!»**

Das Foto zeigt den Autor mit dem Fotoapparat seines Grossvaters Hugo Mendel, Juni 1957.

## **8. Tel Aviv. «Zufrieden.»**

Das Foto zeigt den Autor mit seiner Schwester Eva Rosen am Purimfest 1956.

Das **Purimfest** erinnert daran, dass Königin Esther das jüdische Volk einst vor dem Tod bewahrte. Als ein Freudentag wird es von den Juden mit Gesang, Tanz und Spielen begangen. Viele tragen wie beim Karneval bunte Masken und Kostüme.

## **9. Tel Aviv. «Wenn ich mal dieses hohe Alter erreiche, erschießt mich einfach.»**

Das Foto zeigt den Autor mit seiner Mutter Mirjam Rosen und seiner Schwester Eva, um 1963.

**Mossad:** Israelischer Auslandsgeheimdienst, 1949 gegründet.

## **10. Tel Aviv «Wie konnte er nur?»**

Das Foto zeigt die Beerdigung von Yehuda Rosen, dem Vater des Autors, Oktober 1953.

## **11. München. «Wir assen Steak mit Pilzsauce.»**

Der Fotoausschnitt stammt von einer Ansichtskarte der Fluggesellschaft Swissair, die sich in Lucie Mendels Nachlass befand.

**Löwenberg, Shlomo (Helmuth):** Richter. Siehe Werner Röder / Herbert A. Strauss, *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933*, München / New York [u.a.]: K.G. Saur, 1980, Bd. 1, S. 462.

**Dachau:** siehe Anmerkungen zu Kapitel 24.



## 12. Amsterdam. «Es hat alles geklappt.»

Das Foto zeigt den Stempel des Holländischen Konsulats in Tel Aviv und der Grenzkontrolle in Hugo Mendels Pass.

**Hugo Mendel** promovierte 1918 an der Universität **Greifswald** zum Dr. jur. Das Thema der Dissertation, die er seinen Eltern und seiner Grossmutter Bella Samson widmete, lautete: «Beiträge zur Lehre vom Erbbaurecht» (siehe Dokumente, Abb. 1).

**Lloyd Hotel:** Das 1921 gebaute Gebäude diente in erster Linie als Hotel für osteuropäische Auswanderer vor ihrer Ausreise nach (Süd-)Amerika. Das Hotel hat etliche weitere Umnutzungen erfahren: Es war Lager für jüdische Flüchtlinge, Gefängnis der Nazis und Jugendstrafanstalt. Ende der 1980er Jahre wurde es als Künstleratelier benutzt (<https://www.geogr-helv.net/69/365/2014/>).

**Wilhelmina** (1880-1962): Von 1890 bis 1948 Königin der Niederlande, mit Erreichen der Volljährigkeit 1898 wurde sie offiziell Königin.

## 13. Düsseldorf. «Sie können mich alle am A... lecken.»

Das Foto zeigt eine «Hugo»-Einkaufstasche, September 2003.

Die **Sparpolitik in Israel** von 1949 bis 1959 war mit einer Rationierung von Lebensmitteln verbunden.

**Northeim:** Geburtsort von Lucie Mendel. Mittelstadt in Niedersachsen, ca. 20 Kilometer nördlich von Göttingen.

**Jesse Owens** (1913-1980): Afroamerikanischer Leichtathlet, der bei den Olympischen Spielen 1936 für die USA vier Goldmedaillen gewann und damit Hitlers Theorie von der «Überlegenheit der weissen Rasse» widerlegte.

**Fritz Lang** (1890-1976): Drehbuchautor und Regisseur, der unter anderem mit dem Stummfilm *Metropolo* (1927) Filmgeschichte schrieb, er stellte sein Können nicht in den Dienst der Nazis, emigrierte in die USA und geriet dort während der

McCarthy-Ära fälschlicherweise unter den Verdacht, ein Kommunist zu sein, 1956 Rückkehr nach Europa.

#### **14. Düsseldorf. «Angespannt die ganze Zeit schwatzen» ohne etwas zu sagen.»**

Die Igel sind abgebildet auf einer Ansichtskarte der beliebten Mecki-Serie.

Der Abdruck erfolgt mit Genehmigung von Anton Diehl.

**Friedrich Panse:** siehe Anmerkungen zu Kapitel 40 und 44.

Mit **Mechtild Brand** hat der Autor zahlreiche Interviews geführt und E-Mails ausgetauscht (siehe auch Anmerkungen zu Kapitel 23). Sie ist u.a. Autorin des Buches *Geachtet – geächtet. Aus dem Leben Hammer Juden in diesem Jahrhundert*, Hamm: Stadt Hamm, 1991.

#### **15. Düsseldorf. «Opa war ein Zionist» bis er in Haifa von Bord ging.»**

Das FotO, das Hugo Mendel (erste Reihe links) mit anderen Studenten um 1915 an der Universität Bonn zeigt, entdeckte der Autor in dem Buch von Stephen Poppel, *Zionism in Germany 1897-1933. The Shaping of a Jewish Identity*, Philadelphia: Jewish Publication Society of America, 1977. (Reproduziert mit Genehmigung des Central Zionist Archive in Jerusalem, PHG/1007429.)

**Zionismus:** Durch Theodor Herzl (1860-1904) begründete politische Bewegung, die die Errichtung und Bewahrung eines jüdischen Nationalstaats in Palästina propagiert und rechtfertigt. – Hugos Haltung zum Zionismus wird auch durch ein weiteres Beispiel beleuchtet: Anlässlich seiner Verlobung mit Lucie Mendel stiftete er Geld, um in Palästina durch den Jüdischen Nationalfonds zehn Bäume pflanzen zu lassen. Siehe auch Mechtild Brand, *Geachtet – geächtet. Aus dem Leben Hammer Juden in diesem Jahrhundert*, Hamm: Stadt Hamm, 1991, S. 116.

**Chaim Cohn** (1911-2002): Israelischer Jurist. 1950-1960 Generalstaatsanwalt, 1960-1981 Richter am Obersten Gerichtshof, 1952 kurzzeitig Justizminister. Siehe Chaim Cohn, *Aus meinem Leben – Autobiografie*, Berlin: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, 2019.

**Ostjuden:** Juden aus dem osteuropäischen Raum. Sie waren durch die jiddische Sprache, ihre orthodoxe Religiosität (Chassidismus), ihre Kultur und Lebensweise dem Shtetl verbunden. Im Gegensatz zu den Westjuden, von denen ein grosser Teil zum Bürgertum aufgestiegen war, assimilierten sich die Ostjuden nur wenig und gehörten weiter der Unterschicht bzw. niederen Mittelschicht an (<http://www.hagalil.com/galluth/shtetl/au2.htm>).

**Konvoi 35:** Der 35-köpfige Konvoi bestand aus Kämpfern der jüdischen Widerstandsorganisation Haganah, die während des Unabhängigkeitskrieges des Staates Israel von 1947 bis 1948 in das palästinensische Mandatsgebiet geschickt wurden, um die abgeschnittenen Kibbuzim von Gush Etzion zu versorgen. Bei ihrer Mission wurden sie von Arabern entdeckt und getötet.

## **16. Wiesbaden. «Sie kannten sich alle.»**

Das Foto, 1925 von Hugo Mendel in Wiesbaden aufgenommen, zeigt Lucie Mendel, Liese Mendel (später Rawitz) und Mirjam Mendel (später Rosen). Interview mit den Eigentümerinnen des Hotels Bären **Emmy Bödeker** und **Beate Bödeker-Kenke** am 9. September 2003. Das geschichtsträchtige Kurhotel Bären, in dem auch Goethe logierte, wurde 2015 geschlossen.

## **17. Wiesbaden. «Vati ist wahrhaftig wieder der alte Kavalier.»**

Das Foto zeigt (von links nach rechts) Lucie Mendel, womöglich Nettchen Stern, Hugo Mendel, um 1927.

**Nerobergbahn:** Im Jahr 1888 errichtete Wasserlast- und Zahnstangen-Standseilbahn im Norden Wiesbadens (<https://www.nerobergbahn.de>).

## 18. Wiesbaden. «Gelernt ist gelernt.»

Das Foto zeigt Lucie Mendel mit ihrer Tochter Mirjam und ihrem Sohn Raphi im Café Mendel in Tel Aviv, um 1935.

Das **Café Mendel** existierte von 1934 bis 1938. Danach wurde es von neuen Besitzern unter dem Namen Café Ofek weitergeführt.

**Matzknödel:** Aus Matzemehl und Eiern zubereitete Suppenknödel, die traditionsgemäss am Passahfest in der Hühnersuppe gegessen werden. Einige deutsche Juden – so auch die Familie Mendel – nannten sie «Matzklösschen» und bereiteten sie aus in kleine Stücke zerkleinerten Matzen zu.

## 19. Wiesbaden. «Diese gottverdammten Schuldgefühle.»

Das Foto zeigt Hugo Mendel mit seiner Tochter Mirjam, Wiesbaden 1925.

## 20. Frankfurt. «Sind Sie Mirjam Mendels Vater?»

Das Foto zeigt Mary und Franz Fürstenberg, 1958.

**Mary und Franz Fürstenberg:** Über die Fürstenbergs fanden mehrere Interviews des Autors mit Martin Mendel und im Oktober 2003 mit Frank Ephraim statt. Ephraim flüchtete als Jugendlicher mit seinen Eltern auf die Philippinen und war mit den Fürstenbergs bekannt. Über deutsche Juden in Manila siehe Frank Ephraim, *Escape to Manila. From Nazi Tyranny to Japanese Terror*, Urbana: University of Illinois Press, 2003, zu biografischen Angaben über Mary und Franz Fürstenberg siehe *Aus den Sammlungen des Jüdischen Museums Berlin, Sammlung Familien Wurm / Fürstenberg*

(<http://objekte.jmberlin.de/object/jmb-obj-471915>).

**Manfred Herzfeld** (1887-1968): Interviews mit Herzfelds Enkelin Miriam Loewy am 15. Dezember 2004 und am 31. August 2005. Sie verfasste eine Meine Geschichte über ihren Grossvater: «Wer niest denn da?» (<http://www.oxfort.de/family.htm> – <http://www.celle-im-ns.de/stationen/stadtrundgang/rechtsanwalt-manfred-herzfeld> ). Die Verse aus Herzfelds Gedicht über Richter, die sich für den

Staat prostituieren, lauten: «Sie haben das Recht zur Dirne / Der Politik gemacht, / Sie haben mit eherner Stirne / Dem Moloch Opfer gebracht.» In: Manfred Herzfeld, *Gruss an Deutschland. Eine Abrechnung in Versen*, Jerusalem: Druck von Lychenheim & Sohn, 1947, S. 12. **I**

**Ise Herzfeld** (1900-1982): Manfred Herzfelds Schwester.

**William S. Burroughs** (1914-1997): US-amerikanischer Schriftsteller der Beat-Generation (Hauptwerk: *Naked Lunch*) 1959), in den 1980er und 1990er Jahren inspirierend für die Popkultur. 1937 heiratete der 23-Jährige die wesentlich ältere Ise Herzfeld Klapper, die Ehe wurde 1946 geschieden (<https://realitystudio.org/scholarship/the-white-russian-countess-on-ise-herzfeld-klapper-and-her-marriage-to-william-burroughs/>), siehe auch *The Beats. A Literary Reference*) hrsg. von Matt Theado, New York: Carroll & Graf, 2002, S. 324.

Zu **Erich Samuelsdorff** siehe Mechtild Brand, *Geachtet – geächtet. Aus dem Leben Hammer Juden in diesem Jahrhundert*, Hamm: Stadt Hamm, 1991, S. 129-136. Interviews des Autors mit Paul Otto Samuelsdorff am 21. Juni 2003 und mit Daniela Loewenson, geb. Samuelsdorff im September 2005.

**Ernst Katzenstein**: Interview des Autors mit Dr. Michael Katzenstein, dem Sohn von Ernst Katzenstein, am 10. Juni 2004. Zu Katzensteins Berufung als Direktor der Jewish Claims Conference in Deutschland siehe *Jewish Telegraphic Agency. Daily News Bulletin*, Thursday March 22, 1956, siehe auch Simone *Ladwig-Winters, Anwalt ohne Recht. Schicksale jüdischer Anwälte in Deutschland nach 1933*, hrsg. von der Rechtsanwaltskammer Berlin, Berlin: be.bra verlag, 2007, S. 128.

**General Douglas MacArthur** (1880-1964): US-amerikanischer Armeegeneral. Im Rahmen des Pazifikkrieges im Zweiten Weltkrieg war er einer der Oberbefehlshabenden über den pazifischen Kriegsschauplatz und nach Kriegsende Oberbefehlshaber über die Besatzungstruppen in Japan. In der Schlacht von Manila (1945) wurden die von den Japanern besetzten Philippinen zurückerobert.

**Hameln:** Stadt in Niedersachsen, vor allem bekannt durch die Sage vom Rattenfänger von Hameln.

**Celle:** Stadt in Niedersachsen, «Tor zur Lüneburger Heide».

**Justiz nach dem Zweiten Weltkrieg:** Vielen Juristen, die in den Jahren 1933 bis 1945 an NS-Verbrechen beteiligt waren, gelang nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik Deutschland unbehelligt der berufliche Aufstieg. Besonders gute Chancen hatten Opportunisten mit guten Examensergebnissen

(<https://www.sueddeutsche.de/politik/justiz-nach-dem-zweiten-weltkrieg-einseer-juristen-mit-brauner-vergangenheit-1.1693678>).

**Serenade:** Film von Anthony Mann (USA 1956) mit dem Tenor Mario Lanza.

## **21. Wiesbaden. «Ich werde nicht fasten, um drei Mark einzusparen.»**

Das Foto zeigt den Treppenaufgang des Hotels Bären in Wiesbaden.

**Dr. Alexander Besser** (1899-1978): Interview des Autors am 2. Dezember 2003 mit Hansjörg Schiebe, Rechtsanwalt in Frankfurt a.M., Bessers ehemaligem Geschäftspartner. Der Schriftsteller Peter Härtling setzte seinem Freund Alexander Besser mit dem Roman *Felix Guttmann* (Darmstadt: Luchterhand, 1985) ein literarisches Denkmal. Neben seinem Beruf als Anwalt war Besser auch Journalist, der insbesondere über jüdische Themen schrieb. Von ihrer Bekanntschaft mit Besser spricht Mirjam Rosen in einem Brief an den Autor vom 23. Juli 1985.

**Dr. Robert Gidion** (1891-1967) bot Vorbereitungskurse für die juristische Prüfung in Palästina an. Siehe seine Anzeige in der englischsprachigen Zeitung *The Palestine Post*, Monday, March 11, 1940, S. 2.

**Harry Binheim** (1885-1948): Sein Name wird erwähnt in: Simone Ladwig-Winters, *Anwalt ohne Recht. Schicksale jüdischer Anwälte in Deutschland nach 1933*, hrsg. von der Rechtsanwaltskammer Berlin, Berlin: be.bra verlag, 2007, S. 124.

**Erich Samuelsdorff:** siehe Anmerkungen zu Kapitel 20.

**Erwin Lichtenstein:** Siehe Erwin Lichtenstein, *Bericht an meine Familie*.

*Ein Leben zwischen Danzig und Israel*, Darmstadt: Luchterhand, 1985.

«judenrein» oder «judenfrei»: Euphemistische Bezeichnung der Nationalsozialisten für eine Örtlichkeit ohne jüdische Bewohner.

**Königstein im Taunus:** Mondäner Kurort und bevorzugter Wohnort im hessischen Hochtaunuskreis, an den waldreichen Hängen des Taunus im Umland der Stadt Frankfurt a.M. gelegen.

**Jom Kippur:** «Versöhnungstag» oder «Tag der Sühne», der höchste jüdische Feiertag, an dem jüdische Gläubige als Ausdruck von Reue, Umkehr und Versöhnung vor allem zum Beten und Fasten aufgefordert sind. Jom Kippur fällt nach dem jüdischen Kalender von Jahr zu Jahr auf verschiedene Tage im September oder Oktober.

## 22. Düsseldorf. «Und dann geht's weiter nach Hamm ...»

Das Foto zeigt Düsseldorfer Radschläger auf dem Burgplatz, um 1900. Wikimedia Commons, frei zugängliche Domain.

**Friedrich Kieserling:** Die Informationen über Kieserling und andere Anwälte, die 1933 Hugo ihre Unterstützung anboten, stammen aus einem Vortrag, den Mechtild Brand am 10. Oktober 1991 gehalten hat. Der Vortrag wurde von Mirjam Rosen ins Hebräische übersetzt.

## 23. Hamm. «Ich hätte dort noch mehrere Tage zubringen können.»

Das Foto zeigt Paul Otto Samuelsdorff vor seinem Elternhaus in Hamm, September 2003.

**Hamm/Westfalen:** Stadt am Nordostrand des Ruhrgebiets mit 180.000 Einwohnern, Sitz des grössten bundesdeutschen Oberlandesgerichts, das seit 1820 in Hamm ansässig ist. – Zur Geschichte der Juden in Hamm und zur NS-Vergangen-

heit der Stadt siehe Mechtild Brand, *Geachtet – geächtet. Aus dem Leben Hammer Juden in diesem Jahrhundert*, Hamm: Stadt Hamm, 1991, Anneliese Beeck, *Hamm unterm Hakenkreuz 1933-1945*, Hamm: Westfälischer Anzeiger, 2007. Stolpersteine des Künstlers Günter Demnig erinnern heute auch in Hamm an jüdische Familien, die Opfer des NS-Regimes wurden.

Interview des Autors mit **Dr. Paul Otto Samuelsdorff** am 21. Juni 2003 sowie Gespräche mit ihm während des Besuchs bei Mechtild Brand in Schwefe (Kreis Soest) am 4. September 2003. Nach seiner langjährigen Tätigkeit als Dozent an der Universität zu Köln wurde er 1985 als Akademischer Oberrat pensioniert, siehe Paul Otto Samuelsdorff, *Methoden der Linguistik und Wege der sozialen Verständigung. Eine Sammlung wissenschaftlicher Aufsätze – A Collection of Scientific Essays*, Nümbrecht: Kirsch Verlag, 2014, S. 357.

Interview des Autors mit **Mechtild Brand** am 5. September 2003. Siehe auch Mechtild Brand, *Geachtet – geächtet. Aus dem Leben Hammer Juden in diesem Jahrhundert*, Hamm: Stadt Hamm, 1991, S. 112-118.

**Ariel Scharon** (1928-2014): Israelischer General und Politiker, 2001-2006 Premierminister.

**Versteigerung von «Judensachen»:** Die Mitnahme von privaten Gegenständen bei ihrer Ausreise wurde jüdischen Emigranten im Laufe der 1930er Jahre immer weiter erschwert. Viele Betroffene wandten sich in ihrer finanziellen Notlage an Versteigerungshäuser («Judenauktionen»), um für ihren verbliebenen Privatbesitz dringend benötigtes Geld zu erhalten (<https://www.mdr.de/zeitreise/die-versteigerer-juden-im-dritten-reich-102.html>).

**Weggis:** Idyllischer Ferienort am Vierwaldstätter See im Schweizer Kanton Luzern («Riviera der Zentralschweiz»).

**Dr. Otto Griesbach:** Der Hammer Anwalt wanderte mit seiner Familie 1933 zunächst nach Frankreich (Bordeaux), anschliessend in die USA aus. Siehe Mechtild Brand, *Geachtet – geächtet. Aus dem Leben Hammer Juden in diesem Jahrhundert*, Hamm: Stadt Hamm, 1991, S. 108.



## 24. Menden «Wir erkannten aber nichts.»

Das Foto zeigt Martin Mendel in Menden mit den beiden Töchtern der Familie Stracke, 1946.

**Besatzungszonen:** Deutschland wurde nach Kriegsende in vier Besatzungszonen geteilt und von Militärs und Militärgouverneuren verwaltet. Die nordwestliche Zone, zu der u.a. auch das spätere Nordrhein-Westfalen zählte, stand unter britischer Kontrolle.

**Dwight D. Eisenhower** (1890-1969): US-amerikanischer Armeegeneral, nach dem Zweiten Weltkrieg Oberbefehlshaber über die amerikanischen Besatzungstruppen in Deutschland, von 1953 bis 1961 Präsident der USA.

**Ghetto Theresienstadt:** Das von den Nazis als «Musterlager» deklarierte Ghetto war vor allem Durchgangsstation von Menschen jüdischer Herkunft auf dem Weg in die Vernichtungslager im Osten. Insgesamt starben im Ghetto Theresienstadt 33.000 jüdische Männer, Frauen und Kinder, etwa 88.000 wurden in die Vernichtungslager deportiert, von denen die meisten getötet wurden (<https://www.gedenkstaetten-uebersicht.de/europa/cl/tschechische-republik/inst/gedenkstaette-theresienstadt/>).

**Franz Rose** verfasste die dokumentarische Studie *Die Synagogengemeinde Menden 1900-1942*, Arnsberg/Menden, 1991.

Interview mit **Martin Mendel** am 17. Mai 1996. USC Shoah Foundation for Visual History and Education (University of Southern California), Interview-Code: 15367 (<https://collections.ushmm.org/search/catalog/vha15367>).

**Unna:** Kreisstadt im östlichen Ruhrgebiet mit ca. 58.000 Einwohnern, ca. 15 km südlich von Hamm.

«**Halbjude**» («**Jüdischer Mischling ersten Grades**»): Während der Nazi-Herrschaft ein abwertender Ausdruck für Menschen mit einem nicht-jüdischen und einem jüdischen Elternteil.

**Dachau:** Am 22. März 1933 wurde in Dachau ein Konzentrationslager für politische Gefangene errichtet, das als Modell für alle späteren Konzentrationslager diente. Hier und in zahlreichen Aussenlagern wurden bis Kriegsende 1945 über

200.000 Menschen inhaftiert und etwa 41.500 ermordet  
(<https://www.kz-gedenkstaette-dachau.de/>).

## 25. Northeim. «Man wusste es nicht.»

Das Foto zeigt Nettchen Stern, Lucie Mendel und Raphi Medan in Tel Aviv, 1935 oder 1936.

**Wilhelm Spannaus:** Buchhändler in Northeim, deutschnationaler Intellektueller. Laut William Sheridan Allen entfremdete sich Spannaus nach 1933 von der NSDAP. Siehe William Sheridan Allen, *The Nazi Seizure of Power. The Experience of a Single German Town 1922-1945*, New York: Franklin Watts, 1984, S. 27, 32 f., 34, 50, 84, 244, 246 f., 285, 294, 301 f., 308, 334, Anm. 5, Register: «Nazis, dissidents». Siehe auch <https://www.spiegel.de/geschichte/ortstermin-a-946572.html>.

Über **jüdisches Leben in Northeim:** Iris Vielberg / Gisela Murken / Gerhard Bzihn, *Jüdische Mitbürger in Northeim vom späten Mittelalter bis zur Neuzeit*, Northeim: Stadt Northeim, 1988, Interview via E-Mail mit Hans Ballin, einem ehemaligen jüdischen Bewohner von Northeim, am 2. April 2004. Interview mit dem Bürgermeister **Irnfried Rabe** und dem Stadtarchivar **Ekkehard Just** (Northeim) am 5. Dezember 2003.

**Ghetto in Riga:** siehe Anmerkungen zu Kapitel 27.

**Marie Willerding** (1861-1957): Von 1905 bis 1925 angesehene Schulleiterin der ehemaligen «Höheren Töchterschule» (heute Gymnasium Corvinianum) in Northeim.

**Terroranschlag:** Anschläge vom 11. September 2001 auf das World Trade Center in New York und andere Gebäude in den USA, verbunden mit Flugzeugentführungen und Selbstmordattentaten, verübt von der Terrororganisation Al-Qaida.

**Hans Harer** verfasste einen Bericht über Nettchen Sterns Schicksal: «Rückkehr in den Tod». In: *Northeimer Neueste Nachrichten* vom 27. Januar 2005. Interview des Autors mit **Lotte Seidel** (geb. Oppenheim) am 6. März 2005.

## 26. Hannover. «Ich weiss, dass es an jenem Tag geschneit hat.»

Das Foto zeigt den Bahnhof Hannover-Linden.

Der Brief von **Nettchen Stern**, der den Suizid ihrer Nachbarin **Erna Waller** beschreibt, stammt vom 3. Juli 1939. Erna Waller starb am 14. Juni 1939. Siehe Uta Schäfer-Richter, *Die jüdischen Bürger im Kreis Göttingen 1933-1945. Göttingen – Hann. Münden – Duderstadt. Ein Gedenkbuch*, Göttingen: Wallstein, 1992, S. 265.

**Die Neue Synagoge** in Hannover, erbaut 1864-1870, wurde bei den Novemberpogromen am 9. November 1938 in Brand gesteckt, später gesprengt und abgetragen.

**Ahlem:** Führungen durch die Gedenkstätte mit Martina Mussmann und Gabriele Lehmborg. – Die ehemalige Israelitische Gartenbauschule Ahlem wurde in der Zeit des Nationalsozialismus als Gefängnis der Gestapo und Sammellager für Juden genutzt. Von hier aus wurden Juden in Kraftfahrzeugen weiter zum Bahnhof Fischerhof in Linden transportiert. Seit 1987 befindet sich in Ahlem die Mahn- und Gedenkstätte Ahlem ([https:// de.wikipedia.org/wiki/Israelitische\\_Gartenbauschule\\_Ahlem](https://de.wikipedia.org/wiki/Israelitische_Gartenbauschule_Ahlem)).

**Hannover-Linden:** Gedenkstein am Bahnhof Fischerhof, Hannover-Linden. Der abgelegene Bahnhof war von Dezember 1941 bis Januar 1944 Ausgangspunkt für Transporte von rund 2200 Juden aus Hannover und Umgebung in Richtung der östlichen Konzentrations- und Vernichtungslager. Von hier fuhr erstmals am 15. Dezember 1941 ein Deportationszug mit 1.001 Menschen aus Hannover nach Riga (<https://www.ns-zeit-hannover.de/wo-in-hannover/transport-in-den-tod/>). –

In Linden wurde Hannah Arendt (siehe Anmerkungen zu Kapitel 43) geboren.

## 27. Riga. «Was für eine wunderbare Welt.»

Das Foto zeigt den Skirotava-Bahnhof in Riga.

**Riga:** Alte Hansestadt, Hauptstadt Lettlands mit ca. 700.000 Einwohnern, berühmt für ihre Jugendstilbauten.

Interview mit **Lore Oppenheimer** am 25. September 2005, mit **Ruth Joffe** am 23. Oktober 2003 und mit **Gerda Wasserman** am 28. November 2005.

**Ghetto in Riga:** In dem von den Nazis 1941 errichteten Ghetto Riga wurden zunächst lettische Juden, später auch Juden aus dem Deutschen Reich zwangsweise untergebracht. Siehe Andrej Angrick / Peter Klein, *Die Endlösung im Ghetto Riga. Ausbeutung und Vernichtung 1941-1944*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2006.

**Search Bureau for Missing Relatives:** Das Komitee zur Suche nach verschollenen Angehörigen war in den Jahren 1945 bis 2002 tätig.

## **28. Düsseldorf. «Nicht ahin. Nicht aher. – Weder hier noch dort.»**

Das Foto zeigt den Eingang des Düsseldorfer Apollo-Theaters.

Das Düsseldorfer **Apollo-Theater** auf der Königsallee, im neobarocken Stil erbaut, zeigte von 1899 bis 1966 Operetten- und Lustspiel-Aufführungen sowie Variété- und Zirkus-Darbietungen. Es wurde 1966 abgerissen. In seiner Nachfolge befindet sich seit 1997 Roncalli s Apollo Variété an der Rheinuferpromenade.

**Das Sonntagskind:** Filmkomödie von 1956 mit Heinz Rühmann als Schneider Wibbel. Der Film hatte am 12. September 1956 im Düsseldorfer Apollo-Theater seine Premiere.

## **29. «Düsseldorf ist auch nicht mehr das, was es einst war.»**

Das Foto zeigt den berühmten Märchen- oder Jugendbrunnen (1904/05) des französischen Bildhauers Max Blondat im Düsseldorfer Hofgarten. © Micha L. Rieser.

**Primo Levi** (1919-1987): Italienischer Chemiker und Schriftsteller, der als Überlebender des Holocaust in seinem autobiografischen Bericht *Ist das ein Mensch?* (1947, dt. 1961) seine Erfahrungen im KZ Auschwitz schildert. Siehe auch Ian Thomson, *Primo Levi. A Life*, New York: Metropolitan Books, 2014, S. 249, 255, Diego Gambetta, «Primo Levi's Last Moments» in: *Boston Review* vom 1. Juni 1999.

**Auschwitz:** Der Lagerkomplex Auschwitz in Ostoberschlesien war Konzentrations- und Vernichtungslager und das grösste, mit dem höchsten technischen Aufwand betriebene nationalsozialistische KZ. Schätzungsweise wurden dort mehr als 1,1 Millionen Menschen, zumeist europäische Juden, ermordet

(<http://auschwitz.org/en/more/german/>). Siehe auch Sybille Steinbacher,

*Auschwitz. Geschichte und Nachgeschichte*, München: C.H. Beck Verlag, 2004.

**Walter Ritter von Baeyer** (1904-1987): Psychiater, Hochschullehrer in Heidelberg und einer der Initiatoren der deutschen Psychiatriereform. Ein Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Tätigkeit war die Erforschung psychiatrischer Symptome von NS-Opfern, er untersuchte in diesem Zusammenhang jüdische Holocaust-Überlebende. Walter Ritter von Baeyer / Heinz Häfner / Karl Peter Kisker, *Psychiatrie der Verfolgten. Psychopathologische und gutachtliche Erfahrungen an Opfern der nationalsozialistischen Verfolgung und vergleichbarer Extrembelastungen*, Berlin [u.a.]: Springer, 1964. Biografische Angaben siehe im Biographischen Archiv der Psychiatrie (BIAPSY,

<https://www.biapsy.de/index.php/de/9-biographien-a-z/51-von-baeyer-walter-ritter>).

**Heinz Häfner:** Interview des Autors via E-Mail mit Professor Heinz Häfner am 15. April 2019. Siehe auch Heinz Häfner, «From the catastrophe to a humane mental-health care and successful research in German psychiatry (1951-2012) – as I remember it» in: *Acta Psychiatrica Scandinavica* 127 (6), S. 415-432, 1. Juni

2013, zur Biografie Häfners siehe

[https://www.zi-mannheim.de/uploads/tx\\_paperquotes/CV-Heinz-Haefner-deutsch-2019.pdf](https://www.zi-mannheim.de/uploads/tx_paperquotes/CV-Heinz-Haefner-deutsch-2019.pdf).

**Friedrich Panse:** siehe Anmerkungen zu Kapitel 40 und 44.

### **30. Zürich. «Du wolltest mir doch Schreiben und Lesen auf Hebräisch beibringen?»**

Das Foto zeigt die Bahnhofstrasse in Zürich. Istock.com/Denis Linine.

### **31. Rapperswil. «Du hast einen schrecklich schweren Tag vor Dir.»**

Das Foto zeigt das Hotel von Hugo und Lucie in Rapperswil. Ausschnitt aus einer Ansichtskarte, die sie von dort geschickt haben.

**Rapperswil:** Beliebter Ausflugsort im Südwesten des Schweizer Kantons St. Gallen am östlichen Ufer des Zürichsees.

### **32. Tel Aviv. «Auf die Allenby geht man nicht.»**

Das Foto zeigt Eva Dimand (geb. Rosen) als Ballerina beim Purimfest 1957.

**Suez-krise:** Die Verstaatlichung des Suezkanals durch den ägyptischen Staatschef Gamal Abdel Nasser führte im Oktober 1956 zu einem internationalen Konflikt, in dessen Verlauf Grossbritannien, Frankreich und Israel Ägypten angriffen und kurzzeitig die Sinai-Halbinsel besetzten.

**Goodwill:** Betriebswirtschaftlicher Fachausdruck, der den immateriellen Wert einer Firma bezeichnet, bei einer Arzt- oder Anwaltspraxis gehört dazu etwa auch das Vertrauen, die Reputation usw. Jüdische Ärzte, Anwälte u.a., die Deutschland verlassen mussten und als Inhaber von Kleinunternehmen betrachtet wurden, hofften auf eine Entschädigungszahlung für den immateriellen Wert, den ihr Betrieb darstellte, durch den sogenannten «Goodwill-Fund». Siehe Bernhard Hartmann, *Die Ermittlung des Firmenwertes nach dem Bundesentschädigungsgesetz vom 29.*

6.1956, Wiesbaden: Betriebswirtschaftlicher Verlag Dr. Th. Gabler / Springer  
Fachmedien, 1958, S. 52 f.

### **33. Tel Aviv. «Zu seinem tragischen Tod.»**

Das Foto zeigt Hugo Mendels Todesanzeige, veröffentlicht in der deutschsprachigen *Zeitung Jedioth Chadashoth* («Neueste Nachrichten»), Tel Aviv, 20. März 1957.

**Traueranzeigen** anlässlich von Hugo Mendels Tod erschienen in folgenden hebräischsprachigen Zeitungen: *Haaretz*, *Herut*, *Kol Haarn*, *Lamerchav* vom 21. März 1957, S. 4, *Jediot Acharonot* vom 21. März 1957, S. 4, *The Jerusalem Post* vom 21. März 1957, S. 3.

**Kondolenzbriefe an Lucie Mendel** von Ernst Katzenstein, 12. Mai 1957, Trude und Hugo Aschenberg, 14. Mai 1957, Mary und Franz Fürstenberg, 13. April 1957.

**Nachruf** von Leo Landau in: *Unsere Stimme*, Juni 1957.

### **34. Tel Aviv. «Es war kein Honigschlecken.»**

Das Foto zeigt Eva Dimand (geb. Rosen) und Emanuel Rosen am Purimfest 1958.

**Benjamin Spock** (1903-1998): US-amerikanischer Kinderarzt und Psychiater. Sein 1946 veröffentlichtes Buch *The Common Sense Book of Baby and Child Care* (dt. *Säuglings- und Kinderpflege*) hat die Erziehung ganzer Generationen geprägt. Seine Hauptthese: Eltern sollen ihr Kind mit Liebe und Wärme aufziehen und sich auf ihre Intuition verlassen.

### **35. Jerusalem. «Lucie passte sich dem Fluss des Lebens an.»**

Das Foto zeigt Raphi Medan als jungen Mann.

Zahlreiche Interviews des Autors mit **Raphi Medan**.

**Russischsprachige Juden in Israel:** Eine grosse Einwanderungswelle von Juden aus der Sowjetunion nach Israel erfolgte in den 1970er bis 1990er Jahren. Ein besonderes Merkmal ist ihr hoher Bildungsgrad

(<https://www.bpb.de/internationales/asien/israel/45119/russische-juden>).

**Abba Eban** (1915-2002): Von 1966 bis 1974 Aussenminister Israels. Er war für seine exzellente Rhetorik und sein staatsmännisches Auftreten bekannt.

**Fritz Bauer** (1903-1968): Generalstaatsanwalt in Hessen von 1956 bis 1968, der sich in der frühen Bundesrepublik Deutschland für die Verfolgung von NS-Verbrechen einsetzte. Er war massgeblich an der Ergreifung des Holocaust-Organisators Adolf Eichmann beteiligt und ausschlaggebender Initiator der Frankfurter Auschwitz-Prozesse. – Zu Raphi Medan und Fritz Bauer siehe Ronen Bergmans Artikel «Abschied von einem Helden» (in hebräischer Sprache) in: *Jedid Acharonot* vom 6. Juli 2017.

**Adolf Eichmann** (1906-1962): SS-Obersturmbannführer, einer der Initiatoren für die Organisation der «Endlösung der Judenfrage» unter anderem verantwortlich für die Deportation von Juden in Vernichtungslager. Im Mai 1960 wurde er von israelischen Agenten aus Argentinien entführt und nach Israel gebracht, wo ihm ein öffentlicher Prozess gemacht wurde. Er wurde zum Tode verurteilt und 1962 hingerichtet. Siehe Hannah Arendt, *Eichmann in Jerusalem: Ein Bericht von der Banalität des Bösen*, München: Piper Verlag, 1964.

**Gideon Hausner** (1915-1990): Chefankläger im Prozess gegen Adolf Eichmann. In seinem Buch *Justice in Jerusalem. The Trial of Adolf Eichmann* (New York: Harper & Row, 1966, dt.: *Gerechtigkeit in Jerusalem*, 1967) arbeitet er die Ereignisse der Shoah auf.

Die **Zeugenaussagen** von Eliezer Karstadt und Benno Cohen im Eichmann-Prozess werden aus dem Transkript des Prozesses (auf Hebräisch) zitiert.

Volume A p. 418 (Karstadt), Volume A p. 182 (Cohen). Siehe auch



<https://www.jta.org/1961/04/26/archive/berlin-jewish-leaders-testify-on-eichmann-barbarities-at-trial>.

### **36. Nikosia. «Auf Wiedersehen.»**

Das Foto zeigt einen Ausschnitt von Nikosia auf Zypern. Istock.com/ Kirillm.

**David Ben Gurion** (1886-1973): Erster Ministerpräsident Israels. Als Zionist verfolgte er die Vision eines eigenen Staates für das jüdische Volk, und am 14. Mai 1948 rief er den unabhängigen Staat Israel aus.

### **37. Tel Aviv. «Mein Vater fühlte sich nie mit Palästina verbunden.»**

Das Foto zeigt Mirjam Rosen zu Hause an ihrer Schreibmaschine, Sommer 1957. Die Klage von Lucie Mendel gegen das Land Nordrhein-Westfalen ist am 21. November 1963 beim Landgericht Düsseldorf zunächst «wegen Schaden an Körper oder Gesundheit/Leben» eingereicht worden. Im Urteil des Landgerichts vom 6. März 1967 wurde dann «wegen Entschädigung für Schaden an Leben» entschieden. Diesem Urteil ist das Oberlandesgericht Düsseldorf später uneingeschränkt gefolgt.

Eidesstattliche Aussagen von Lucie Mendel: 8. April 1962, und Mirjam Rosen: 24. Mai 1962.

Anwaltskanzlei an Dr. Lichtenstein, 3. Mai 1962.

Dr. Lichtenstein an den Regierungspräsidenten in Arnsberg (Westfalen), 24. Mai 1962. Die Unterlagen wurden anschliessend an die Landesrentenbehörde (LRB) weitergeleitet, die den Eingang am 5. Juli 1962 bestätigte.

### **38. Zürich. «Lassen Sie uns warten, bis Ihre Tochter zurückgekommen ist.»**

Das Foto zeigt Mirjam Rosen und Sarah Yellin auf ihrer Europareise 1963.

LRB an Lucie Mendel und Dr. Lichtenstein, 11. März 1963.

Dr. Lichtenstein an Lucie Mendel, 3. April 1963.

**Jacqueline («Jackie») Kennedy** (1929-1994): Ehefrau des 35. US-Präsidenten John E Kennedy. Sie fiel durch ihren modischen Stil auf, engagierte sich für die Kulturförderung, – nach dem tödlichen Attentat auf Kennedy 1963 heiratete sie 1968 den griechischen Grossreeder Aristoteles Onassis.

***Im Weissen Rössl***: Filmkomödie (1960) mit Peter Alexander, versehen mit musikalischen Schlagelementen, nach der Operette *Im weissen Rössl* von Ralph Benatzky.

**Aliki Vougiouklaki** (1934-1996): Eine der erfolgreichsten Schauspielerinnen Griechenlands.

### **39. Tel Aviv. «Lucie Mendel gegen das Land Nordrhein-Westfalen.»**

Das Foto zeigt einen Ausschnitt aus dem Dokument «Lucie Mendel gegen das Land Nordrhein-Westfalen».

Dr. Lichtenstein an die LRB, 14. Mai 1963.

LRB an Dr. Lichtenstein, 22. Mai 1963.

Dr. Lichtenstein an Dr. Dahlfeld, 4. August 1963.

Dr. Dahlfeld an Dr. Lichtenstein, 15. August 1963.

Beschluss des Gerichts auf Anhörung eines Sachverständigen, 17. Dezember 1963.

### **40. Menlo Park. «Ist das der?»**

Das Foto zeigt einen Ausschnitt aus der letzten Seite des Gerichtsgutachtens von Dr. Panse.

**Dr. Friedrich Panse** (1899-1973):

E-Mail-Korrespondenz mit Dr. Ralf Forsbach, Februar 2019.

Ralf Forsbach, «Friedrich Panse – etabliert in allen Systemen. Psychiater in der Weimarer Republik, im ‚Dritten Reich‘ und in der Bundesrepublik» in: *Der Nervenarzt* (2012) 83, S. 329-336

(<https://link.springer.com/article/10.1007%2Fs00115-011-3390-8>).

Ralf Forsbach, *Die Medizinische Fakultät der Universität Bonn im «Dritten Reich»*, Oldenburg: de Gruyter, 2006.

Christian Pross, *Wiedergutmachung. Der Kleinkrieg gegen die Opfer*, Frankfurt a.M.: Athenäum, 1988.

Christian Pross, *Paying for the Past. The Struggle over Reparations for Surviving Victims of the Nazi Terror*, Baltimore: The Johns Hopkins University Press, 1998, S. 84 f.

Frank Biess, *Homecomings. Returning POWs and the Legacies of Defeat in Post-war Germany*, Princeton: Princeton University Press, 2009, S. 78 f.

Zur Biografie von Friedrich Panse (siehe auch Anmerkungen zu Kapitel 44):

<https://biapsy.de/index.php/de/9-biographien-a-z/259-panse-friedrich>,

[https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich\\_Panse](https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_Panse)

«Was dauert denn da so lange?»: Dr. Dahlfeld an das Gericht, 23. November 1964.

Dr. Dahlfeld an Dr. Lichtenstein, 8. März 1965, mit beigefügten Seiten 17 bis 20 aus Dr. Panses Gutachten vom 8. Februar 1965.

**Aktion T4:** Bezeichnung für die systematische Ermordung von mehr als 70.000 Menschen mit körperlichen, geistigen und seelischen Behinderungen in Deutschland («Euthanasie») von 1940 bis 1941 unter Leitung der Zentraldienststelle T4 (=Tiergartenstrasse 4 in Berlin) (<https://www.bundesarchiv.de/DE/Content/Artikel/Ueber-uns/Aus-unserer-Arbeit/euthanasie-im-dritten-reich.html>).

## **41. Tel Aviv. «Ich kann das nicht mehr mitmachen.»**

Das Foto zeigt den Autor (und die Beine seiner Schwester).

«Bis Samstag hatte sie eine neue Stellungnahme fertiggestellt»: Eidesstattliche Versicherung von Mirjam Rosen vom 13. März 1965

«fügte sie zwei eidesstattliche Versicherungen (...) bei»: Eidesstattliche Versicherungen von Else Schweitzer vom 16. Mai 1965 und Arthur Katz vom 8. Mai 1965.

«Dr. Lichtenstein schrieb einen langen Brief an Dahlfeld»: Dr. Lichtenstein an Dr. Dahlfeld, 19. März 1965.

«Dem Gericht übermittelte Dahlfeld zusätzlich eine eigene Stellungnahme.»:  
Dr. Dahlfeld an das Gericht, 20. April 1965.

Die Namen der jüdischen Anwälte, die sich das Leben genommen haben, werden genannt in: Horst Göppinger, *Die Verfolgung der Juristen jüdischer Abstammung durch den Nationalsozialismus*, Villingen: Ring-Verlag, 1963, S. 130-137.

«Einige Wochen nach Absenden dieser Briefe»: Dr. Dahlfeld an Dr. Lichtenstein, 10. Mai 1965. Beigefügt ist Dr. Dahlfelds Schreiben an das Gericht vom selben Tag. Das Urteil des Bundesgerichtshofs (BGH), aus dem Dr. Dahlfeld zitiert, stammt vom 17. Februar 1965, Aktenzeichen IV ZR 72/64. «aber der grösste Teil der Unterlagen sei spurlos aus der Akte verschwunden»: Dr. Dahlfeld an Dr. Lichtenstein, 31. März 1966.

«Ich kann nicht entscheiden, ob dies ein harmloses Versehen war oder nicht»:  
Dr. Dahlfeld an Dr. Lichtenstein, 7. April 1966.

«Frau Mendel kennt niemanden mit dem Namen Alfred Mendel»: Dr. Lichtenstein an Dr. Dahlfeld, 15. April 1966.

«Bei einer der Sitzungen ein paar Monate zuvor war ein Prozessbeauftragter der LRB ohne Unterlagen erschienen»: Dr. Dahlfeld an Dr. Lichtenstein, 4. Juni 1965.

«Trotz Panses hohem Ansehen und in unmittelbarem Widerspruch zu seiner Auffassung kam das Gericht im September 1966 zu der klaren Entscheidung»: Land-

gericht Düsseldorf an die Kanzlei Dr. Michels und Dr. Dahlfeld, 28. September 1966. Dr. Dahlfeld an Dr. Lichtenstein, 7. Oktober 1966.

«Als die LRB eine Änderung ihrer Auffassung ablehnte»: LRB an das Gericht, 21. Oktober 1966.

«Am 6. März 1967 bekräftigte das Gericht»: Dr. Dahlfeld an Dr. Lichtenstein, 8 März 1967. Entscheidung des Landgerichts Düsseldorf 6. März 1967. «Dahlfeld wies umgehend daraufhin, dass die Gegenpartei in Berufung gehen könnte»: Dr. Dahlfeld an Dr. Lichtenstein, 7. Oktober 1966 und 14. Mai 1967.

## **42. Tel Aviv. «Vor allem, wenn sie schlafen.»**

Das Foto zeigt ein von einer Granate getroffenes Haus in Neve Mishkan, 1967. «Ungefähr einen Monat nach dem Sechstagekrieg erwiderte die Landesrentenbehörde»: LRB an das Oberlandesgericht Düsseldorf 5. Juli 1967. «Dahlfeld entgegnete: Wenn die Gegenseite ...»: Dr. Dahlfeld an das Oberlandesgericht Düsseldorf 19. Juli 1967.

«Es gebe da keine Ungereimtheiten. Frau Mendels Vermögen sei 1964 ...»:

«Büro Dr. Lichtenstein» an Dr. Dahlfeld, 4. August 1967.

«Im Dezember 1967 teilte Dahlfeld mit, das Oberlandesgericht habe entschieden»: Dr. Dahlfeld an Dr. Lichtenstein, 1. Dezember 1967.

«Sie hatten gehofft, dass das Gericht die Berufung der LRB abweisen würde»:

Dr. Lichtenstein an Dr. Dahlfeld, 10. Januar 1968.

«Im Oktober 1968 übermittelte Dahlfeld dem Gericht ein Erinnerungsschreiben»: Dr. Dahlfeld an das Oberlandesgericht Düsseldorf 3. Oktober 1968. Über Dr. Lichtensteins Aufenthalt in Europa siehe Erwin Lichtenstein, *Bericht an meine Familie. Ein Leben zwischen Danzig und Israel*, Darmstadt: Luchterhand, 1985, S. 201.

**Levi Eschkol** (1895-1969): Als Nachfolger Ben Gurions von 1963 bis zu seinem

Tod der dritte Ministerpräsident Israels. Unter seiner Regierung nahm Israel 1965 erstmals diplomatischen Kontakt mit der Bundesrepublik Deutschland auf.

**Sechstagekrieg:** Blitzkrieg Israels gegen Ägypten, Jordanien und Syrien vom 5. bis 10. Juni 1967. Die arabischen Staaten hatten den 1948 gegründeten jüdischen Staat trotz seiner internationalen Anerkennung nie akzeptiert und gedroht, das Land zu vernichten. Dem kam Israel am 5. Juni 1967 mit einem Präventivschlag gegen Ägypten zuvor. Als Folge des Krieges gelangten das Westjordanland (Judäa und Samaria), der Gaza-Streifen, die gesamte Sinai-Halbinsel und die Golanhöhen sowie Ostjerusalem unter israelische Kontrolle.

**Mosche Dajan** (1915-1981): General, als Verteidigungsminister erlangte er aufgrund seiner Verdienste während des Sechstagekrieges internationale Berühmtheit, von 1977 bis 1979 Außenminister Israels.

**Günter Grass** (1927-2015): Schriftsteller, Grafiker, Bildhauer, Literaturnobelpreisträger 1999. Sein Debütroman *Die Blechtrommel* machte ihn 1959 international bekannt. In dem Werk *Aus dem Tagebuch einer Schnecke* (1972) beschreibt er sein Engagement für Willy Brandt und die SPD und deren Wahlkampf 1969.

### **43. Tel Aviv. «Für Mutti gab's schöne und schwerere Zeiten: Sie blieb immer tapfer, auf Verderb und Gedeih.»**

Das Foto zeigt Dr. Erwin Lichtenstein und Mirjam Rosen vor der Anwaltskanzlei, um 1968.

«Viele Monate verstrichen mit Briefen hin und her»: Beschluss des Oberlandesgerichts Düsseldorf, 10. Februar 1969. Bericht des Gutachters Walter Ritter von Baeyer, datiert 20. September 1968. – «Entschädigung für Schaden an Leben»: So lautet die Formulierung auf der Titelseite des endgültigen Düsseldorfer OLG-Urteils vom 29. Oktober 1969 (s. Dokumente, Abb. 17).

Vorausgegangen waren dem OLG-Urteil von 1969 die über mehr als 15 Jahre sich erstreckenden Bemühungen zunächst des Ehepaars Dr. Hugo und Lucie Mendel und nach Hugo Mendels Suizid der Rechtsstreit seiner Witwe Lucie um eine angemessene Rente. Bei diesem Rechtsstreit, den Mirjam Rosen für ihre Mutter Lucie betrieben hat, ging es nicht nur um die finanzielle Versorgung der Mutter, sondern vor allem darum, die Würde ihres Vaters wiederherzustellen und die Anerkennung des Selbstmordes als Verfolgungsfolge, die das Gericht als «Entschädigung für Schaden an Leben» bezeichnet hat, zu erreichen.

Im Folgenden eine Skizzierung der entscheidenden Stationen dieser mühsamen von Israel aus mit dem Land Nordrhein-Westfalen betriebenen juristischen Auseinandersetzung – eines Präzedenzfalls, der schliesslich mit einem Grundsatzurteil zugunsten von Lucie Mendel endete:

Am 20.4.1956 wurden dem Ehepaar Dr. Hugo und Lucie Mendel monatlich 500 DM als Berufsschadensrente zuerkannt, sie wurde rückwirkend gezahlt für die Zeit vom 1.11.1953 an und nach dem Tod von Hugo Mendel zum 1.4.1957 eingestellt. Ab diesem Zeitpunkt wurde sie in eine Berufsschadenswitwenrente für Lucie Mendel von monatlich 378 DM umgewandelt.

Am 18.1.1960 wurden die Gesundheitsschäden anerkannt und eine Kapitalentschädigung rückwirkend für die Zeit vom 1.1.1948 bis 31.10.1953 bewilligt, die mit der vom 1.11.1953 bis zum 31.3.1957 bereits gezahlten Rente verrechnet wurde.

1962 beantragte Lucie Mendel bei der Landesrentenbehörde (LRB) die Anerkennung eines Schadens an Leben, was diese am 22.5.1963 ablehnte. Gegen diese Entscheidung wurde am 17.8.1963 im Namen von Lucie Mendel Klage beim Landgericht Düsseldorf eingereicht. Das Landgericht beschloss am 17.12.1963 die Einholung eines Gutachtens von der Medizinischen Akademie Düsseldorf (Dr. Klages, Prof. Panse), das am 8.2.1965 vorlag. Das Landgericht folgte diesem Gut-

achten allerdings nicht. Im Urteil des Landgerichts vom 6.3.1967 wurde die LRB verurteilt, Lucie Mendels monatliche Bezüge auf 831 DM zu erhöhen und den Rentenrückstand nachzuzahlen.

Gegen diese am 27.4.1967 der LRB zugestellte Entscheidung legte diese am 6.7.1967 Berufung beim Oberlandesgericht (OLG) Düsseldorf ein. Der zuständige Senat des OLG forderte mit Beschluss vom 29.11.1967 ein Gutachten durch Prof. Dr. Walter Ritter von Baeyer von der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg an, das am 20.9.1968 vorlag und am 2.6.1969 durch ein weiteres Gutachten von Dr. Richard Avenarius, einem Schüler von Baeyers, ergänzt wurde.

Die LRB sandte am 25.3.1969 erneut eine Stellungnahme von Dr. Klages und am 2.10.1969 ein weiteres Gutachten an das OLG, verbunden mit der Forderung nach einem Obergutachten durch die Universität Hamburg oder Kiel. Dazu kam es aber nicht mehr.

Letztlich entschied das OLG Düsseldorf am 29.10.1969, dass Lucie Mendel eine ‚Entschädigung wegen Schadens an Leben‘ und somit eine volle Witwenrente zuzugestehen sei, womit ihr Lebensunterhalt für den Rest ihres Lebens gesichert war. Eine Revision wurde nicht mehr zugelassen.

**Hannah Arendt** (1906-1975): Jüdische deutsch-amerikanische politische Theoretikerin, Philosophin und Publizistin. Während der NS-Zeit setzte sie sich für jüdische Flüchtlinge ein, blieb nach 1945 in den USA und lehrte an verschiedenen Universitäten. Auf der Grundlage ihrer Erfahrungen aus der NS-Diktatur und ihrem Exil behandelte sie in ihrem Werk die Grundfragen nach persönlicher Verantwortung und politischem Handeln im totalitären Staat. Ihr Essay «Wir Flüchtlinge» erschien erstmalig in englischer Sprache in: *Menorah Journal* 31, Nr. 1 (Januar 1943), S. 69-77. Vgl. Dorlis Blume, Monika Boll, Raphael Gross (Hrsg.), *Hannah Arendt und das 20. Jahrhundert*, München: Piper, 2020. Siehe auch <https://www.dhm.de/lemo/biografie/hannah-arendt>.



## 44. Epilog

Das Foto am Beginn des Epilogs zeigt Lucie Mendel und Mirjam Rosen um 1975, das Foto am Ende des Epilogs Hugo und Lucie Mendel mit Mirjam als Kind um 1925.

«Die Angelegenheit wurde bis zum Justizminister höchstpersönlich weitergeleitet, doch dieser gab der Bitte nicht statt.»: M. Glass aus dem israelischen Justizministerium an Mirjam Rosen, 25. August 1980.

**Friedrich Panse:** Aberkennung der Ehrenmitgliedschaft in der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie und Nervenheilkunde mit Beschluss vom 24. November 2011. Siehe <https://biapsy.de/index.php/de/9-biographien-a-z/259-panse-friedrich> und <https://www.dgppn.de/die-dgppn/geschichte/chronikderpraesidenten.html>.

**Cari Zuckmayer** (1896-1977): Schriftsteller. Sohn einer jüdischen Mutter. 1938 Exil in der Schweiz, später in den USA. Er wurde bekannt durch seine Theaterstücke *Der Hauptmann von Köpenick* (1931) und *Des Teufels General* (1946). Seine Autobiografie *Als wärs ein Stück von mir* (1966) wurde ein grosser Erfolg.

«Die Stadt Hamm hatte auf dem Parkplatz, wo früher die Synagoge stand, eine Gedenkstätte errichtet»: Die **Gedenkstätte «Alte Synagoge»** nach einem Entwurf des Künstlers Wilfried Hagebölling wurde am 3. Dezember 2003 eingeweiht (<https://web.hamm.de/gedenkstaette-alte-synagoge.html>).

## Personen in alphabetischer Reihenfolge

Das Verzeichnis enthält Informationen zu den Angehörigen der weitverzweigten Familie des Autors und zu wichtigen Personen seiner Darstellung.

**Besser, Alexander:** 1899 (Forst/Lausitz) – 1978 (Offenbach). Vor dem Krieg deutsch-jüdischer Anwalt in Berlin, 1938 Umsiedlung nach Tel Aviv, 1950 Rückkehr nach Deutschland, bis zu seinem Tod Anwalt in Frankfurt a.M.

**Binheim, Harry:** 1885 (Duingen, Landkreis Hildesheim) – 1948 (Tel Shalom, Israel). Deutsch-jüdischer Anwalt in Hameln, 1938 Emigration nach Tel Aviv, Käthe Binheims Ehemann.

**Binheim, Hermann (Zvi):** 1919 (Hameln) – 1996 (Karkur, Israel). Landwirtschaftliche Ausbildung an der jüdischen Gartenbauschule in Hannover-Ahlem, 1939 Emigration nach Tel Aviv, Harry und Käthe Binheims Sohn.

**Binheim, Käthe (geb. Stern):** 1895 (Norheim) – 1978 (Karkur, Israel). 1938 Emigration nach Tel Aviv, Lucie Mendels Schwester.

**Bödeker, Emmy:** Eigentümerin des Hotels Bären in Wiesbaden.

**Bödeker-Kenke, Beate:** Geschäftsführerin des Hotels Bären in Wiesbaden.

**Brand, Mechtild:** 1941 (Hamm/Westfalen). Autorin von Büchern über Hammer Juden.

**Dahlfeld, Gert:** Anwalt aus Duisburg, vertrat Lucie Mendel im Prozess gegen das Land Nordrhein-Westfalen.

**Dimand, Eva (geb. Rosen):** 1950 (Tel Aviv). Schwester des Autors Emanuel Rosen, Hugo und Lucie Mendels Enkelin.

**Fürstenberg, Franz:** 1897 (Trier) – 1976 (Freiburg i. Br.). 1938 Emigration nach Manila, Rückkehr nach Deutschland, Wohnort in Frankfurt a.M. während des

Besuchs der Mendels 1956, Ehemann von Mary Fürstenberg.

**Fürstenberg, Mary (geb. Gottschalk):** 1902 (Düsseldorf) – 1995 (Freiburg i. Br.).

1938 Emigration nach Manila, Rückkehr nach Deutschland, Wohnort in Frankfurt a.M. während des Besuchs der Mendels 1956, Franz Fürstenbergs Ehefrau, Hugo Mendels Cousine.

**Gidion, Robert:** 1891-1967. Deutsch-jüdischer Anwalt aus Köln, 1933 Emigration nach Tel Aviv, dort Tätigkeit als Anwalt, Insolvenzverwalter von Hugo Mendels Fabrikbetrieb.

**Green, Judith (geb. Mendel):** 1929 (Iserlohn) – 2003 (Michigan). Martin Mendels Schwester.

**Grossman, Benjamin:** 1914 (Polen) – 2010 (Tel Aviv). Ehemann von Ruth Grossman.

**Grossman, Ruth (geb. Binheim):** 1924 (Hameln). Lebt bei Tel Aviv, Harry und Käthe Binheims Tochter, Mirjam Rosens Cousine.

**Herzfeld, Hedwig (Hepps) (geb. Eichenberg):** 1891 (Göttingen) – 1972 (Berlin). Lucie Mendels Cousine.

**Herzfeld, Manfred:** 1887 (Hannover) – 1968 (Berlin). Vor dem Krieg deutsch-jüdischer Anwalt in Celle, 1935 Emigration nach Palästina, 1950 Rückkehr nach Deutschland, Tätigkeit für die JRSO (Jewish Restitution Successor Organization, die Jüdische Restitutionsnachfolger-Organisation) in Berlin, Hedwig Herzfelds Ehemann.

**Katz, Arthur:** 1908 (Bochum) – 1974 (New York). Hugo Mendels Cousin.

**Katz, Gertrud:** 1913 (Nieder-Ohmen, Mittelhessen) -2005 (New York). Ehefrau von Arthur Katz.

**Katzenstein, Ernst:** 1897 (Bodenwerder) – 1989 (Israel). Deutschjüdischer Anwalt aus Hameln, 1935 Emigration nach Palästina, dort Tätigkeit als Anwalt, nach dem Krieg Tätigkeit für die JRSO (Jewish Restitution Successor Organization, die Jüdische Restitutionsnachfolger-Organisation), 1956 Direktor

der Claims Conference Deutschland (Jüdische Entschädigungskonferenz).

**Katzenstein, Hilde:** Ernst Katzensteins Ehefrau.

**Kieserling, Friedrich:** 1881-1959. 1929 – 18.4.1933 und 1945-1959 Präsident der Anwaltskammer Hamm, vertrat Dr. Hugo Mendel.

**Kugelmann, Hermann:** 1891 (Witzenhausen, Hessen) – 1975 (Kassel). Deutsch-jüdischer Anwalt, Tätigkeiten in Tel Aviv und Kassel.

**Leven, Amalie (Malchen) (geb. Eichengrün):** 1875 (Madfeld, Kreis Brilon) – 1958 (Los Angeles). Martin Mendels Grossmutter.

**Leven, Salomon (Sally):** 1874 (Krefeld) – 1963 (Los Angeles). Martin Mendels Grossvater.

**Lichtenstein, Erwin:** 1901 (Königsberg) – 1993 (Tel Aviv). Deutschjüdischer Anwalt, nach 1933 Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde in Danzig, 1939 Emigration nach Tel Aviv, dort Tätigkeit als Anwalt, Mirjam Rosens Arbeitgeber.

**Löwenberg, Schlomo (Helmuth):** 1919 (Hamborn) – 1991 (Israel). 1935 Emigration nach Israel, Jurastudium in England, Richter in Israel, Lucie und Hugo machten mit ihm Bekanntschaft auf dem Flug von Tel Aviv nach München.

**Medan, Raphi (eigtl. Ludwig Mendel):** 1926 (Hamm/Westfalen) – 2017 (Mevasseret Zion, Israel). 1933 Emigration nach Palästina, Tätigkeit für den israelischen Geheimdienst Mossad, Hugo und Lucie Mendels Sohn, Mirjam Rosens Bruder.

**Mendel, Else (geb. Leven):** 1901 (Menden) – 1985 (Los Angeles). Martin Mendels Mutter, Ernst Mendels Ehefrau.

**Mendel, Emanuel:** 1851 (Coesfeld) – 1921 (Menden). Vater von Hugo, Ernst und Liese Mendel.

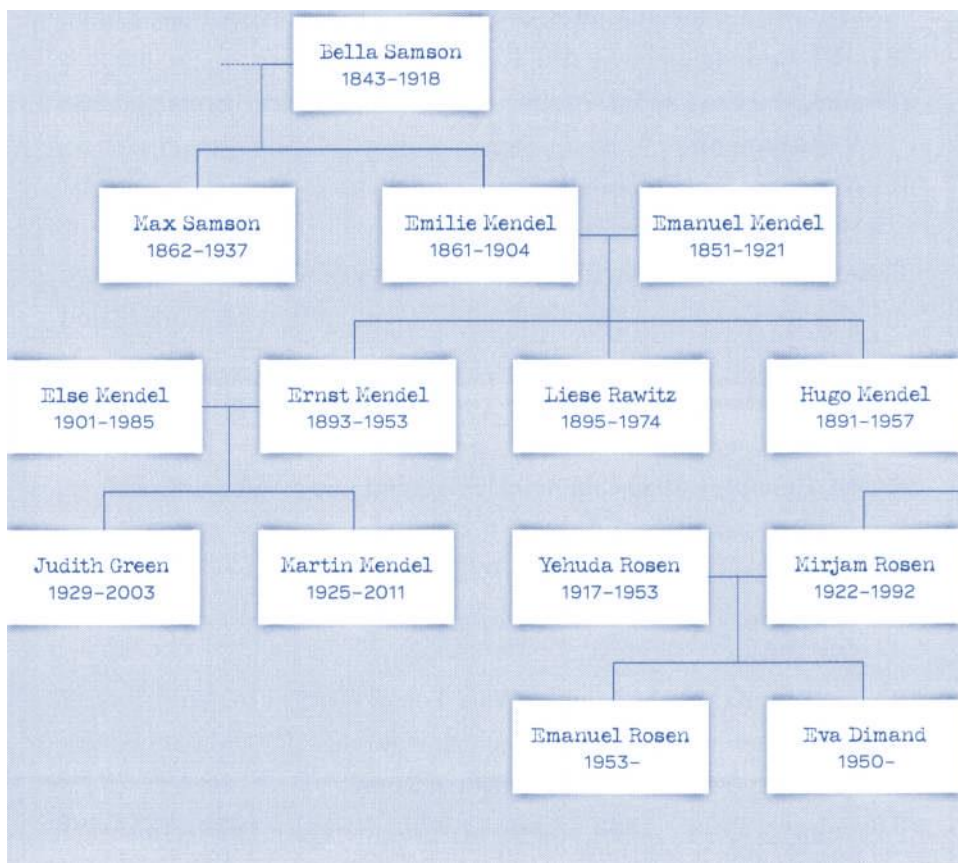
**Mendel, Emilie (geb. Samson):** 1861 (wahrscheinlich Menden) – 1904 (Unna). Mutter von Hugo, Ernst und Liese Mendel.

- Mendel, Ernst:** 1893 (Unna) – 1953 (Los Angeles). Hugo Mendels Bruder, Martin Mendels Vater.
- Mendel, Hugo:** 1891 (Unna) – 1957 (Tel Aviv). Emilie und Emanuel Mendels Sohn, Lucie Mendels Ehemann, Grossvater des Autors Emanuel Rosen.
- Mendel, Judith:** siehe Green, Judith.
- Mendel, Liese:** siehe Rawitz, Liese.
- Mendel, Lucie (geb. Stern):** 1898 (Northeim) – 1988 (Tel Aviv). Louis und Nettchen Sterns Tochter, Mirjam Rosens und Raphi Medans (Ludwig Mendels) Mutter, Grossmutter des Autors Emanuel Rosen.
- Mendel, Ludwig:** siehe Medan, Raphi.
- Mendel, Martin:** 1925 (Iserlohn) – 2011 (Los Angeles). Ernst und Else Mendels Sohn.
- Rawitz, Liese (geb. Mendel):** 1895 (Unna) – 1974 (Ramat Gan, Israel). Hugo Mendels Schwester, «Tante Liese».
- Rose, Franz:** 1930. Heimatforscher, Verfasser zahlreicher Publikationen über die Geschichte Mendens mit Schwerpunkt auf der NS-Zeit und jüdischem Leben.
- Rosen, Avraham (Menda):** 1924 (Zdunska Wola, Polen) – 2010 (Tel Aviv). Yehuda Rosens Bruder.
- Rosen, Emanuel:** 1953 (Tel Aviv). Hugo und Lucie Mendels Enkel.
- Rosen, Eva:** siehe Dimand, Eva.
- Rosen, Mirjam (geb. Mendel):** 1922 (Hamm/Westfalen) – 1992 (Tel Aviv). Hugo und Lucie Mendels Tochter, Mutter des Autors Emanuel Rosen.
- Rosen, Yehuda:** 1917 (Zdunska Wola, Polen) – 1953 (Tel Aviv). Finanzberater des Stabschefs in der israelischen Armee (IDF), Mirjam Rosens Ehemann, Vater des Autors Emanuel Rosen.
- Rosenberg, Pnina:** 1888 (Zdunska Wola, Polen) – 1972 (Tel Aviv). Yehuda Rosens Mutter.

**Samson, Bella (geb. Cohen):** 1834 (Vreden) – 1918 (Menden). Emilie Mendels und Max Samsons Mutter.

**Samson, Max:** 1862 (wahrscheinlich Menden) – 1937 (Menden). Bella Samsons Sohn, Emilie Mendels Bruder, «Onkel Max».

**Samuelsdorff, Erich:** 1883 (Wattenscheid) – 1954 (Hamm/Westfalen). Bis 1933 deutsch-jüdischer Anwaltin Hamm, 1936 Emigration nach Tel Aviv, 1954 Rückkehr nach Hamm.



**Samuelsdorff, Paul Otto:** 1923 (Hamm/Westfalen) – 2020 (Köln). Erich Samuelsdorffs Sohn, 1936 Emigration nach Tel Aviv, 1956 Rückkehr nach Deutschland, lebte bis zu seinem Tod in Köln.

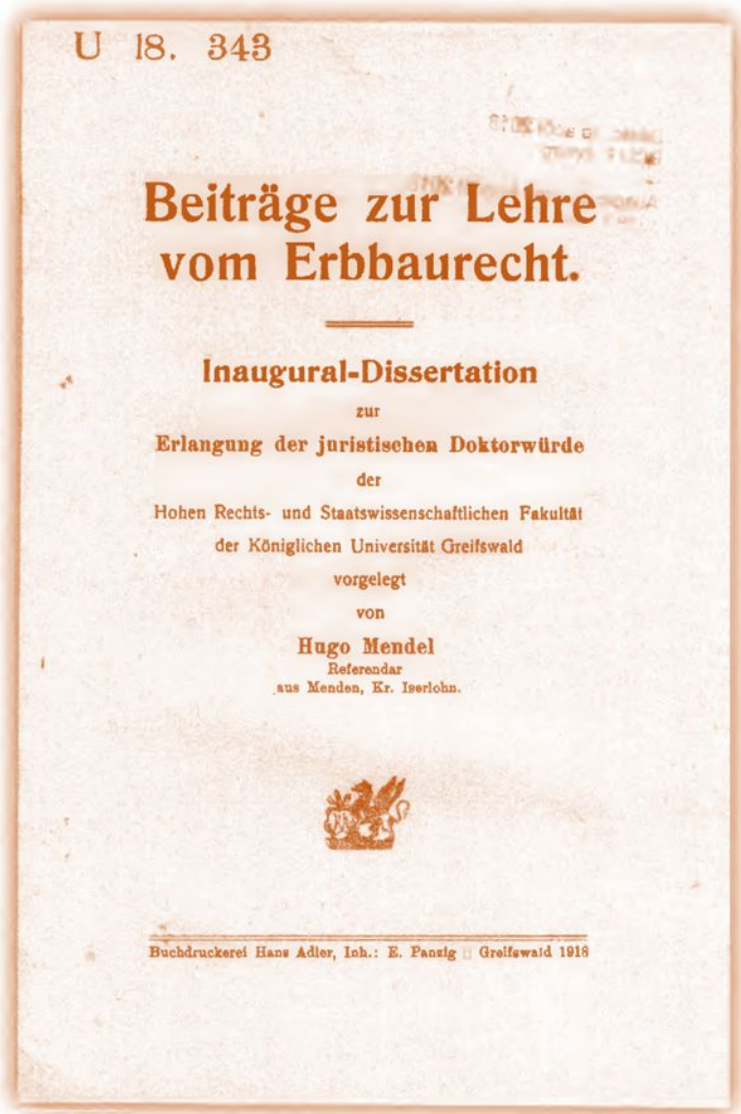
**Stern, Louis:** 1861 (Lindau) – 1924 (Northeim). Lucie Mendels und Käthe Binheims Vater.

**Stern, Nettchen (geb. Kron):** 1871 (Wolfhagen, Landkreis Kassel) – 1941/2 (Riga). Lucie Mendels und Käthe Binheims Mutter.

## Die wichtigsten im Buch erwähnten Familienmitglieder



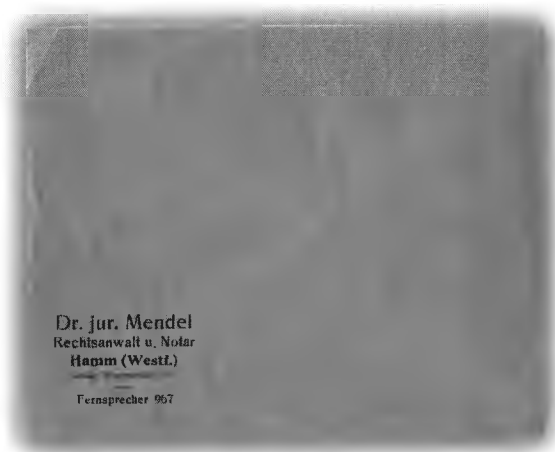
## Dokumente



1. Deckblatt der Dissertation Hugo Mendels, Greifswald 1918

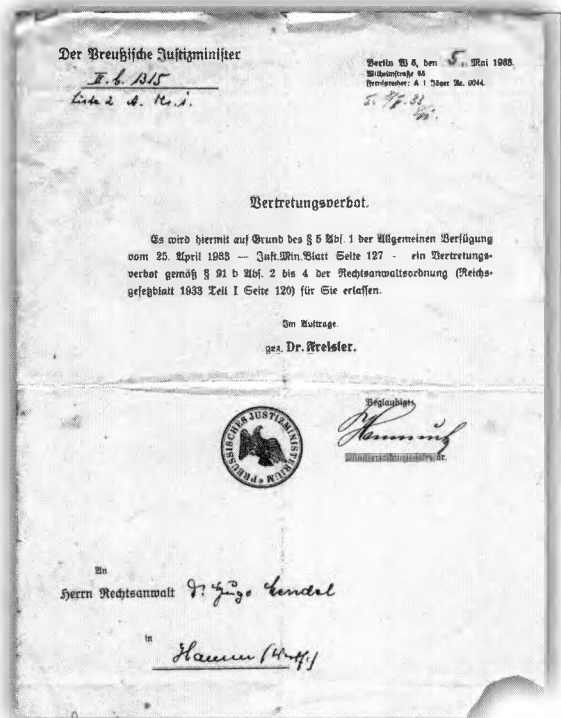


2. Briefumschlag der  
Kanzlei Dr. Hugo  
Mendel



Dr. jur. Mendel  
Rechtsanwalt u. Notar  
Hamm (Westl.)

Fernsprecher 957



3. Erteilung des Ver-  
tretungsverbots  
durch den Preußi-  
schen Justizminis-  
ter, Berlin, 5. Mai  
1933

Herr Oberlandesgerichtspräsident.

Hamm (Westf.), den 22. Mai 1933.  
Fernsprecher Nr. 1780/86.

Geschäftsnummer: I M 312/33

An den Rechtsanwalt und Notar

Herrn Dr. Hugo M e n d e l

in H a m m (Westf.)

Der Herr Justizminister hat durch Erlaß vom 20. ds. Monats - II b M 2316- Ihre Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem hiesigen Oberlandesgericht gemäß § 1 Abs. 1 des Gesetzes über die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft vom 7. April 1933 - RGBl. I S. 188 - zurückgenommen, weil Sie nicht arischer Abstammung sind.

Hiermit ist auch gleichzeitig Ihr Amt als Notar erloschen. Ihre Eingabe vom 15. ds. Monats hat der Herr Justizminister hierdurch als erledigt angesehen.

Ihre Löschung in der Liste der bei dem hiesigen Oberlandesgericht zugelassenen Rechtsanwälte ist heute erfolgt.

In Vertretung.

*Kop...*

4. Erteilung des Berufsverbots durch den Oberlandesgerichtspräsidenten, Hamm, 22. Mai 1933

Herrn

Dr. Hugo Mendel,

Hamm (Westf.)  
=====

Sehr geehrter Herr Doktor!

Mit allergrösstem Bedauern nahmen wir davon Kenntnis, dass Sie von Hamm fortziehen wollen und dadurch leider genötigt sind, Ihre mit so vieler Liebe und Sachkenntnis ausgeübte ehrenamtliche Tätigkeit in unserer Gemeinde aufgeben zu müssen.

Wir nehmen gern Veranlassung, Ihnen für Ihre stets hilfsbereite Mitarbeit zum Besten des Judentums im Allgemeinen, und unserer Gemeinde im Besonderen, herzlich zu danken.

Wir hoffen und wünschen Ihnen, dass Ihnen bald bessere Aussichten für die Zukunft beschieden sein mögen, und würden uns freuen, bald von Ihnen zu hören, dass Sie für alle die Seelenqual, die Sie und Ihre Familie unverschuldet in den letzten Monaten erleiden mussten, entschädigt werden.

Unsere guten Wünsche begleiten Sie auf Ihrem ferneren Lebenswege.

Der Vorstand der Synagogen-Gemeinde: Die Repräsentanten-  
Versammlung:

*Julius Himmelfarb* *L. Wilschkin*

6. Nachricht von Käthe und Lucie vom 19. Dezember 1940 an ihre Mutter Nettchen Stern in Hannover (über das Rote Kreuz verschickt)

WAR ORGANISATION OF THE BRITISH RED CROSS AND ORDER OF ST JOHN

ENQUIRER  
 Name: Käthe  
 Address: Tel Shalom near Karlsruhe

Relationship of Enquirer to Addressee: Tochter.

The Enquirer desires name of the Addressee and asks that the following message should be transmitted to him:  
Liebe Mutter, Hoffentlich bis zu gesund wie wir auch, haben lange nichte von Dir gehört. Herzlichste Grüße und eine zu 70. Geburtstag. Antworte sende!! Kuss  
Käthe Lucie

Date: 19. Dezember 1940

ADDRESSEE  
 Name: Stern  
 Christian name: Nettchen  
 Address: Hannover, Klageweg 11 bei Stern, DEUTSCHLAND

Seine lieben, herzlichen Dank für eure glückliche zu meinen Geburtstag. Ich bin glücklich, dass es Euch auch gut geht, mir auch.

Mutter und Oma  
Nettchen Stern

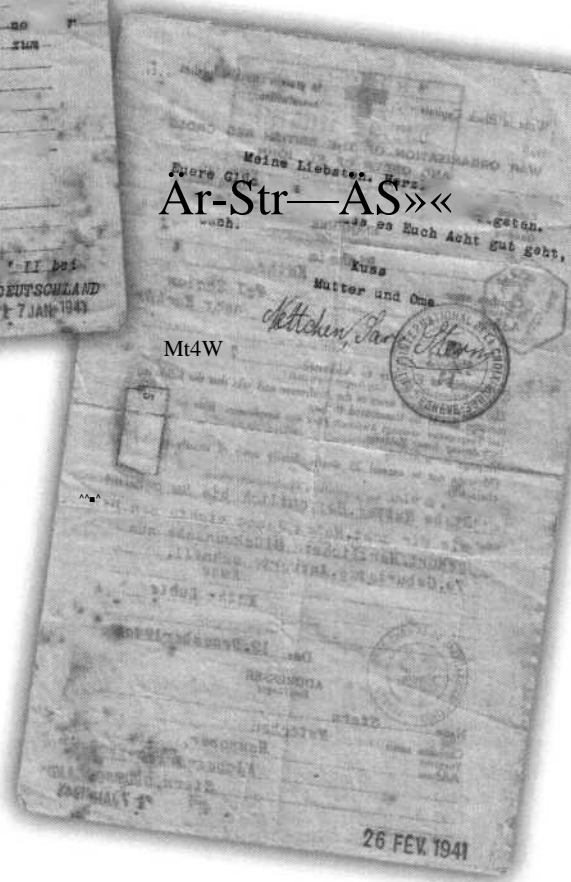
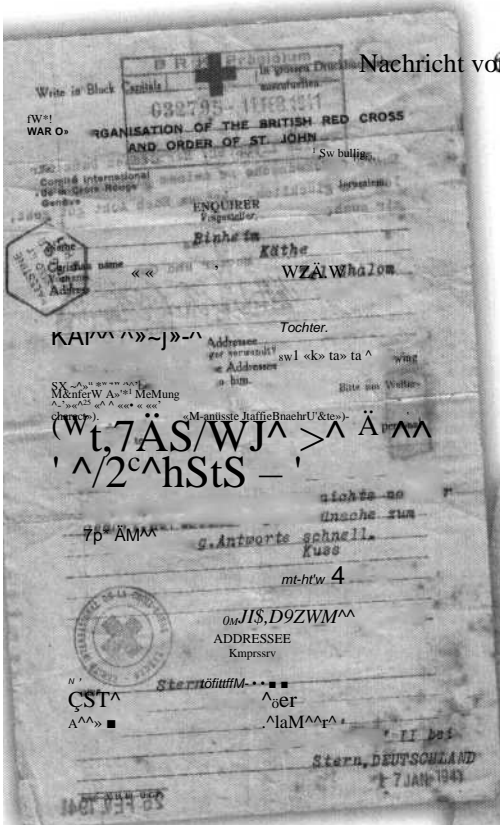
INTERNATIONAL RED CROSS

26 FEB 1941

7. Antwort von Nettchen Stern an ihre Töchter (über das Rote Kreuz verschickt)

Nachricht von Käthe und

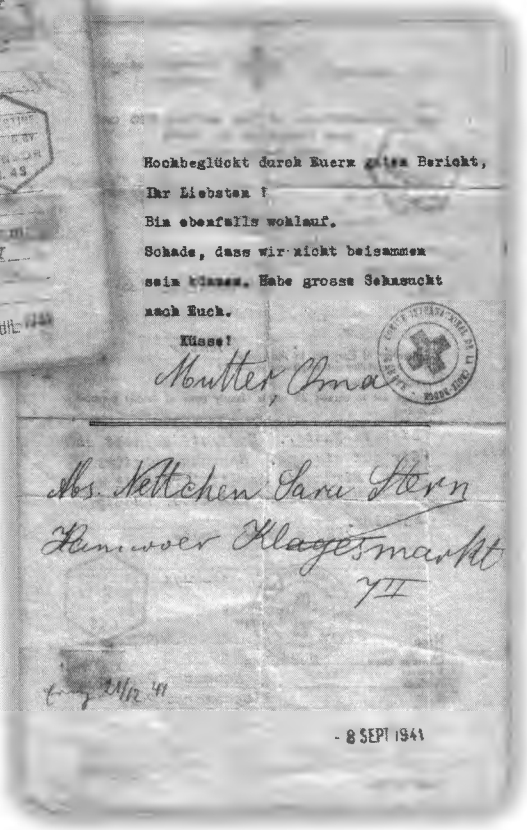
Lucie vom 19. Dezember 1940 an ihre Mutter Nettchen Stern in Hannover (über das Rote Kreuz verschickt)



- 7. Antwort von Nettchen Stern an ihre Töchter (über das Rote Kreuz verschickt)



8. Nachricht von Käthe und Lucie vom 13. Juni 1941 an ihre Mutter Nettchen Stern in Hannover (über das Rote Kreuz verschickt)



9. Antwort von Nettchen Stern an ihre Töchter (über das Rote Kreuz verschickt)

Hochbeglückt durch Eueren guten Bericht,  
Ihr Liebsten!  
Bin ebenfalls wohl auf.  
Schade, dass wir nicht beisammen  
sein können. Habe grosse Sehnsucht  
nach Euch.  
Küsse!  
Mutter, Anna

Mrs. Nettchen Stern  
Hannover Klagesmarkt  
7 II

8 SEPT 1941



11. Reisestationen  
Lucie und Hugo  
Mendels und  
des Autors  
Emanuel Rosen

10. Brief von Hugo Mendel,  
15. August 1956

Himmelstuf 15. VIII. 1956

Meine liebe Lucie, meine  
geliebten Kinderchen,  
Die letzte Nachricht über meine  
Ankunft ist bereits abgegangen. In  
ich würde einem kleinen Journal leben: O  
nicht viel! Programmierung in der  
den Kopfes stecke er Herr nach  
stapel, das er hatte er hat ja, was  
diese Zeit - auf der Welt, aber  
dazu hat. In Herr war der Sohn  
dazu hat. In Herr war der Sohn  
mit bekannter K. V. 1956, 1956  
Ch. v. Magistrate Quersberg, aus T.A. d.  
Richt am Friedrich Coud ist. W. Keller  
berühren - ich bin - Flug über  
Hilf mir, sag mir, was ich  
Friedrich, sag mir, was ich  
s. Keller, sag mir, was ich  
me anfangen, Keller, sag mir, was ich  
Hilf mir, sag mir, was ich  
anfangen, Keller, sag mir, was ich





drei geliebten Kinder! <sup>zu</sup>  
 Augenblick, als ich das Janu- <sup>bild</sup>  
 & Maria sah, glaubte ich, das  
 e Mädchen nicht zu, da nicht  
 eine junge- <sup>hübsch</sup>  
 erndung die große Ähnlich-  
 it zwischen mir sehr mit dem  
 net von der Maria-Ähnlichkeit  
 dass du auch das diese Bild  
 wa mitschicktest. es ist ja be-  
 s golzig. So vergessen wir wenig-  
 wähnt, wie diese kleine Bunte  
 ist. Ich hoffe mal mit dem  
 ihre uns an <sup>das</sup> ist für uns dann  
 auch eine Freude. Ich freute  
 so, dass du so oft für  
 ein kleiner Bruder abgibt, wie  
 a schreibt. <sup>besucht</sup> du ihm, auch  
 in. machst ihm mit gute Sachen  
 +? du weißt doch, wie sehr ich mich  
 alle, wenn die meinem Kind hilft.  
 werde waren Vati u. ich mal stur  
 affectrinken auf der Küchertasse,  
 auf die du, ob Maria, harricot verk-  
 u. Schokoladenprobier mit Sahne gek-  
 hast. Man erinnert sich hier ja an  
 so vieles. Die Chateaus sind noch  
 dieselben. Das Ganze war überhaupt  
 selbst Kurkauer, ein grosses & K,  
 für das man heute noch weniger  
 Verständnis hat. Vati, der jetzt auf der  
 Reise wahrscheinlich wieder der alte Pava-

III  
 hier ist, glaubte aber, um  
 etwas anderes werden zu  
 jungen, wie im Rathaus  
 auch über das ganze keine  
 ansonsten laufen wir sehr  
 guten Witz, dass man mich  
 Rückkehr nicht ohne Leber  
 dich den Zoll lassen wir  
 nicht glauben, ich hätte  
 ei haben ausgestopft. So  
 den 14 Tagen geworden.  
 so eingekerkert u. g  
 affel überall so herum  
 einfach nicht widersteh  
 waren alle Partim  
 ungehalten. Hier gibt es e  
 nach ausgerechnet.  
 neuen & Väter, das in  
 oht. Hoffentlich schen  
 bald alles über Klein  
 dass du einen so schön  
 bekommen hast. Da h  
 rkte Tula, die beste,  
 s, das sie der auch  
 Packungshaut hat. Tat  
 wirklich gut, dass a  
 allein gehalten tra  
 du ganz. Dann ist es  
 dass du u. Irma u.  
 u. meint das, habe  
 diese gesprochen. Man, ist  
 Kesslich. Wir freuen uns ach  
 abgelehnt, dass keine Tugend  
 verhindern. Ihre Einstellung

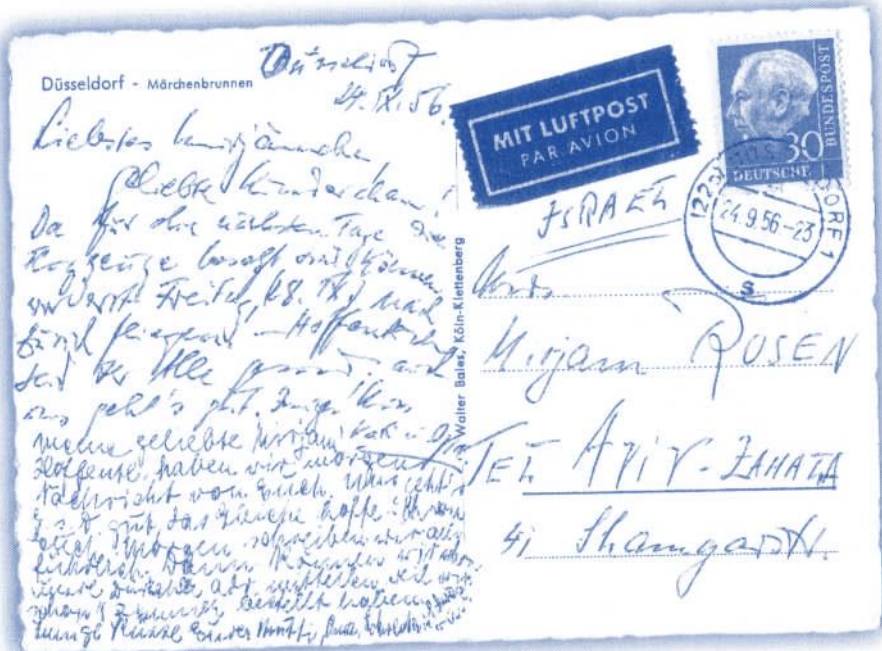
14. Brief von Lucie Mendel, 29. August 1956

nicht unglücklich bleibt  
vollkommen fremd. Die hat das  
was sie von jedem angesehen  
ie hat direkt hinderwertig-  
unpfeilend bekommen. Ich dachte,  
Anstellung ist nicht sehr  
sch, sondern die, einer israeli-  
weit aus selbstbestimmten, gera-  
tenden. Dass man einmal, noch  
in hier herumlaufen ist doch auch  
zu geringsten, wenn mich immer  
alles begleitet, Wald, Landschaften,  
gegenstände, Kleider, Lederwaren,  
gehörner, meiste Arbeit bei Handarbeiten,  
einzelne, aus weichen Material  
hergestellt sind, man würde mir  
Gaukel sein, mir gefallen, hat mir  
ästhetische Freude. Ich habe  
Dass noch schlimmer als hier. Das  
wäre, was ich je gesehen habe, hatten  
nicht vorher sehen dürfen. Aus-  
sage! - Hier im Hotel geht alles  
sehrlich korrekt zu mit ungeheurer  
Pflicht vor sich. Jeden Abend, stellt  
Morgens Mahlbrot uns. Und  
Ich vor, wir machen diese ganze  
Angelegenheit mit. Außerhalb des Hotels  
würde es mir eher einfallen, einen  
noch älteren Gast, als ich es bin, zu grüßen  
dieser, schäufeligen, überhaupt Nebenwör-  
ubikation ist in Aluminium, sondern auch  
ig, nicht etwa zu uns, sondern auch  
einander. Das, was mir auffällt,  
ist mit, dass man schrecklich affek-

iertes deutsch miteinander  
es geht's mich an, hier soll's  
öffentl. steht zu, lb. Wirtin  
Ich zu sehr in der Arbeit. Wo  
Ich würde, in dass es ein  
Ich war, in der Rainess cha-  
zu sein, ohne uns zu für  
Ich für jedenfalls dafür, dass  
Ich würde, auch schon u  
zu sein. Aber jetzt fangen  
zu, uns zu erholen, zu. Dann  
los: nächste Woche von  
einzigem Arbeiter man  
die geplante Reizevorteil.  
Feilbagen machen, wird  
nicht, Ich bin jetzt nicht  
wird ich dafür waschen  
gerade von einem Sees  
nicht nur zum Winnen  
Räthe los ist, es ist doch  
sollte mit Sie mach  
einfach Kapitäl in einem  
Kraut auf sich. Dabei  
eigentlich auch keine schle  
Mozumutter. Es wäre viderlich  
tig, wenn Tank Räthe sich bei  
jätischen erholen würde. Für  
ja zu wenig Räthe in sich. Ich  
weine geliebten Kinder! Mis  
Räthe. Ich werde ihr morgen  
auch dreien herzlichste  
Füsse über die schuldenden  
Herz. Mit zu Russ an Tank lie  
sich selbst natürlich wieder au



15. Ansichtskarten aus Königstein von Lucie und Hugo Mendel sowie anderen,  
12. September 1956



Düsseldorf - Märchenbrunnen Düsseldorf  
24.9.56  
 Liebstes Mirjämchen / geliebte Kinderchen!  
 Da für die nächsten Tage die Flugzeuge besetzt sind / können wir erst Freitag, 28.IX. nach / Zürich fliegen. – Hoffentlich / seid ihr alle gesund? auch / uns geht's gut. Inniger Kuss / Vati u. Opa  
 Meine geliebte Mirjam / Hoffend [ich] haben wir morgen / Nachricht von Euch. Uns geht es / G.s.D. [Gott sei Dank] gut, das Gleiche / hoffe ich von / Euch. Morgen schreiben wir aus- / führlich. Dann können wir schon / unsere Zürcher Adr [esse] mitteilen, weil wir / schon 1 Zimmer bestellt haben. /  
 Innige Küsse Eure Mutti, Oma, Schwester und Schwägerin.

16. Ansichtskarte «Märchenbrunnen» aus Düsseldorf, 24. September 1956, mit Transkription des Textes



# OBERLANDESGERICHT DÜSSELDORF

IM NAMEN DES VOLKES

## URTEIL

17 U (Entsch.) 110/67  
23 O (Entsch.) 77/65  
LG Düsseldorf

Verkündet am 29. Oktober 1969  
Zimmermann, Justizangestellte  
als Urkundsbeamtin der Geschäfts-  
stelle des Oberlandesgerichts

In dem Entschädigungsrechtsstreit

des Landes **N o r d r h e i n - W e s t f a l e n**,  
vertreten durch die Landesrentenbehörde Nordrhein-Westfalen  
in Düsseldorf, Fannestraße 26,

Klägers und Berufungsklägers,

**g e g e n**

die Witwe Dr. Hugo Mendel, Laci geb. Stern, Tel Aviv (Israel),  
Reines Straße 5,

Beklagte, und Berufungsbeklagte,

Prozessbevollmächtigte: Rechtsanwälte Dr. A. Michels und Dr. G.  
Behlfeld in Duisburg, Am Buchenbaum 42,

w e g e n Entschädigung für Schaden an Leben

17. Urteil des Oberlandesgerichts Düsseldorf vom 29. Oktober 1969 (Deckblatt)



18. Blick in die Grosse Weststrasse in Hamm, ca. 1930. Der expressionistische Backsteinbau des ehemaligen Geschäftshauses Lommel wurde 1927 errichtet. Das Café Metropol im ersten Stock war ein beliebter Treffpunkt zu jener Zeit.



19. Das Gebäude Weststrasse 24 hat oft seine Bewohner gewechselt. Heute (2020) befinden sich hier eine Galerie, ein Friseurladen und eine Arztpraxis. Hugo Mendels Anwaltskanzlei befand sich im ersten Stock.



20. Stolperstein von Nettchen Stern in Northeim

21. Stolpersteine der Mendels in Hamm



# „Ein emotionaler Tag“

PRIVAT Raphael Medan nutzte den Tag der Einweihung des Mahnmals „Alte Synagoge“, um seinem Sohn Ido die Wurzeln der Familie zu zeigen

Von Marion Siebert

**HAMM** • Raphael Medan (78) ist immer noch tief ergriffen. „Was mich vor allem beeindruckt hat, waren die vielen Menschen, die an der Einweihung des Mahnmals „Alte Synagoge“ teilgenommen haben. Es war für mich ein sehr, sehr emotionaler Tag“, sagt Medan, der eigens aus Jerusalem angereist war, um den Tag in seiner Heimatstadt zu erleben.

1926 wurde Medan in Hamm geboren. Sein Vater war Rechtsanwalt, am Oberlandesgericht zugelassen, die Familie lebte gern in der Lippestadt, hatte ihr soziales Umfeld gefunden. Der Weg in die Synagoge an der Kleinen Weststraße war selbstverständlich. „Ich selbst habe nicht mehr viele Erinnerungen an Hamm“, sagt Medan, der trotzdem die Reise auch aus dem Grund angetreten hat, um seinem Sohn Ido die „Wurzeln seiner Familie“ zu zeigen. Im Februar 1933 dann der Schicksalsschlag für die Familie. „Mein Vater bekam Bescheid, dass er seinen Beruf nicht mehr ausüben durfte.“ Die Familie Medan entschied sich, alle Brücken abzubrechen, und ins damalige Palästina auszuwandern. „Das dauerte aber noch bis November 1933, dann sind wir schließlich über Italien nach Israel ausgewandert“, weiß Medan.



Lauschten ergriffen den Reden (von rechts): Ido und Raphael Medan, Dr. Paul-Otto Sammuelsdorff. • Foto: Rother

Erste Kontakte zu Hamm entstanden 1991 wieder, als es ein Treffen der Hammer Juden gab. Dort traf er auch seinen Spielkameraden Dr. Paul-Otto Sammuelsdorff wieder, wie er in Hamm geboren und vor dem NS-Regime nach Israel geflüchtet. Sammuelsdorff lebt heute in Köln und war ebenfalls bei der Feierstunde zur Einweihung des Mahnmals in Hamm. Mitgebracht hatte Medan jetzt auch seinen Nefen Emmanuel Rosen, der in den USA lebt und ein Buch über die Familiengeschichte der Medans schreibt. „Emmanuel ist der Sohn meiner inzwischen verstorbenen Schwester, die auch 1991 mit zum Besuch in Hamm war.“

Als die Einladung von Oberbürgermeister Thomas Hunsteger-Petermann zur Einweihung der Alten Synagoge gekommen war, habe es für ihn kein Nachdenken gegeben. „Ich wollte meinem Sohn meine Heimat zeigen, deshalb hat die Familie beschlossen, dass wir beide fahren“, erzählt der alte Herr, der an Parkinson erkrankt ist bei einem Gespräch im Hotel Stadt Hamm.

Seine heutigen Gefühle gegenüber den Deutschen? Diese Frage ist für den ehemaligen Diplomaten schwer zu beantworten. „Die jüngere, nachgewachsene Generation muss heute keine Schuldgefühle mehr haben. Aber die schlimme Zeit darf nicht in

Vergessenheit geraten. Denn: Ein Volk, das seine Vergangenheit nicht kennt, hat keine Zukunft“, mahnt Medan eindringlich. Er hofft, das die neu geschaffene Stätte an Santa-Monica-Platz zu einem Treffpunkt für Jung und Alt wird.

Ganz besonderes Lob zollt er dem Paderborner Künstler Wilfried Hageböling. „Er hat es meisterhaft geschafft, die Umrisse des ehemaligen jüdischen Schulgebäudes und der Synagoge so nach Osten auszurichten, dass die Spitzer Richtung Jerusalem zeigen“ interpretiert er die Arbeit des Künstlers. Über den Festakt selbst spricht er in leisen Tönen. „Es war sehr eindrucksvoll, erstklassig organisiert und sehr emotional für uns alle.“

Für ihn ging die Reise in die Vergangenheit weiter nach Frankfurt, wo er als Vorstandsmitglied der Europäischen Parkinson-Liga einer Klinik einen Besuch abstattete. „Dann will ich meinem Sohn noch Frankfurt zeigen und anschließend Verwandte in Stuttgart besuchen“, erzählt er. Am Sonntag geht dann der Flieger zurück nach Israel. Zum Schluss des sehr freundlichen Gesprächs ein kräftiger Händedruck, ein herzliches Dankeschön für das Interesse an seiner Person und die Hoffnung, dass es nicht sein letzter Besuch in Hamm gewesen sein möge.

22. Einweihung der Gedenkstätte Alte Synagoge in Hamm am 3. Dezember 2003. In: Westfälischer Anzeiger vom 6.12.2003



# Ein paar Gedanken zum Schluss

## Nachwort von Mechtild Brand

Die Erinnerung an das Novemberpogrom am 9. November 1938 und an die Befreiung von Auschwitz am 27. Januar 1945 gehört heute selbstverständlich zum Jahreskalender der Bundesrepublik Deutschland. Das war lange nicht so, wie ich aus meiner eigenen Erfahrung weiss. Die Entstehung des Buches, das Emanuel Rosen jetzt auch in Deutschland zur Geschichte seiner Familie vorlegt, beleuchtet genau genommen den langen und mühevollen Weg der Auseinandersetzung mit der NS-Zeit von zwei Seiten, aus der Sicht der Opfer und der Tätergesellschaft.

Dr. Hugo Mendel war ein erfolgreicher Anwalt und Notar in Hamm, als seine Existenz im April 1933 vernichtet wurde, weil er Jude war. Die letztlich tödlichen Folgen dieses Verlustes bestimmten den jahrelangen Kampf seiner Tochter gegen das Land Nordrhein-Westfalen um eine Rente für ihre Mutter. Hamm war in dieser Zeit der Name für den nie verschmerzten Verlust von Heimat.

Fast zeitgleich zu dieser rechtlichen Auseinandersetzung entwickelten sich in Hamm meine ersten Versuche, nach den verschwundenen Hammerjuden zu suchen. Meine Examensarbeit für die Katholische Akademie Münster sollte den Umgang von Christen mit Juden betrachten und als aktuelles Beispiel die Jüdische Gemeinde Hamm einbeziehen. Die Brisanz dieser Themenstellung im Jahr 1963 wurde mir sehr schnell klar.

Zum Umgang von Christen mit Juden sind mir einige wichtige Aspekte in Erinnerung geblieben. Die blühenden jüdischen Gemeinden am Rhein gingen in den Pogromen während der Kreuzzüge unter. Die Kennzeichnung von Juden an der Kleidung erfand das Laterankonzil (1215). Es folgten die Pogrome während der Pestjahre. Über Jahrhunderte gehörte es in vielen katholischen Kirchen zur Karfreitagsglitturgie, den vornehmsten Juden des lokalen Ghettos zu ohrfeigen,

denn das war Jesus bei seiner Verurteilung ebenfalls angetan worden (Mk 14, 65, Mt 27, 67-68, Lk 23, 63-65). Ausserdem las ich die Schrift Martin Luthers «Wider die Sabbather» (1538). Mit meinem Bild von Christentum hatte das alles nichts zu tun.

Die Suche nach den Hammer Juden erlebte ich auf dem Hintergrund der bundesrepublikanischen Wirklichkeit von 1963. Die Ereignisse der NS-Zeit waren damals ein verdrängtes Thema, obwohl der Eichmann-Prozess bereits abgeschlossen war, der Auschwitz-Prozess gerade vorbereitet wurde und im Dezember 1963 begann. Die Nachfrage nach Hammer Juden im Rathaus ergab 1963 eine klare Auskunft: Es hatte keine Hammer Juden gegeben und daher auch keine Verfolgung von Juden! Ausserdem sei das Stadtarchiv unter die Bomben gekommen!

«Unsinn!» meinte meine Mutter, als ich zu Hause davon berichtete. Meine Eltern hatten 1939 ihre erste Wohnung in einem Haus erhalten, aus dem die jüdischen Besitzer vorher vertrieben worden waren. Damit belegte meine Mutter gleichzeitig, dass der normale Deutsche durchaus das Verschwinden der jüdischen Nachbarn mitbekommen hatte. Sie wusste auch, dass in diese Wohnung Angehörige der ermordeten früheren Besitzer zurückgekehrt waren.

Auf der Suche nach Informationen zum Judentum hatte ich auf der Frauempore der neuen Synagoge in Münster zum ersten Mal eine Auschwitz-Überlebende kennengelernt, ohne die Nummer auf ihrem Arm und ihre Berichte in ihrer Bedeutung richtig zu begreifen. In Hamm folgte ich den Hinweisen meiner Mutter auf überlebende und zurückgekehrte Juden. An ihren Türen zu schellen und nach ihren Erfahrungen unter der NS-Diktatur zu fragen – das war nicht einfach und kostete mich grosse Überwindung.

Zuallererst besuchte ich Max Heymann und seine Frau in unserer früheren Wohnung. Max Heymann war in Theresienstadt befreit worden und hatte nur überlebt, weil seine nichtjüdische Ehefrau ihn trotz grossen Drucks nicht verlassen hat-

te. Beide empfingen mich freundlich, und bei Kaffee und Kuchen berichteten sie leise über die vielen Toten ihrer Familie. Für mich waren mit diesem Wohnzimmer zahlreiche schöne Kindheitserinnerungen verbunden, denn hier hatte ich zu laufen gelernt und mit meinem sterbenskranken Vater regelmässig gespielt, während gleichzeitig die Kinder der Familie Heymann mit ihren Eltern umgebracht wurden! Eigentlich war das, was sie berichteten, inzwischen nicht mehr ganz neu für mich. Doch in diesem Gespräch, in dem der ganze Schrecken der NS-Diktatur viele Namen bekam und von den ermordeten Verwandten, vom Vater, von Geschwistern, Schwägern, Nichten und Neffen die Rede war, gab es einen Moment, in dem mir die ganze Grauenhaftigkeit der Shoah plötzlich bewusst wurde, fast körperlich schmerzte und mir den Boden unter den Füßen wegzog.

Die von Verdrängung bestimmte deutsche Wirklichkeit holte mich sofort wieder ein, als ich völlig verstört nach Hause kam. Eine gerade anwesende Freundin meiner Mutter begann nach meinem Bericht, mich wüst zu beschimpfen. Ich sei ein Nestbeschmutzer, ein Vaterlandsverräter, jemand, der seine Heimat mit Dreck bewerfe! Ich habe nicht geantwortet. Aber seit diesem Tag suche ich die Antworten auf Fragen zur NS-Diktatur stets selber, bis heute.

Nach und nach besuchte ich auch die anderen Shoa-Überlebenden in Hamm, von denen die meisten wie Max Heymann in Mischehen lebten, die die NS-Zeit überdauert hatten. Nur eine Familie war aus dem Ausland zurückgekommen. Alle lebten sehr zurückgezogen. Teilweise erlebte ich in den Familien dieselbe Sprachlosigkeit, die auch die Öffentlichkeit beherrschte.

Nachdem ich von den Überlebenden einige Informationen zu den Plünderungen in Hamm während des Pogroms im November 1938 erhalten hatte, begann ich eine weitere Befragung, diesmal in der ‚deutschen‘ Nachbarschaft der geplünderten Wohnungen und Häuser. Es war nicht besonders aufwendig, viele Nach-

barn aus dem Jahr 1938 zu finden. Aber bei der Nachfrage nach ihren Erinnerungen zur Pogromnacht stiess ich auf glatte Ablehnung. Türen wurden zugeknallt. Man hatte nichts mitbekommen oder war gerade nicht zu Hause gewesen. Einige gaben dann doch zu, dass etwas auf der Strasse gelegen habe oder Scheiben zu Bruch gegangen seien. Aber – und diese Form der Berichte hörte ich immer wieder – man erinnerte sich gern und genau daran, dass ein paar Strassen weiter die schlimmsten Plünderungen in der Stadt stattgefunden hätten. Die Nachbarn in der anderen Strasse äusserten sich dann entsprechend über die Plünderungen um die Ecke. Letztlich verweigerte sich die Nachbarschaft. Wenigstens fand ich einige wenige Zeitzeugen, die mir von ihren Beobachtungen rund um die Synagoge am Tag danach berichteten.

Mein Professor blieb dabei. Es musste Hammer Juden gegeben haben. Deshalb verlangte er von mir, weiterhin regelmässig im Rathaus nachzufragen. An der Antwort änderte sich lange nichts. Inzwischen aber war ich mit meiner Hartnäckigkeit aufgefallen. Eines Tages hielt mich ein Mitarbeiter der Verwaltung auf dem Flur an und wies mich auf das Amt für Wiedergutmachung hin. Da seien zwar keine alten, aber sehr viele aktuelle Akten, aus denen ich sicher alles erfahren könnte, was ich wissen wollte. Damit verschwand er, und ich weiss bis heute nicht, wer mir damals geholfen hat.

Dem Ratschlag folgte ich sofort und stand kurz darauf im Amt für Wiedergutmachung. Dort war man entsetzt bei der Vorstellung, dass ich die Entschädigungsakten sehen wollte. Doch durch den grossen Druck meines Professors aus Münster erhielt ich schliesslich die Erlaubnis, die Entschädigungsakten der über die ganze Welt verstreuten Hammer Juden einzusehen. Meine Fassungslosigkeit nahm mit jeder Akte zu. Da wurde zum Beispiel das einzige überlebende Kind einer Familie ernsthaft gefragt, ob das Silberbesteck der Familie vor der Vertreibung aus der Wohnung denn vollständig gewesen sei! Je länger ich das alles las und einzuordnen versuchte, desto mehr wurde mir klar, dass ich die NS-Geschichte der Ham-

mer Juden nur von ihnen selbst erfahren konnte. Also habe ich jede verfügbare Adresse in den Akten angeschrieben und sehr viele Antworten erhalten. Mit manchen Familien bestehen die Verbindungen nun in der dritten Generation.

Hugo Mendels Tochter Mirjam Rosen hat nicht geantwortet. Wir begegneten uns erst 1989 in Tel Aviv im Haus von Edith Lebenstein (geb. Koppel, \*1910), bei der auch Marianne Koppel (geb. Rollmann, \*1915) zu Gast war. Alle drei Frauen hatten sehr schmerzliche Erinnerungen an Hamm und waren fest entschlossen, diese Stadt nie mehr zu betreten. Mirjam Rosen hat dann zwei Jahre später doch die Einladung nach Hamm angenommen. Bei der letzten der von der Stadt Hamm sehr grosszügig organisierten Besuchswochen für ehemalige jüdische Mitbürger wagte sie mit ihrer Tochter Eva Dimand und ihrem Bruder Raphael Medan die Rückkehr nach Hamm, mit jedem Schritt auf den Spuren ihres Vaters.

Während meine Verbindungen mit anderen Hammer Juden in Israel schon seit meinem ersten Besuch im Jahr 1965 bestanden, war die Begegnung mit Mirjam Rosen nur kurz, denn sie verstarb wenige Jahre später. Kurz nach ihrem Tod erhielt ich ein dickes Aktenpaket, in ihrem Auftrag zugeschickt. Es waren die Unterlagen zu ihrem Kampf um die Entschädigungsrente für ihre Mutter, deren Bewilligung von der Anerkennung des Selbstmordes ihres Vaters als Verfolgungsfolge abhängig gewesen war. Ich verstand ihr grosses Vertrauen und habe die Akten gehütet.

Eva Dimand, Mirjam Rosens Tochter, kannte ich aus Israel. Emanuel Rosen, der Sohn, lebt mit seiner Familie in Kalifornien. Er hatte bereits begonnen, die Geschichte seiner Familie zu erforschen. Von der Cebit in Hannover kam er kurz nach Hamm, und wir trafen uns 1994 zum ersten Mal. Schliesslich meldete er sich 2003 bei mir und wollte mehr über die Rückreise seiner Grosseltern 1956 nach Deutschland erfahren. Bei dieser Gelegenheit erhielt er das Aktenbündel zurück. Gleichzeitig begann unser gemeinsamer Weg und die Suche nach den Einzelhei-

ten seiner Familiengeschichte. Dazu gehörten für ihn nicht nur diese Akten und die Schachtel mit den Briefen der Grosseltern aus dem Nachlass seiner Mutter. Er besuchte auch alle Lebensorte seiner Grosseltern und Eltern und fuhr bis Riga, wo seine Urgrossmutter ermordet wurde. Die Einzelheiten dieser Erfahrungen hat er in diesem Buch beschrieben. Später hat er gemeinsam mit seiner Frau und seinen vier Kindern die Reise durch Westfalen noch einmal unternommen.

Die Nachkommen der NS-Opfer suchen verstärkt nach ihren Wurzeln. Das kann jedes Stadtarchiv bestätigen. Emanuel Rosen ist bei dieser Suche vorsichtig und zurückhaltend nach Hamm zurückgekehrt und fühlt sich der Stadt inzwischen durchaus wieder verbunden. Das hatte für alle in der Stadt grosse Bedeutung, die sich über mehrere Jahrzehnte hinweg darum bemüht haben, Zusammenhänge und Abläufe der Ereignisse vor Ort während der NS-Herrschaft aufzuspüren. Die NS-Zeit bestand aus vielen täglichen Gemeinheiten und der Ausübung von Macht gegenüber denen, die entrechtet worden waren – hier in dieser Stadt und durch Menschen, die einmal Freunde und Nachbarn gewesen waren. Gleichzeitig ist das jetzt vorgelegte Buch das erste Beispiel für eine genaue und detailreiche Rückbesinnung von Nachkommen Hammer Juden auf ihre mit Hamm verbundene eigene Geschichte.

Aber nicht nur das Buch selbst sondern auch die Art, wie es erzählt wird, ist bewegend. Emanuel Rosen, 1953 in Tel Aviv geboren, erlebte seine Kindheit mit seiner älteren Schwester als glückliche Geborgenheit, die seine Mutter und seine Grossmutter ihnen schenkten und sicherten. Der schwierige israelische Alltag in den ersten Jahrzehnten nach der Staatsgründung schränkte Emanuel Rosen auf seinen Entdeckungstouren durch Tel Aviv nicht ein. Eigentlich vollzog sich sein Leben – Studium, Familiengründung, Umzug nach Kalifornien – in normalen Bahnen, bis seine Mutter starb. Erst spät hatte er vom Selbstmord des Grossvaters durch sie erfahren. In ihrem Nachlass fand er dann die Unterlagen, die ihn zur Rei-

se in die eigene Geschichte veranlassten und über die er nun berichtet. So wie er als Kind Schritt für Schritt ins Leben fand, ist er den Wegen seiner Familie gefolgt, hat ihr Leben und ihre Verfolgung aufgespürt und sie in den Phasen dargestellt, wie sie ihm selbst nach und nach bewusst geworden sind.

Die deutsche Ausgabe seines Buches ist in Hamm entstanden. Die Übersetzung hat Wolfgang Schriek aus Hamm übernommen. Wolfgang Komo sass im Stadtrat, als die Begegnungswochen Hammer Juden 1988 geplant und dann durchgeführt wurden. Er war im selben Jahr auch an der Aufstellung einer ersten provisorischen Erinnerungstafel für die Synagoge auf dem Santa-Monica-Platz beteiligt gewesen. Und ich habe 1963 angefangen, die Hammer Juden zu finden, die es angeblich gar nicht gab.

Die bundesweiten Gedenktage zur NS-Diktatur sind wichtig. Sie ersetzen aber nicht den gemeinsamen Weg der Nachkommen der Opfer und der Täter auf der Suche nach dem, was Menschen in der NS-Diktatur und durch deren Schergen vor Ort angetan worden ist. Die Realität ist auch heute noch oft kaum zu ertragen. Bei meinen Wegen durch meine Heimatstadt Hamm habe ich die früheren Anschriften der verfolgten jüdischen Familien stets im Kopf.

Dieses Buch ist natürlich nicht gemeinsam entstanden, sondern in der englischen Version in Hamm angekommen. Aber seine deutsche Ausgabe ist das Zeugnis einer gemeinsamen Anstrengung mit Emanuel Rosen in der Stadt, in der die Geschichte ihren Ausgang nahm. Möge das Buch viele Leser finden!

Versöhnung und Frieden sind immer ein hartes Stück Arbeit. Aber es lohnt sich, sich dafür anzustrengen.

## Danksagungen

**D**as Schreiben dieses Buches glich dem Zusammensetzen eines Puzzles bis auf zwei Ausnahmen: Erstens hatte ich nicht alle Teile, und zweitens hatte ich nicht das Bild auf der Schachtel, um mir eine Vorstellung davon zu machen, wie das Endprodukt aussehen werde.

Mit anderen Worten, ich war ahnungslos. Deshalb bin ich den Dutzenden von Menschen so dankbar, die mir jeweils ein paar Puzzleteile überreicht und mir geholfen haben, sie an die richtige Stelle einzupassen. Zu diesen Menschen gehören (in keiner bestimmten Reihenfolge): Martin Mendel, Miriam Tolkowsky, Franz Rose, Gertrud Katz, Yael Katz, Idith Althausen, Emmy Bödeker, Beate Bödeker-Kenke, Frank Ephraim, Miriam Loewy, Paul Otto Samuelsdorff, Daniela Samuelsdorff, Miryam Rothenstein, Mechtild Brand, Michael Katzenstein, Hansjörg Schiebe, Ofer Binheim, Yehudit Binheim, Ruth Grossman, Benjamin Grossman, Irnfried Rabe, Ekkehard Just, Hans Harer, Martina Mussmann, Gabriele Lehmborg, Lore Oppenheimer, Ruth Joffe, Gerda Wasserman, Heinz Häfner, Raphi Medan, Reuven Givon, Michal Heinberg, Michael Eichenberg, Lotte Seidel, Meredith Alexander, Elisabeth Segre, Ralf Forsbach, Yaakov Froehlich, Hertha Adler und Nadine Gaab. Ich bin für die Richtigkeit, Anschaulichkeit und das Meinungsbild in diesem Buch verantwortlich, aber ich bin dankbar für die Hilfe, die mir diese Menschen geleistet haben.

Auf meinen Reisen habe ich etliche Bibliotheken und Archive aufgesucht, und ich möchte den Bibliothekaren und Archivaren in Hamm, Frankfurt, Wiesbaden, Northeim, Jerusalem, Tel Aviv, New York und anderen Städten meinen Dank aussprechen, die mir stets bereitwillig jegliche Unterstützung gewährt haben. Dazu gehören auch diejenigen, die hinter den Kulissen tätig waren und Informationen in Online-Archiven bereitgestellt haben, wie das Archiv des Leo-Baeck-Instituts (LBI), das Zentrale Zionistische Archiv (The Central Zionist Archives),



Yad Waschem («Gedenkstätte der Märtyrer und Helden des Staates Israel im Holocaust»), die Historische Jüdische Presse (Historical Jewish Press) und andere.

Besonderer Dank gilt Mechtild Brand für das aufschlussreiche Nachwort und dafür, dass sie mit ihrer unendlichen Energie und ihrem Wissen die deutsche Übersetzung des Buches vorangetrieben hat. Mechtild war immer da, um jede Frage zu beantworten, die ich hatte, und ich erfuhr von ihr nicht nur etwas über die Juden von Hamm, sondern auch über das Schicksal anderer Gruppen, die während der Nazi-Zeit dort lebten: Sinti, französische Kriegsgefangene, polnische und ukrainische Zwangsarbeiten Ich bin auch mehreren anderen Personen für ihren wichtigen Beitrag zur deutschen Fassung dankbar: Eine grosse Freude war mir die Zusammenarbeit mit Wolfgang Schriek, dem talentierten und engagierten Übersetzer, der stundenlang jedem noch so kleinen Detail nachgegangen ist (und mir dabei ein wenig Deutsch beigebracht hat). Die Übersetzung dieses Buches mit seiner Mischung aus Hebräisch, Englisch jiddisch und speziellen Familienausdrücken ins Deutsche stellte eine grosse Herausforderung dar, und Wolfgang hat sie mit Bravour gemeistert. Vielen Dank auch an Wolfgang Komo, der dieses Projekt vom ersten Tag an unterstützt und ihm mit seiner eigenen profunden Kenntnis der jüdischen Gemeinde von Hamm weitergeholfen (und wie durch ein Wunder die Dissertation meines Grossvaters ausfindig gemacht) hat. Ein Glücksfall war es, dass Angelika Lauhus ihre Erfahrung und ihr Wissen anbot, um das Manuskript gut lesbar zu machen und seine Anmerkungen in eine richtige Form zu bringen. Richard Müller-Schmitt, beruflich breit erfahren im Redigieren war uns mit sprachlichen und stilistischen Vorschlägen eine riesengrosse Hilfe. Und nicht zuletzt haben Jana Rogge und das Team des Eckhaus Verlags aus dem Manuskript ein richtiges Buch gemacht! Ich bin all diesen Personen zu grossem Dank verpflichtet, die so viel guten Willen, Wissen und Erfahrung in dieses Projekt eingebracht haben, so dass die deutschen Leser damit etwas anfangen können.

Für ihre grosszügige Unterstützung, die den Druck ermöglicht hat, geht mein Dank an den Landschaftsverband Westfalen-Lippe und den Hammer Geschichtsverein.

Danke auch an Bernhard Schlink, Gabriela Shalev, W. Michael Blumenthal und Martha Minow für ihre freundlichen Worte. Noch viele andere Menschen haben mir mit ermutigenden Worten und Kommentaren zu frühen Versionen des Manuskripts geholfen, und jedem Einzelnen von ihnen bin ich dankbar. An dieser Stelle reicht der Platz nicht, sie alle zu nennen, aber ich muss meine Freunde und meine erweiterte Familie in Israel erwähnen, die gleichzeitig als Forschungsassistenten, Berater und Ansporer dienten. Ganz oben auf der Liste steht meine Schwester Eva Dimand, die mir von Anfang an bei diesem Projekt unschätzbare Hilfe gewährt und mir den Rücken gestärkt hat. Meine Frau Daria und meine Kinder Noam, Yonatan, Maya und Mika sind, nach meiner ersten Forschungsreise dorthin, mit mir nach Deutschland gefahren, und seitdem begleiten sie mich auf dieser Reise. Eure Fragen, eure Ermutigung und eure Unterstützung bedeuten mir alles. Ich danke euch.

«Die heutige Generation kann über die Verfolgung und Vernichtung der Juden vor und im Zweiten Weltkrieg kaum noch als ihre persönliche Vergangenheit schreiben. Aber die Vergangenheit darf nicht verlorengehen, und es ist wichtig, dass über sie geschrieben wird, was über sie gefunden werden kann. Ich habe Respekt für das, was Emanuel Rosen in seinem Buch tut: Er hat die Geschichte seiner Familie geduldig und sorgfältig erforscht und führt uns anschaulich durch das, was er gefunden hat.»

BERNHARD SCHLINK, SCHRIFTSTELLER

«Dies ist eine fesselnde und einnehmende Erkundung einer Familie, deren Leben durch die Restriktionen der Nazis, durch das Leben als Immigranten in Israel und durch die Suche eines Enkels nach fehlenden Teilen der Erzählungen dauerhaft verändert wurde.»

MARTHA MINOW, HARVARD LAW SCHOOL

«Mit Sensibilität, Liebe und Humor erzählt Emanuel Rosen die Geschichte seiner Jeckes-Grosseltern, deren Einwanderung und Schwierigkeiten im Heimatland des Jüdischen Volkes sowie deren Reise auf der Suche nach ihren Wurzeln und ihrer Identität in Deutschland. Ein wichtiges und faszinierendes Buch, das in mir tiefe Gefühle und die Sehnsucht nach einer Generation geweckt hat, die es nicht mehr gibt.»

GABRIELA SHALEV, EHEMALIGE BOTSCHAFTERIN ISRAELS  
BEI DER UNO, EM. PROFESSORIN DER HEBRÄISCHEN  
UNIVERSITÄT JERUSALEM

«Ich dachte, ich werfe einen kurzen Blick in dieses Buch, aber dann hörte ich anderthalb Tage nicht mit dem Lesen auf.»

W. MICHAEL BLUMENTHAL, EHEMALIGER US-FINANZ-  
MINISTER UND VON 1997 BIS 2014 DIREKTOR DES  
JÜDISCHEN MUSEUMS BERLIN

# Impressum

## Einbandabbildung

Das Foto zeigt Mirjam Rosen zu Hause an ihrer Schreibmaschine,  
Sommer 1957.

---

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Vervielfältigung und Verbreitung – auch von Teilen – bedürfen der ausdrücklichen Genehmigung des Verlages. Das gilt insbesondere für Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verbreitung in elektronischen Systemen.

© Emanuel Rosen

1. Auflage 2021

Eckhaus Verlag  
Rogge GmbH, Butteltstedter Straße 25, 99427 Weimar

Geschäftsführung: Jana Rogge  
Verlagsleitung: Katja Völkel  
[www.eckhaus-verlag.de](http://www.eckhaus-verlag.de)

*Layout*  
*Lektorat*

Jana Rogge, Mario Müller  
Katja Völkel

*Fotos*  
*Gesamtherstellung*

Wenn nicht anders angegeben, aus dem Privatbesitz des Autors  
Rogge GmbH, Weimar

ISBN 978-3-945294-36-9